<36638149400014

<36638149400014

Bayer. Staatsbibliothek

f. o. germ. 1187

Bibliothek
der
Deutschen Nationalliteratur
des
achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Zweiunddreißigster Band.

Justus Möser: Patriotische Phantasien.

Erster Theil.

Beer g

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

51 lg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek
der
Deutschen Nationalliteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.

I. Deutsche Classiker des Mittelalters.
II. Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.
III. Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.
IV. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig hat sich die Aufgabe gestellt, nach und nach eine Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit herauszugeben und dem deutschen Volke in correcten Ausgaben, zu wohlfeilem Preise und in gefälliger Ausstattung darzubieten.

Alles Hervorragende aus den verschiedenen Perioden des deutschen Schriftthums soll in dieser Bibliothek seine Stelle erhalten; mit Reichhaltigkeit soll sich planmäßige, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Auswahl verbinden.

Die Texte werden den besten Drucken und Handschriften entnommen und von allen Spuren der Entstellung sorgsam gereinigt. Ausführliche Einleitungen geben Kunde von dem Lebens- und Bildungsgange der Dichter sowie von ihrer literargeschichtlichen Bedeutung; Anmerkungen und Worterklärungen vermitteln, wo solches nöthig erscheint, das Verständniß des Einzelnen.

Die Bibliothek umfaßt nachstehende vier Sammlungen, welche von der Kritik aufs günstigste beurtheilt wurden und bereits weite Verbreitung im In- und Auslande gefunden haben:

I.

DEUTSCHE CLASSIKER DES MITTELALTERS.

MIT WORT- UND SACHERKLÄRUNGEN.

BEGRÜNDET

VON

FRANZ PFEIFFER.

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt des I.—XII. Bandes.

I. WALTHER VON DER VOGELWEIDE. Von *Franz Pfeiffer*. Dritte Auflage, herausgegeben von *Karl Bartsch.*

II. KUDRUN. Von *Karl Bartsch.* Zweite Auflage.

III. DAS NIBELUNGENLIED. Von *Karl Bartsch.* Zweite Auflage.

IV. HARTMANN VON AUE. Von *Fedor Bech.* Erster Theil: Erec der Wunderaere. Zweite Auflage.

V. HARTMANN VON AUE. Von *Fedor Bech.* Zweiter Theil: Lieder. Erstes Büchlein. Zweites Büchlein. Grêgorjus. Der arme Heinrich.

VI. HARTMANN VON AUE. Von *Fedor Bech.* Dritter Theil: Iwein.

VII. GOTTFRIED VON STRASSBURG. Von *Reinhold Bechstein.* Tristan. Erster Theil.

VIII. GOTTFRIED VON STRASSBURG. Von *Reinhold Bechstein.* Tristan. Zweiter Theil.

IX. WOLFRAM VON ESCHENBACH. Von *Karl Bartsch.* Parzival und Titurel. Erster Theil.

X. WOLFRAM VON ESCHENBACH. Von *Karl Bartsch.* Parzival und Titurel. Zweiter Theil.

XI. WOLFRAM VON ESCHENBACH. Von *Karl Bartsch.* Dritter Theil.

XII. ERZÄHLUNGEN UND SCHWÄNKE. Von *Hans Lambel.*

II.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt des 1.—6. Bandes.

1. **Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.** Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.
2. **Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert.** Von Julius Tittmann. Erster Theil: Nikolaus Manuel. Paul Rebhun. Lienhart Kulman. Jakob Funkelin. Sebastian Wild. Petrus Meckel.
3. **Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert.** Von Julius Tittmann. Zweiter Theil: Bartholomäus Krüger. Jakob Ayrer.
4. **Dichtungen von Hans Sachs.** Erster Theil: Geistliche und weltliche Lieder. Von Karl Goedeke.
5. **Dichtungen von Hans Sachs.** Zweiter Theil: Spruchgedichte. Von Julius Tittmann.
6. **Dichtungen von Hans Sachs.** Dritter Theil: Dramatische Gedichte. Von Julius Tittmann.

III.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**

8. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt des 1.—4. Bandes.

1. **Martin Opitz' Ausgewählte Dichtungen.** Von Julius Tittmann.
2. **Paul Fleming's Gedichte.** Von Julius Tittmann.
3. **Friedrich von Logau's Sinngedichte.** Von Gustav Eitner.
4. **Andreas Gryphius' Dramatische Dichtungen.** Von J. Tittmann.

IV.

Bibliothek
der
Deutschen Nationalliteratur
des
achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.

8. Jeder Band geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Inhalt des 1.—35. Bandes.

1. **Schleiermacher's** Reden über die Religion. Von C. Schwarz.
2. **Klopstock's** Oden. Von Heinrich Düntzer.
3. 4. **Musäus'** Volksmärchen. Von Moritz Müller.
5. 6. **Kortum's** Jobsiade. Von F. W. Ebeling.
7. **Ernst Schulze's** Bezauberte Rose und Poetisches Tagebuch. Von Julius Tittmann.
8. **Lessing's** Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise. Von Hermann Hettner.
9. **Wieland's** Oberon. Von Reinhold Köhler.
10. 11. **Maler Müller's** Dichtungen. Von Hermann Hettner.
12. **Körner's** Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde. Von Rudolf Gottschall.
13. 14. **Forster's** Ansichten vom Niederrhein. Von Wilhelm Buchner.
15. **Herder's** Cid. Von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis.
16. **Seume's** Spaziergang nach Syrakus. Von H. Oesterley.
17. 18. **Wilhelm Müller's** Gedichte. Von Max Müller.
19. 20. **Goethe's** Faust. Von Moriz Carriere.
21. 22. **Bürger's** Gedichte. Von Julius Tittmann.
23.—25. **Herder's** Ideen zur Geschichte der Menschheit. Von Julian Schmidt.
26. **Voß'** Luise und Idyllen. Von Karl Goedeke.
27. **Schleiermacher's** Monologen und Die Weihnachtsfeier. Von Carl Schwarz.
28. **Moses Mendelssohn's** Phädon u. Jerusalem. Von A. Bodek.
29. **Hölty's** Gedichte. Von Karl Halm.
30. **Gellert's** Fabeln und Geistliche Lieder. Von K. Biedermann.
31. **Fichte's** Reden an die deutsche Nation. Von J. H. Fichte.
32. 33. **Möser's** Patriotische Phantasien. Von Reinhart Zöllner.
34. **Schiller's** Wilhelm Tell. Von Moriz Carriere.
35. **Blumauer.** Virgil's Aeneis travestirt.

Die bereits erschienenen Bände dieser vier Sammlungen sind, geheftet oder gebunden, nebst ausführlichern Prospecten in allen Buchhandlungen vorräthig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek
der
Deutschen Nationalliteratur
des
achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Patriotische Phantasien.

Von

Justus Möser.

Mit Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben

von

Reinhard Zöllner.

In zwei Theilen.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Justus Möser.

Die geistlichen Staaten Deutschlands hatten im vorigen Jahrhundert ihre Macht wie ihr Ansehen fast vollständig verloren; die Zahl der selbständigen Bisthümer hatte sich immer mehr verringert, seitdem die Kapitel es gestatteten, daß deutsche Reichsfürsten zugleich Regenten einer oft nicht unbeträchtlichen Anzahl von Bisthümern und Abteien waren. Die innern Verhältnisse trugen auch nichts zur Kräftigung der politischen Stellung dieser Kleinstaaten bei; das Kapitel, berechtigt zur Wahl des Bischofs, war eine aristokratische Corporation, welche, als Theilhaber der Regierungsgewalt, dem Landesherrn gegenüber ihre Vorrechte mit Entschiedenheit zur Geltung zu bringen wußte und, weil sie das Land für ihre eigenen Interessen ausnutzen wollte, auf der einen Seite die Unterthanen bedrückte, auf der andern zu häufigen Conflicten mit dem Landesherrn Veranlassung gab. Solche Verfassungskämpfe drehten sich nun nicht um große Principien; Selbstsucht stritt hier wie dort, denn auch die Bischöfe, welche dem Lande meist durch die Geburt fremd waren, hegten nicht höhere Regierungsansichten als die Kapitel.

Diese Uebelstände hatte Osnabrück mit allen übrigen geistlichen Staaten gemein; ja die Verhältnisse waren hier noch geeigneter zu Verwickelungen, weil die Bevölkerung gemischter Confession war und ein protestantischer Administrator mit einem katholischen Bischof wechseln mußte, das Domkapitel aber aus zweiundzwanzig katholischen und drei protestantischen Domherren bestand, während die Mitglieder der Ritterschaft zum größten Theil Protestanten waren.

So lag denn mannichfacher Zündstoff nebeneinander; daß er nicht entbrannte, war einem Manne zu danken, welcher mit ungemeinem Geschick und seltener Menschenkenntniß drohenden Conflicten vorzubeugen und die entgegengesetzten Parteien zu schlichten und zu leiten wußte. Dies war Justus Möser — ein größerer Diplomat als manche, welche in seinen Tagen an der Spitze europäischer Großmächte standen, ausgezeichnet nicht nur durch eminentes Geschick in der Verwaltung, sondern auch durch das Streben, das Volk über Staatsverhältnisse und die Grundsätze seiner eigenen amtlichen Wirksamkeit aufzuklären. Heute fällt es niemand auf, wenn ein Minister selbst die Feder ergreift, um im Volke bestimmte Ansichten zu erzeugen; in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war der Staatsbeamte eine seltsame Erscheinung, welcher sich gedrungen fühlte über seine Thätigkeit nicht blos seinen Vorgesetzten, sondern auch den Unterthanen Rechenschaft abzulegen, und der die Presse benutzte, um einen moralischen Druck bei besonders wichtigen Fragen auf die Regierung auszuüben.

Justus Möser's Leben verlief ohne große Wandelungen des Glücks; er sagt selbst, daß ein Mann, von dem man immer sagt, er sitzt und schreibt, wenig erlebe. Aus der Bahn, welche er sich von Jugend an vorgezeichnet, ist er nie gedrängt worden; seine Vermögensverhältnisse haben ihn jeder Sorge um das tägliche Brot enthoben, und bis zu seinem Tode ist ihm ein wenn auch nicht glänzendes, so doch auf sicherer Grundlage beruhendes Glück treu geblieben. Seine Familie stammte aus der Kurmark; sein Großvater war als Prediger nach Osnabrück gekommen, und sein Vater, Johann Zacharias Möser (geboren den 21. April 1690, gestorben den 15. April 1758), bekleidete in derselben Stadt die Stelle eines Kanzleidirectors und Consistorialrathes. Letzterer hatte sich 1716 mit Regina Gertrud Elverfeld verehelicht; und von den neun Kindern dieser Ehe war Justus (geboren den 14. December 1720) das zweitgeborene und der erstgeborene Sohn. Die väterliche Erziehung war streng, aber nach festen Grundsätzen geregelt: an Entsagung und Selbstbeherrschung wurden die Kinder früh gewöhnt, und ihnen nur selten baares Geld zu selbständiger Verwendung in die Hände gegeben. Die Mutter war mildern Sinnes und tiefern Gemüths als der Vater; eine

vortreffliche Hausfrau und dabei mit der französischen Literatur wohl vertraut. Nicht ohne Einfluß auf Möser's Stil war es, daß er früh die französische Sprache erlernt und, wie er an Nicolai schrieb, seine ersten Schulübungen nach Marivaux gemacht und damals seinen „St.-Evremont“ mehr als zehnmal durchgelesen habe. Einen übermüthigen Jugendstreich erzählt uns Möser in einem Bruchstück einer Selbstbiographie: „Einst hätte er aus seines Vaters Geldschranke eine Kleinigkeit entwendet, und als sein Informator solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen, zum Thore hinausgemacht und in Gesellschaft einiger preußischen Ausreißer, auf die er von ungefähr gestoßen, die Stadt Münster erreicht. Hier wäre er, weil er kein Geld bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf- und niedergegangen; hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt und um ein Almosen bitten wollen; allein wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen, worauf ihm ein Mann 6 Pfennige gegeben hätte. Damit wäre er in voller Freude zum Bäcker und mit dem Brote zum Thore, durch das er hereingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot verzehrt hätte.“

„So weit ging seine Erzählung — fährt er fort, immer von sich als einer dritten Person sprechend —, dem ich jedoch nach dem Berichte von andern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch alles mit guter Art, und bei einem jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf und besonders als ein trefflicher Redner bewundert, der Stoff genug zu finden gewußt um eine Declamation von zwei Stunden zu halten; hierin hätte er alle von seinem Alter übertroffen. In seinem zwölften Jahre hatten er und seine beiden Freunde, der nachherige helmstädtische Professor Lodtmann und der Superintendent Bertling, mit andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht. Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender gefertigt und das Siegel der Gesell-

schaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen konnten."

Vorbereitet auf dem städtischen Gymnasium, studirte Möser in den Jahren 1740 und 1741 in Jena, 1742 in Göttingen Jurisprudenz. Die trockene, schwülstige Kathederweisheit behagte ihm aber wenig; sein Geist fühlte sich beengt durch die Formeln des römischen Rechts und wandte sich bald mit Vorliebe der deutschen Rechtsgeschichte zu. In seine Heimat zurückgekehrt, suchte er als Advocat seine gesammelten Kenntnisse zu verwerthen und verheirathete sich 1746 mit Regina Juliana Elisabeth Brouning, deren Vater Geheimschreiber des Bischofs war, — eine Ehe die, weniger aus gegenseitiger Liebe als aus Gründen der Vernunft geschlossen, dennoch bis zum Tode der Gattin eine ungetrübt glückliche war. Sein Weib, vier Jahre älter als er, brachte ihm neben einer vielseitigen Bildung ein Vermögen mit, welches ihm gestattete ein offenes Haus zu führen. Der Domherr von Bar, ein geistreicher Mann welcher nicht ohne Glück in französischer Sprache zu schriftstellern versuchte, und von dem Bussche, der von ausgedehnten Reisen reiche Kenntnisse heimgebracht hatte, waren gern gesehene Gäste und regten ihn zu eingehenden Studien in den neuern Sprachen und ihren Schriftwerken an. Infolge dieses Verkehrs erwarb er sich jene Belesenheit in der französischen und englischen Literatur, welche er an einzelnen Stellen seiner „Patriotischen Phantasien" nicht ohne Stolz zur Schau trägt.

Trotz seiner Jugend ward Möser durch das Vertrauen seiner Mitbürger und der Regierung schnell zu höhern Aemtern befördert. Als Advocatus patriae mußte der kaum siebenundzwanzigjährige Mann die Rechtshändel der Regierung führen und sie den Ständen gegenüber vertreten. Später ward er Secretär und Syndicus der Ritterschaft und erhielt 1768 die Ernennung zum Geheimen Referendar. Seine Umsicht, Menschenkenntniß und Milde verhinderten manches Zerwürfniß; da er für die Gründe jeder Ansicht zugänglich war, so hatte sein Urtheil bei allen Parteien großes Gewicht. Indem er die Gegner von der Nützlichkeit dessen überzeugte, was er für gut hielt, wußte er ebenso wol für die protestantische Kirche als auch, wie wir später sehen werden, für

den Bauernstand erfolgreich zu wirken. So war er, wie er selbst sagt, „mit Leidenschaft Advocat", während er von Jugend auf gegen ein richterliches Amt Abneigung fühlte und aus diesem Grunde auch die ihm angetragene Stelle eines Oberappellationsraths in Celle ausschlug.

Die Besetzung Hannovers durch die Franzosen führte Möser im Jahre 1757 und später mehrmals als Unterhändler in das feindliche Lager; daß dem Lande viel erspart ward, ist seiner Umsicht zu danken und der eigenthümlichen Art, wie er die Menschen zu behandeln wußte. Wir müssen sein feines diplomatisches Auftreten bewundern, wenn wir in einem Briefe an Abbt (1761) lesen: „Mit der traurigen Physiognomie eines Landesdeputirten durfte ich nirgends erscheinen. Mit einer lustigen Maske hingegen war ich überall willkommen, und oft habe ich mit thränenden Augen und blutendem Herzen den Herzog (Ferdinand) gebeten, doch nur einmal zu lachen. Zur Beruhigung meines Gewissens ließ er mir nach und nach eine halbe Million nach."

Der Tod des Bischofs und Kurfürsten Clemens August machte 1761 eine Neuwahl nothwendig; nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens mußte ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg folgen, bis zur Wahl aber das Domkapitel die Regierung des Landes führen. Die politischen Verhältnisse bedingten eine Verschiebung der Wahl, und als endlich das Domkapitel, da der Bruder des Königs von England schon bejahrt war, dessen noch minderjährigen zweiten Sohn wählen wollte, kam es wiederum zu weitläufigen Verhandlungen, da das Kapitel auf die Forderung des englischen Hofes, daß, wenn der Prinz minorenn stürbe, die Neuwahl sich auf die Glieder des Hauses Braunschweig-Lüneburg beschränken sollte, glaubte nicht eingehen zu dürfen. Besonders sträubte sich dagegen die vom kaiserlichen Hofe beeinflußte katholische Partei. Theils um diese Unterhandlungen zu führen, theils wegen der Liquidation der Landesforderungen beim englischen Kriegscommissariat, ward Möser, welcher unterdeß Justitiar am Criminalgericht geworden war, nach London geschickt. Sein achtmonatlicher Aufenthalt in der Hauptstadt Englands ließ ihn einen tiefen Einblick in die englischen Verhältnisse gewinnen, welche ja denen seiner sächsischen

Heimat in sehr vielen Beziehungen verwandt waren. Am Abend erholte er sich oft im Theater und wanderte auf den Straßen umher, um das Volksleben kennen zu lernen; er verschmähte es selbst nicht, in Begleitung des berühmten Komikers Shutter einem Gelage beizuwohnen, welches die Bettler des Kirchspiels St.-Giles in einer Kellerwirthschaft abhielten. Nach der Heimat brachte Möser eine anhaltende Begeisterung für England mit, das Land, „wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt", und immer ließ er es sich angelegen sein, den an französischen Moden und Sitten hängenden Deutschen die stammverwandten Engländer als Muster hinzustellen. Er rühmt das englische Weib, welches nach dem dreißigsten Jahre die Moden nicht mehr ändert, und spricht mit Anerkennung von der Innigkeit des englischen Familienlebens. Aus den engen und kleinlichen Verhältnissen seines Heimatlandes in einen Staat versetzt, der auch dem Volke an dem Regiment Antheil zu nehmen gestattet, erkennt er den sittlichen Einfluß, welchen die Freiheit auf den Bürger auszuüben vermag, und rühmt enthusiastisch jenes Land, „wo immer eine außerordentliche Menge von Seelenkraft in Bewegung ist, und Redner, Dichter und Schriftsteller nicht blos mit flüchtiger Hand für den Unterricht und das Vergnügen arbeiten, sondern mit ihrer Begeisterung dem Staate zu Hülfe kommen und, durch große Bewegungsgründe erhitzt, jede nützliche Wahrheit in ihr höchstes Licht setzen. Hier mache auch der geringste Mann das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit." Möser's praktischem Sinne entgingen die Ursachen nicht, welche dem englischen Adel vor dem deutschen den Vorzug einer größern Selbständigkeit verliehen haben: dem Adel schade die Vermehrung, er dürfe nicht zu zahlreich und zu gemein werden; dies sei in Deutschland dadurch eingetreten, daß hier ein Herzog zwölf Herzöge, ein Graf zwölf Grafen, ein Freiherr zwölf Freiherren zeugen könne; in England würde aber der Adel, welcher ein Kronlehen oder eine Kronehre sei, nur dem ältesten Sohne zutheil, während die übrigen nicht berechtigt seien das Adelswappen zu führen, sondern dem Bürgerstande zugezählt würden. Daß auch die englischen Rechtsverhältnisse für Möser viel Anziehendes hatte und in ihm den Wunsch nach einer Umgestaltung

des deutschen Gerichtsverfahrens rege machten, werden wir später mehr beleuchten.

Das Ergebniß der Verhandlungen zwischen dem englischen Hofe und dem Domkapitel war, daß am 27. Februar 1764 Prinz Friedrich zum Bischof von Osnabrück erwählt ward. Ueber die Vormundschaft konnten sich vorläufig beide Parteien noch nicht einigen. Der König Georg III. forderte, daß während der Minderjährigkeit des erst sechs Monate alten Bischofs er selbst die Regierung des Hochstifts übernehme; wogegen das Domkapitel, welches das Regiment allein für sich in Anspruch nahm, protestirte und eine Beschwerde bei dem Reichstage zu Regensburg anbrachte. Trotzdem wurde den beiden königlichen Commissaren, von Lenthe und von dem Bussche, von den Vertretern der Ritterschaft und der Städte gehuldigt. Einen hervorragenden Platz unter den diesen und den ihnen folgenden Räthen untergeordneten Beamten nahm bald auch Justus Möser ein, und er, dessen Rath bei allen Parteien gleich großes Gewicht hatte, scheint nicht wenig dazu beigetragen zu haben, daß das Domkapitel endlich auf die Forderungen Georg's III. einging und dieser dann zugestand, daß die Stimme des Bisthums auf dem Reichstage bis zur Volljährigkeit des Bischofs ruhe. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Einfluß Möser's auf die Verwaltung näher zu beleuchten; hier nur so viel, daß er weniger nach abstracten Theorien als nach praktischen Gesichtspunkten seine Entscheidungen traf und darauf hinarbeitete, daß auch die Unterthanen von der Zweckmäßigkeit der obrigkeitlichen Erlasse überzeugt würden. Die Interessen des Landmanns lagen ihm hierbei mehr am Herzen, als die Wünsche der Städter, und die von ihm durchgeführten und vorbereiteten Reformen auf socialem Gebiete hatten zum größten Theile den Zweck, die geistige und materielle Lage des Bauernstandes zu heben. Radicalen Umänderungen war Möser abgeneigt; er achtete das Bestehende, weil es bestand, und wollte einen bessern Zustand nur aus einer Reihe von Compromissen sich langsam entwickeln lassen. Dieser Grundsatz hat ihn vor Conflicten bewahrt, denen ein weniger rücksichtsvoller Charakter in seiner eigenthümlichen Stellung nicht entgangen wäre; und so konnte er bei Gelegenheit seines festlich begangenen funfzigjährigen Amtsjubiläums an Nicolai schreiben: „Ich kann mit

Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig Jahren vieles erfreut, wenig betrübt und nichts gekränkt hat, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden, für jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa." Dieses Vertrauen und sein Einfluß auf die Regierung genügte ihm; nach Titeln trug er kein Verlangen, und eine Gehaltserhöhung nahm er fast unwillig auf. Obgleich er den hannöverschen Minister gebeten hatte, „ihn ja mit Titeln und Hörnern zu verschonen", so nahm er doch auf wiederholtes Verlangen der Regierung bei dem 1783 erfolgten Regierungsantritte des Fürstbischofs den Titel eines Geheimen Justizraths an.

Möser's Familienleben war ein äußerst glückliches; nur ein harter Schicksalsschlag traf ihn — der Tod eines zwanzigjährigen Sohnes, welcher 1773 als Student in Göttingen an den Masern starb. Nach dem Tode seiner Gattin (1787) widmeten sich seine Tochter und sein Schwiegersohn, der Kanzleirath von Bar, seiner Pflege. Sein Haus war ein Mittelpunkt des geistigen Lebens Osnabrücks; und jene Inschrift, welche ein Geistlicher des 16. Jahrhunderts über der Thür desselben hatte anbringen lassen: Pusilla domus, at quantulacunque est, amicis dies noctesque patet (dies Häuslein, so klein es immer ist, steht doch den Freunden Tag und Nacht offen), ward zu seinen Tagen wieder zur Wahrheit. Seine Gäste bewegten sich vollständig frei und ungezwungen; er selbst erzählt, er habe seine Einrichtungen so getroffen, daß seine Freunde bei ihm wie in einem Wirthshaus wären und sich Besuche geben und annehmen könnten. In solchem Verkehr empfing und gab Möser vielfache Anregung; dem jüngern Geschlechte besonders war er ein treuer Berather. So ist der Umgang mit Möser und dessen Familie auf Thomas Abbt von entscheidendem Einfluß gewesen; er besuchte das gastfreundliche Haus oft, hatte in demselben ein eigenes Zimmer und ward als Glied der Familie betrachtet. Auch außerhalb des Hauses mochte Möser gern in fröhlicher Gesellschaft weilen. „Ich genieße was ich bezahlen und vertragen kann" — dies war die Norm seiner Lebensgenüsse. Die Stunden des Vormittags waren der Arbeit bestimmt, dem Mittagsmahle folgte ein Spaziergang, und den Abend liebte er entweder zu Hause im Kreise seiner

Familie und seiner Freunde oder in einer Weinstube bei Kartenspiel zuzubringen. Seine Gestalt war hoch und kräftig; sein Vater traute sich deshalb nicht, ihn vor dem Tode König Friedrich Wilhelm's außer Landes auf eine Universität zu schicken, aus Furcht, sein Sohn möchte die Aufmerksamkeit preußischer Werber auf sich ziehen. Dennoch begann schon in seinem dreißigsten Jahre seine Gesundheit zu schwanken; seine Nerven litten, und vergebens suchte er durch vieles Weintrinken, kalte Bäder und ruhiges Liegen das Uebel zu heben. Sein Geist blieb aber heiter und frisch; er arbeitete rüstig wie vordem und entwarf während einzelner Monate mehr als fünfzig Resolutionen. Diese angestrengte Berufsthätigkeit, zu der noch mannichfache schriftstellerische Arbeiten und ein ausgebreiteter Briefwechsel kamen, griffen seinen Körper aber so an, daß der Arzt ihm dringend anempfahl sich wenigstens während der heißen Sommermonate Muße zu gönnen. Möser besuchte auch in den spätern Jahren regelmäßig Pyrmont, zwar weniger um Brunnen und Bäder zu gebrauchen, als um sich zu zerstreuen. Seine Studien und literarischen Arbeiten aufzugeben, war er jedoch außer Stande. „Mich dünkt", schrieb er, „das Schreiben ist eine Krankheit, die mit den Jahren zunimmt und nicht eher nachläßt als bis man stirbt." Diese Krankheit ließ aber bei ihm eher nach; schon 1780 stellte sich infolge von Nervenleiden eine hypochondrische Stimmung ein, die zeitweise seine Geisteskraft lähmte. Sein Leiden steigerte sich, Krämpfe traten ein, und am 8. Januar 1794 starb Möser nach kurzem Krankenlager. Eine starke Erkältung hatte seinen Tod beschleunigt.

Möser's Werke umfassen nicht viele Bände; er war kein Vielschreiber, dem die Sätze leicht und schnell aus der Feder flossen, sondern ein Schriftsteller, der es ebenso ernst mit der Form wie mit dem Inhalte nahm. Er concipirte auch die kleinste Abhandlung sorgsam, schrieb nicht nach den ersten Gefühlen, sondern, wie er selbst sagt, erst nach reiflicher Ueberlegung, in der Stunde des Berufes, und ließ dem Drucke stets mehrmalige Ueberarbeitungen vorausgehen.

Die Verhältnisse seiner Heimat boten ihm den Stoff zu seinen literarischen Arbeiten: er forschte nach der Art ihrer Entstehung, theils um die Berechtigung ihres Bestandes zu beweisen,

theils um die Mittel einer naturgemäßen Reform zu finden. An den eigenthümlichen Rechtsverhältnissen seiner Heimat hing Möser mit Begeisterung; ihr Studium führte ihn auf Untersuchungen der Geschichte seines Vaterlandes, und um so eifriger setzte er diese historischen Studien fort, als er sah, wie viele sociale Verhältnisse sich ohne wesentliche Veränderung von den Zeiten des Tacitus bis auf seine Tage erhalten hatten.

Möser's stark ausgeprägter Sinn für das Individuelle machte ihn auf der einen Seite zum Gegner alles Formelwesens, welches an Stelle des natürlich Gewordenen allgemeine Theorien zu stellen und nivellirend alle Eigenthümlichkeiten zu vernichten strebe, auf der andern Seite zum Vertheidiger der Kleinstaaterei, deren Gegner er auf die griechischen Republiken verweist. Ihre Größe, sagt er, sei eine Folge ihrer Sonderstellung und ihres geringen Umfanges gewesen. Große Staaten vernichteten durch allgemeine Verordnungen die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Kreise und Stände; dadurch würde aber das ganze menschliche Geschlecht immer einförmiger gemacht, ihm seine wahre Stärke geraubt, und in den Werken der Natur wie in den Werken der Kunst manches Genie erstickt.

Liebe zur vaterländischen Geschichte hatte Möser schon als Knabe aus dem Verkehr mit dem Verfasser der „Monumenta Osnabrugensia", Professor Lodmann, gewonnen. Nach dessen Tode faßte er den Plan, die von ihm in Handschrift hinterlassene Geschichte Osnabrücks zu veröffentlichen und fortzusetzen; als er aber bei dem Studium der Geschichte der letzten Jahrhunderte, weil das Verständniß der Continuität der Entwickelung es verlangte, in die ältesten Zeiten zurückging, kam er zu Ergebnissen, welche so von denen Lodmann's abwichen, daß er die Veröffentlichung eines selbständigen Werkes über die Geschichte seiner Vaterstadt beschloß. Nach eingehenden Vorarbeiten begann er in der bewegten Zeit des Siebenjährigen Kriegs, gedrängt von wichtigen Berufsgeschäften, die Niederschrift. Einzelne freie Stunden auf Reisen wurden dazu verwendet, mancher Paragraph im Wagen überdacht und auf der nächsten Station dann niedergeschrieben. Im Jahre 1768 erschien der erste, 1780 der zweite Band, und in letzterm Jahre auch eine zweite Auflage. Am 21. October 1780 schreibt Möser an Nicolai: „Meine «Osnabrückische Geschichte» zieht

mich zu sehr an sich; ich flicke noch immer an ihrer Fortsetzung, und die Zeit allein kann es entscheiden, ob ich so weit damit kommen werde, daß noch ein Band voll wird.“ Er kam nicht so weit, sondern hinterließ das Werk unvollendet, nur bis zum Jahre 1192 fortgeführt. Aus seinem Nachlasse hat Stüve 1828 einen dritten Band herausgegeben, welcher die Geschichte bis 1250 fortsetzt und außerdem die Regierung des Bischofs Johann II. (1349—66) schildert.

Der Stoff, welchen Justus Möser in seiner „Osnabrückischen Geschichte“ verarbeitet, interessirt weit weniger als die Art der Behandlung. In seinen Ansichten über das Wesen der Geschichte und der Geschichtschreibung erhob er sich hoch über die Mehrzahl der gleichzeitigen Historiker, deren Wissenschaft nur in der Kenntniß der äußerlichen Thatsachen bestand, und die über den unbedeutendsten Staatshändeln die wichtigsten Veränderungen im Leben des Volks übersahen. „Die Geschichte von Deutschland“, so schreibt Möser in der Vorrede, „hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen die Körper bilden, und die großen und kleinen Bediente dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten.“ Er fordert von der Geschichtschreibung der Zukunft nicht blos Schilderung von Regententhaten, sondern Berücksichtigung des Handels und Geldes, des Städtewesens, der Sprachen und Ansichten, der Kriege und Bündnisse. „Die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht und die Staatseinrichtungen überhaupt von Zeit zu Zeit genommen, die Art wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmählich danach gebildet; die wundersamen Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit emporgehoben, und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirkt hat“ — dies alles soll der Geschichtschreiber in den Kreis seiner Behandlung ziehen. Auch meint er, „daß die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften von der Staatsgeschichte unzertrennlich sei“, und daß es nur einer Meisterhand bedürfe, um ein solches Bild der Gesammtcultur eines Volkes zu entwerfen. Möser verlangt also, daß die

Geschichte mehr Zustände als Personen schildere, daß sie aus einer Staatsgeschichte eine Volksgeschichte werde. Mit genialem Blicke erkannte er das Ziel der Geschichtschreibung, und mit redlichem Willen und ausdauerndem Fleiße strebte er diesem Ziele nach. Daß er es nicht erreichte, hat darin seinen Grund, daß ihm als Juristen die Erforschung der Rechtsverhältnisse seiner Heimat am nächsten lag, und daß ihm dabei das Grundeigenthum als die Stütze des Staates galt. Hinter dem Bauer tritt der Bürger zurück. In der Schilderung der altsächsischen Verhältnisse ist Möser ebenso weit entfernt von der trockenen Aufzählung äußerlicher Thatsachen, welche die Werke seiner Zeitgenossen Pütter, Häberlin u. a. nur für den Kreis der Gelehrten interessant macht, als von dem ästhetisirenden Stile eines Herder, welcher mehr für vorgefaßte philosophische Meinungen Beweise in der Geschichte suchte und an die Stelle nüchterner Kritik dichterische Phantasie setzte. Möser steht würdig neben Spittler und Schlözer — sein Ausdruck ist kunstlos, das Wesentliche erfassend und die Thatsachen leidenschaftslos beurtheilend. Der skeptische Witz Schlözer's mangelte ihm, dafür hatte er mit diesem die Lauterkeit der Gesinnung und Ruhe in der Würdigung der Quellen gemein, vor ihm aber einen gewissen staatsmännischen Blick und größere plastische Gestaltungsgabe voraus. Es würde uns eine eingehende Kritik von Möser's Schriften zur osnabrückischen Geschichte zu weit führen; wenn er auch insbesondere darin geirrt hat, daß er die altsächsische Verfassung auch den übrigen deutschen Stämmen zuzuschreiben geneigt ist, wenn auch der Mangel an literarischen Hülfsmitteln ihn zu Hypothesen verleitet hat, welche durch spätere Forschung als unhaltbar erwiesen worden sind, so werden doch immer Ludwid Wachler's Worte wahr bleiben: „Es sollte die deutsche Kleinkreisigkeit zur Verbreitung verständiger und der Gesammtheit des deutschen Volks Segen verheißender Vorstellungen benutzt werden; hätten nur zehn Zeitgenossen und nach ihm zehn wackere Männer in jedem Menschenalter ebenso guten Willen gehabt und es ebenso richtig anzufassen gewußt, das Werk wäre gelungen, und unser Volk würde weiter vorgerückt sein zu der Reife der Bildung, deren es bedarf und empfänglich ist. Möser's Schriften haben auf eine Stelle auch in der kleinsten deutschen Büchersammlung den vollgültigsten Anspruch."

Engbegrenzt war das Feld, das Möser als Historiker bebaute; in seinen Briefen und übrigen Aufsätzen finden sich aber viele Stellen, welche beweisen, daß ihm für die Entwickelung anderer Völker als des sächsischen weder Sinn noch Verständniß fehlte. Mit Scharfsinn erfaßte er das Wesen der römischen Verfassung, und wie Niebuhr entnahm er den heimischen Verhältnissen den Maßstab für die Beurtheilung der ältesten Geschichte Roms. Als Thomas Abbt mit dem Plane umging eine römische Geschichte zu schreiben, rieth er ihm, „Rom erst aufmerksam als ein Dorf zu betrachten, und die Hypothese anzunehmen daß aus Landbauern Bürger geworden wären". Wenn auch aus Möser's etymologischen Studien, denen er sich mit Vorliebe hingab, oft falsche Resultate hervorgingen, so möge doch nicht vergessen werden, daß er es gewesen, welcher darauf hingewiesen hat daß nur die Sprachforschung Licht über die ältesten Zustände der Völker zu verbreiten im Stande sei.

Möser's Ideal einer Staatsverfassung sind die einfachen altsächsischen Rechtsverhältnisse, deren verblaßtes Abbild er in den Zuständen seiner Heimat noch erblicken konnte — freie Grundbesitzer, geringe Bevölkerung selbständiger Leute, jeder auf seinem Eigen, und in Recht und Verwaltung das ausgedehnteste Selbstbestimmungsrecht aller Grundeigenthümer. Dem Individuum will er weitgehende Freiheiten gewahrt wissen, vorausgesetzt daß dasselbe selbständig, d. h. Grundeigenthümer ist. Bei seiner particularistischen Ansicht: „einzig und allein durch die individuelle Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit könne eine Nation groß werden" — hat Möser das Gesammtvaterland nicht aus den Augen verloren. Ueber die Grenzen des Bisthums Osnabrück hinaus reicht sein patriotischer Sinn; für die Zeiten der Macht und Größe des deutschen Kaiserreichs ist sein Herz begeistert, und mit Stolz spricht er von den Anlagen und Tugenden der deutschen Nation. Den Schwächezuständen seiner Zeit stellt er die Zeiten der Hansa gegenüber und weist darauf hin, daß der Niedergang der Macht und des Ansehens des deutschen Reichs zugleich den Verfall der Kunst bedingt habe. In seiner Bewunderung des gothischen Baustils bedauert er, daß nur noch England im Anschluß an die Kunst des Mittelalters Tüchtiges hervorbringe, während die deutsche Arbeit zu seinen Zeiten etwas

Unvollendetes habe, und die deutsche Kunst charakterlos geworden sei. Bei dem Verlust aller politischen Größe des Vaterlandes scheint es ihm fast, als ob eine „deutsche Flotte ein frommer Wunsch und ein süßer Traum sei". Und dann klagt er: „Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze aus wie andere Reiche. Es hat keine Hauptstadt wie Frankreich und England, und folglich stehen diejenigen Personen, welche dem Staate und gemeinem Wesen dienen oder auch sonst in stiller Größe leben, nicht auf der Höhe und in dem Lichte, worin sie sich in jenen Reichen befinden." Liegt in diesen Worten nicht neben der Sehnsucht nach deutscher Einigkeit auch das bittere Gefühl, daß seine eigenen staatsmännischen Anlagen, sein tiefes Wissen und seine praktische Tüchtigkeit in den engen Verhältnissen des Minimalstaates Osnabrück nicht das ihnen gebührende weite Feld gefunden haben, daß sie anstatt dem großen Ganzen zu nützen in kleinlicher Umgebung ungekannt und unverwendet geblieben sein? Möser's Geist mußte sich in den osnabrückischen Verhältnissen unbefriedigt fühlen, da er für einen großen Staat zugeschnitten war. Kein Wunder, daß er mit Gefühlen des Unmuths und der Erbitterung über die Ursachen der Zersplitterung des deutschen Reiches klagt, und schon darin ein Zeichen des Mangels an Gemeinsinn und Nationalstolz sehen zu müssen glaubt, daß das deutsche Volk nicht einmal „einen rechten Nationalfluch" besitze. In solcher Stimmung versteigt sich Möser sogar zu der Behauptung, daß „unsere Nation in den Zeiten des Faustrechts das größte Gefühl der Ehre, die meiste körperliche Tugend und eine eigene Nationalgröße gezeigt habe". „Wo finden wir die Nation?" fragt Möser in einem Aufsatze, in welchem er das Buch seines geistesverwandten Zeitgenossen Fr. K. von Moser, „Von dem deutschen Nationalgeiste", mit großer Anerkennung beurtheilte. „An den Höfen? Das wird niemand behaupten. In den Städten sind verfehlte und verdorbene Copien; in der Armee abgerichtete Maschinen; auf dem Lande unterdrückte Bauern. Die Zeit, wo jeder Franke oder Sachse paterna rura (das ist sein allodialfreies, von keinem Lehns- oder Gutsherrn abhängendes Erbgut) baute und in eigener Person vertheidigte, wo er von seinem Hofe zur gemeinen Landesversammlung kam, und der Mensch, der keinen solchen Hof besaß, wenn er auch der reichste Krämer gewesen

wäre, zur Klasse der Armen und ungeehrten Leute gehörte: diese Zeit war im Stande uns eine Nation zu zeigen. Allein die gegenwärtige ist es nicht."

Die Rückwirkung dieses Mangels an nationalem Sinn auf die deutsche Literatur war Justus Möser nicht entgangen. Keine Poesie, meint er, könne ohne große Empfindungen gedeihen; diese fehlten aber den Deutschen, da ihr Staat „unter der Wucht stehender Heere seinen maschinenmäßigen Gang gehe, und das Volk selbst seine Ehre fast nur im Dienst und in der Gelehrsamkeit und nicht in der Erreichung des höchsten Zweckes von beiden suche". Mit Begeisterung vertheidigt er die Meisterwerke deutscher Dichtkunst gegen die Verunglimpfung eines Friedrich II., indem er gegen dessen „Lettre de la littérature allemande" 1781 ein „Schreiben an einen Freund: Ueber die deutsche Sprache und Literatur" richtet. Darin stellt er nun als erste Forderung auf, daß unser von fremden Elementen durchdrungenes, von den Einflüssen des Auslandes abhängiges Schriftthum einen national-deutschen Charakter annehme. Nicht von den Fremden sollen wir borgen, was wir selbst daheim haben. Denn darin liege der Grund des Verfalles unserer Sprache und Literatur, daß wir uns zu sehr an die Fremde anlehnen, in der Art der Franzosen und Italiener zu schreiben uns abmühen, und während wir von jenen Völkern keinen Dank ernten, den Sinn unseres Volkes verderben. Die deutsche Literatur muß auf dem Grunde fortgebaut werden, den Klopstock, Goethe und Bürger gelegt haben; sie muß originell sein und die Kunst der Fremden „höchsteus nur insoweit nutzen, als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter und ihrer Cultur dient". Wol ist unsere Sprache noch nicht fähig alle Begriffe, alle Nuancen der Gefühle mit einem entsprechenden Worte zu bezeichnen; man nehme aber nur, wie es Lessing und Goethe gethan, Wendungen und Worte, wo es erforderlich ist, aus den Dialekten. „Ich glaube nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, daß der König selbst, da wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit Ausländern um den Preis in ihren Künsten ringt."

Wie Möser der Erforschung der mittelalterlichen Rechtsverhältnisse des deutschen Volkes mit bewundernswerthem Eifer

oblag, so widmete er auch reges Interesse der deutschen Literatur, vorzüglich der Lyrik des Mittelalters, sammelte mit Eifer Handschriften und faßte sogar den Plan, eine Ausgabe der bis dahin bekannten Ueberreste der mittelhochdeutschen Poesie zu veranstalten. „Es ist wirklich eine Schande für uns Deutsche", schreibt er an Gleim (24. Juli 1756), „daß nicht diese sämmtlichen Ueberbleibsel der wahren, unverfälschten und gleichwol zierlichen alten deutschen Sprache auf eine anständige und prächtige Art in Druck erscheinen." Möser selbst hat das Verdienst, eine Anzahl von Fragmenten lyrischer Dichtungen, welche er auf einzelnen Blättern, pergamentenen Büchereinbänden u. s. w. entdeckte, durch Veröffentlichung vor dem Untergange gerettet zu haben. Auch ließ er es sich angelegen sein, für den von seinem Freunde Nicolai herausgegeben Almanach von Volksliedern solche aus Osnabrücks Umgegend zu sammeln.

Während Möser durch die „Geschichte Osnabrücks" und eine nicht unbedeutende Anzahl kleinerer, die deutsche Geschichte betreffenden Abhandlungen im Volke Vaterlandsliebe zu erwecken und zu erhalten strebte und Verständniß der Verfassungsveränderungen und der Entwickelung der Rechte und Sitten zu verbreiten suchte, wollte er in den meisten der unter dem Titel „Patriotische Phantasien" gesammelten Aufsätze die bestehenden Staatsverhältnisse der Einsicht seiner Landsleute nahe bringen, ihnen einen Einblick gewähren in das Getriebe des Staatslebens und ihr Urtheil über die Angelegenheiten ihres eigenen Landes lenken, klären und schärfen. Seit dem Jahre 1768 hatte er an den „Osnabrückischen Intelligenzblättern" mitgearbeitet; seine Tochter, Frau von Voigt, fing 1774 an diese Artikel zu einem Buche zusammenzustellen, welches den Titel „Patriotische Phantasien" erhielt. Der erste bis dritte Band erschien 1778 bei Fr. Nicolai in Berlin, der vierte 1786. Möser's Absicht war, „durch den Kanal dieser Beiträge die Landtagsverhandlungen und andere öffentliche Staatssachen dem Publikum mitzutheilen", dem Bürger gleichsam Rechenschaft zu geben von den Unternehmungen des Staates, die Verordnungen und Erlasse der Regierung zu erläutern, das Volk über sociale Uebelstände aufzuklären und für individuelle wie nationale Ehre zu begeistern. Es war eine ungewöhnliche Erscheinung, daß ein

höherer Staatsbeamter zum Publicist ward, um in dem Volke Rechtsbewußtsein und Verständniß für Staatsangelegenheiten zu verbreiten. Möser steht in dieser Beziehung einzig in der deutschen Literatur da; verglichen mit Friedrich Karl von Moser, welcher ebenfalls aus der Kanzlei heraus für Menschlichkeit und Bürgertugend schrieb, behauptet Möser schon deshalb den Vorrang, weil er nicht wie dieser seine Schriften in dem trockenen Tone des Kanzleistils verfaßte, sondern sich bestrebte seine Lehren in einer der großen Masse der Landbevölkerung verständlichen Sprache vorzutragen, und weil er nicht durch gelehrte Bücher das Volk erziehen wollte, sondern eine Zeitschrift benutzte, um für Angelegenheiten, die bisher nur Sache der Beamten gewesen, das Interesse des Volkes zu wecken. So leicht und skizzenhaft manche dieser Artikel erscheinen, so hat doch Möser nicht geringe Mühe auf deren Ausarbeitung verwendet. „Aufsätze dieser Art", schreibt er, „erfordern ihren eigenen Augenblick; fehlt dieser, so wird alles steif und lahm, und man wird Pädagog ohne Beruf." Gern kleidet der Verfasser seine Lehren in die Form von Erzählungen und überläßt sich auch oft einer breiten Darstellung, ohne gerade langweilig zu werden. Die Zustände der Gegenwart werden oft bis zu ihrem Ursprung verfolgt und mit analogen Verhältnissen der Vergangenheit verglichen, meist um dem Leser den in den Wandlungen der Zeit eingetretenen Verfall vor die Augen zu führen. Nicht immer wird uns der humoristische Ton der Darstellung behagen, und die ironische Färbung mancher Aufsätze wird dem einfachen Sinn des westfälischen Bauern unverständlich gewesen sein. Nur an vereinzelten Stellen erhebt sich der Stil zu poetischem Schwung; im ganzen herrscht der gesunde Menschenverstand und eine nüchterne Betrachtung und Beurtheilung der gegebenen Verhältnisse vor. Theoretische Untersuchungen lagen sowol dem Geiste des Verfassers als dem Zwecke der „Phantasien" fern.

Vortrefflich ist die Charakteristik, welche Goethe von dem Stile Möser's gibt: „Man müßte eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorkommt, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was

eine umsichtige Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen. Keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die im besten Sinne des Wortes für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben. Bald hinter dieser, bald hinter jener Maske versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen und wohlmeinend: und dies alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und den Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, gründliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm niemanden als Franklin zu vergleichen."

Nicht alle dieser Aufsätze konnten jedoch der großen Masse verständlich sein, denn in manchen und nicht gerade den gelungensten sprach Möser als Gelehrter zu Gelehrten und gefiel sich in der Entwickelung besonders historischer und staatsrechtlicher Fragen, welche außerhalb des geistigen Horizontes der westfälischen Bauern lagen. Diese Abhandlungen, obgleich von durchdringendem Verstande und großer Belesenheit zeugend, haben aber seinen Ruhm als ersten deutschen Publicisten nicht begründet. Seine schriftstellerische Stärke lag in jenen anscheinend flüchtig hingeworfenen Artikeln, durch welche er, ähnlich wie es der auch von Möser als sein Vorbild bezeichnete englische „Zuschauer" gethan hatte, politischen Sinn im Volke erwecken, die Schranken des Polizeistaates entfernen und die Regierung zu heilsamen Reformen bewegen wollte. Möser ahnte die Macht der Presse; seine Opposition war aber — entsprechend seinem milden, toleranten Charakter — weder einschneidend noch rücksichtslos. Reformen und Neuerungen sollten sich langsam, immer mit Schonung des Bestehenden vollziehen, und das Alte trotz seiner offenen Schäden nie mit Neuem von noch unerprobtem Werthe vertauscht werden. Seine Stellung als Beamter forderte Rücksichten, denen er sich, wenn auch mit Widerstreben, unterwerfen mußte, und er hatte es sich deshalb zum Grundsatz gemacht,

nur dann die Wahrheit zu sagen, wenn er fest überzeugt war dadurch praktisch zu nützen, und zu schweigen, wenn er befürchten mußte Anstoß zu erregen. Mehr diplomatische Vorsicht und Klugheit als Muth und Ueberzeugungstreue verrathen seine Worte in der Vorrede zum dritten Bande seiner „Phantasien“: „Da mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger ebenso wichtig waren als das Recht und die Wahrheit, so habe ich, um jenes nicht zu verlieren und dieser nichts zu vergeben, manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn ich für ein großes Publikum geschrieben hätte, vielleicht zu klein geschienen haben würde.“ Besonders in der Frage über Leibeigenschaft ist diese Unentschiedenheit, dieser Mangel an Muth, die Ueberzeugung voll und ganz zum Ausdruck gelangen zu lassen, auffallend. Da waren es „gute Localgründe“ und „die Liebe des Adels“, „das Vertrauen der Landschaft und des Ministeriums“, welche Möser bewogen um die Sache herumzureden, ohne, wie er es hätte thun müssen und eigentlich auch hatte thun wollen, „dem Leibeigenthum einen offenen Krieg anzukündigen“. Selbst bei der Veröffentlichung von Urkunden des Mittelalters ließ sich Möser von Rücksichten auf scheinbar höhergestellte Personen leiten. „Hätte ich den Codicem diplomaticum“ (zu seiner „Osnabrückischen Geschichte“), schreibt er 1774 an Nicolai, „nur erst abgedruckt, so würde es geschwinder mit der Fortsetzung meiner Geschichte gehen. Ich darf aber mit diesem, um einige katholische Domherren, die mir unter der Hand gedient haben, nicht bloßzustellen, noch nicht ans Licht treten.“

Der Stil der „Patriotischen Phantasien“ ist nicht gleichmäßig, manchmal von jener Breite, welche alten Juristen eigen ist, oft aber von großer Schönheit und Kraft. Der Stoff brachte eine Menge von Provinzialismen mit sich, welche Möser seinen Verleger Nicolai vor dem Drucke zu tilgen bat: „Da ich in meinem Leben lauter juristisches Zeug geschrieben, nie ein Compendium der schönen Wissenschaften gelesen habe und in denselben nur ein bischen naturalisire, wie die ausgelernten Fechter sprechen, so besorge ich immer, von dieser Seite den Rechtschreibern anstößig zu sein.“ Allem Anscheine nach hat Nicolai nur sehr wenig verbessert.

Den Einfluß der „Patriotischen Phantasien“ auf die gleichzeitige deutsche Literatur und Journalistik darf man nicht hoch anschlagen. Ein guter Theil des in denselbeu behandelten Stoffes hatte nur locales Interesse und entzog sich dem Verständniß der Nicht-Osnabrücker. Auch ist wol kaum anzunehmen, daß Möser mit seinen in den „Osnabrückischen Intelligenzblättern“ erschienenen Leitartikeln die politische Stimmung außerhalb der Grenzen seines engern Vaterlandes habe beeinflussen wollen. Dennoch muß bedauert werden, daß Form und Sprache der „Phantasien“ unter Möser's Zeitgenossen so wenig Nachahmung gefunden hat, und daß dem Inhalte vom deutschen Volke erst in unsern Zeiten die verdiente Anerkennung gezollt worden ist.

Möser's politische Ansichten sind ein Product seiner Forschungen auf dem Gebiete der westfälischen Geschichte; als begeisterter Freund der Volkssitten und Volksrechte möchte er alles Fremde, insbesondere alles Romanische aus dem deutschen Rechts- und Staatsleben entfernt wissen und eine Rückkehr anbahnen zu den einfachen Verhältnissen der niedersächsischen Verfassung des Mittelalters. Er liebt die Freiheit und vertheidigt das Recht der Selbstbestimmung des Volkes; indem er aber alle Rechte beschränkt auf den Bürger, nähert er sich der Anschauungsweise der Römer, welche über dem Bürger den Menschen vergessen haben. Der Staat ist ihm kein ethischer Organismus, sondern eine Actiengesellschaft, deren Mitglied jeder ist, welcher eine Actie hat, d. h. Grundbesitzer ist. Nach seiner Ansicht müssen sich die staatsbürgerlichen Pflichten und Rechte eines jeden nach seinem Grundeigenthum regeln.

Grundbesitz und Recht ist für Möser gleichbedeutend; alle die, welche nicht hofgesessene Bauern sind, erscheinen ihm nur als „aufgenommene und geduldete Fremde“, welche außerhalb alles Rechtes stehen und von jeder Gemeinde, ohne daß ihnen Verbrechen oder unsittliches Leben nachgewiesen zu werden brauchen, willkürlich aus dem Gemeindeverbande ausgeschlossen werden können. Mit den Worten voll Haß und Verachtung, in denen er von dem Landproletariat seiner Heimat, den Heuerleuten und Hollandsgängern, spricht, steht der Schwung seiner Rede, in der er die Rechte des Bauernstandes gegenüber der Bevormundung der Bureaukratie vertheidigt, in seltsamem Widerspruch. Wie

nimmt er die, welche arbeitend ihr Brot verdienen, in Schutz gegen die „Pflastertreter, welche in langen Mänteln zu Rathe gehen", gegen die „Tyrannei, welche darin steckt, wenn Vornehme sich alles erlauben und den Geringern alles versagen wollen"! Den Verächtern des Bauernstandes ruft er zu: „In Spanien ist Pflügen so schimpflich wie in Deutschland das Abdecken. Sollten wir es etwa auch dahin bringen? Die Hummeln ehren und die Bienen beschimpfen?" Und den Machthabern gibt er zu bedenken, daß „der Zwang beschimpft und aus muthigen, fleißigen und lebhaften Bürgern eine träge, verzagte und kriechende Heerde macht".

Recht und Gericht soll, wie es einst geschehen, „als noch nicht die römisch-gelehrten Richter den Geist der deutschen Verfassung verloren hatten", von den grundbesitzenden Bürgern selbst gepflegt und geübt, das Recht wiederum zum Volksrechte werden. Für die Hauptstadt der Welt, sagt Möser, sei das römische Recht passend; für geringe Leute eigene es sich schon deshalb nicht, weil der Beweis zu viele Kosten verursache. Eine jede Gemeinde soll das Recht behalten, das ihr schon Jahrhunderte hindurch eigen gewesen, und noch jetzt müsse der Vorfahren Grundsatz Geltung haben; „die Weisheit der Katze könne niemals einen gültigen Spruch wider die Mäuse hervorbringen; die Mäuse müßten von Mäusen, die Katzen von Katzen beurtheilt werden."

Indem Möser auf England hinweist, wo der alte deutsche Gebrauch herrsche, nicht nach den abstracten Gesetzen sondern nach Totaleindrücken zu urtheilen, empfiehlt er die Geschworenengerichte deshalb aufs wärmste, weil durch dieselben das Rechtsbewußtsein, das durch die Romanisten geschwächt und fast vernichtet worden sei, im Volke aufs neue erweckt werden könne. Der Jurist verliere durch seine Studien die Fühlung mit dem Volke und vergesse, wenn er nach den „dürren Buchstaben der Gesetze" sein Urtheil fälle, daß bei der Verurtheilung eines Verbrechers dessen Gemüths- und Lebensart und alle äußern Umstände, welche auf den Entschluß zur That eingewirkt haben, in Betracht zu ziehen seien. Mit einem Muthe, welcher bei einem höhern Staatsbeamten jener Zeit bewunderungswürdig erscheint, sprach Möser seine aus dem Studium englischer Verhältnisse geschöpfte Ueberzeugung aus, daß in den Schwurgerichten der beste

Schutz für Freiheit und Eigenthum der Bürger liege, und erklärte jede Abhängigkeit der Gerichte von der Regierung „als eine Aufhebung alles Rechtszustandes“.

Nicht gering anzuschlagen sind Möser's Verdienste um die Abschaffung der Tortur im Fürstenthum Osnabrück. Durch das römische Recht — so schloß er — ist die Tortur eingeführt worden; dies konnte erst geschehen nach der Aufhebung des altgermanischen Rechtsgrundsatzes: Wo kein Kläger, da ist kein Richter; in England besteht dieser Grundsatz noch, deshalb hat „das großbritannische Reich der Folter ohne alle Verletzung der Sicherheit entbehrt“, deshalb kann Deutschland „nur durch Rückkehr zum altsächsischen Geschworenenproceß jenes unmenschliche Zwangsmittel los werden“. Auf seine Anregung und auf Grund seiner Berichte und Gutachten ward durch landesherrliches Rescript vom 9. Januar 1788 die Tortur im Hochstifte gänzlich und für immer abgeschafft. Möser ging aber noch weiter in seinen Forderungen: der Staatsbürger solle gesichert sein gegen willkürliche und lange Verhaftungen; er dürfe nicht mit Leib und Leben, sondern nur mit seinem Recht und Gut haften.

Diese Freiheitsgrundsätze verleugnet Möser aber sogleich, wenn er im Hinblick auf die von der französischen Philosophie geforderten Menschenrechte sich über die „neumodische Menschenliebe“ und die allgemeinen Verordnungen leidenschaftlich aufregt. Dann findet er in dem Blenden, Radlaufen und Brandmarken „eine herrliche Praxis der Vorfahren“ und verwirft die Zuchthäuser als ein Zeichen einer „allmählich eingeschlichenen Empfindsamkeit“. Ihm, dem Verfechter der Vorrechte, welche der grundbesitzende Theil der Bevölkerung gegenüber den Ungeansessenen besaß, waren die nivellirenden Grundsätze der französischen Philosophie ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung; mit Zorn und Ironie bekämpft er die Mode gewordene „Menschenliebe, welche sich auf Kosten der Bürgerliebe erhebt,“ und ruft „die christlichen Polizeigesetze“ an gegen jene speculirende und raisonnirende Philosophie, „welche fast alles entweiht, der das Haus, worin die Gemeinde sich zum öffentlichen Gottesdienst versammelt, nicht heiliger ist als der Berg, worauf der Nomade anbetet, der die Kirchhöfe gemeine Aecker sind, worauf man die Todten verscharrt, welche es ungroßmüthig findet, diese letzte Ruhestätte

einem armen hingefallenen Pilgrim zu versagen, und lehrt, daß was Gott im Himmel aufnehme, wir armen kurzsichtigen Geschöpfe in der Gruft nicht trennen sollen".

Indem Möser das förmliche Recht den Theorien moderner Staatsrechtslehrer entgegenstellt und meint, daß mit der Vernichtung der historischen Rechte die festen Grundlagen jedes Staatswesens zusammenbrechen müssen, so sieht er sich gezwungen auch die französische Staatsumwälzung zu verurtheilen, weil sie die Entwickelung der Verfassung mit einem Schlage unterbrochen und ein neues Staatsgebäude weniger auf die urkundlich verbrieften Rechte der einzelnen Stände und Corporationen, als auf allgemeine von der Vernunft dictirte Rechtsgrundsätze zu gründen versucht habe. Die Beantwortung der Frage: Wann und wie mag eine Nation ihre Constitution ändern? läuft auf den Satz hinaus, daß, da nicht alle Glieder des Staats gleichberechtigt sein könnten, weil der unbewegliche Besitz, die Ursache der weitern oder beschränktern Rechte, bei jedem Einzelnen verschieden sei, diese ungleich Berechtigten nimmermehr als Gesammtheit nach Stimmenmehrheit die Aufhebung oder Veränderung einer Verfassung beschließen könnten. Trotz seiner Abneigung gegen „die unpolitischen Gesichtspunkte" der französischen Philosophen nähert sich Möser einzelnen Anschauungen derselben, ohne es zu wissen oder zuzugeben. An mehrern Stellen seiner Schriften tritt in verwandten Aeußerungen der Einfluß zu Tage, den Rousseau's Lehre vom Contrat social auf ihn ausgeübt hat, und bei aller Verschiedenheit der Folgerungen sind die Grundlagen ihrer beiderseitigen staatsrechtlichen Ansichten sehr ähnlich. So sehr sich auch Möser sträubt, die Anerkennung kann er doch der gewaltigen Bewegung, welche im französischen Volke sich vollzog, nicht versagen, daß sie zur Erkenntniß einer großen Menge von sittlichen Uebeln geführt habe. „Es wäre eine große Frage", schreibt er, „ob nicht alle hundert Jahre eine Generalrevolution in den Köpfen der Menschen zu befördern wäre, um eine Gärung in der sittlichen Masse des menschlichen Geschlechts und mit Hülfe derselben bessere Erscheinungen, als wir sie jetzt haben, hervorzubringen."

Einen geistigen Fortschritt wünscht also Möser, er sieht die Stagnation auf geistigem Gebiete als einen Rückschritt an; und dennoch erklärt er, daß an diesem Kampfe der Geister, an

dieser Revolution in den Köpfen nimmermehr der Theil der Menschheit, welcher seinen Idealstaat bildet, die grundbesitzende Landbevölkerung, Antheil nehmen solle. Der Bauer soll in dem Gedankenkreise, in welchem er aufgewachsen, auch sterben; und wie er von den Dörfern die Hausirer mit Polizeigewalt ferngehalten haben möchte, weil sie mit ihren neuen Waaren das Landvolk nicht nur betrügen sondern auch seine alte Einfachheit vernichten, so möchte er auch um die Mark eines jeden Dorfes einen geistigen Cordon gezogen haben, damit ja keine Idee moderner Staatsphilosophie eingeschmuggelt werde. Während er in frühern Jahren Rousseau's Schriften einen bedeutenden Einfluß auf seine Anschauungsweise und seinen Stil gestattet hatte, trat er später dessen pädagogischen Theorien mit großer Schärfe entgegen. Ihm, der bei der Erziehung der Kinder ein bei weitem größeres Gewicht auf die Pflege des Gemüths als auf die Entwickelung des Verstandes legte, widerstand die rationalistische Methode der Pädagogik, weil sie dem Geiste alle Frische raube und ebenso Phantasie wie Gemüth verkümmere.

Möser hatte einst Basedow's Lehranstalt selbst durch Geldbeiträge unterstützt, später aber sich nicht sowol gegen den Leiter als gegen die von ihm vertretenen Principien ausgesprochen. Eingenommen ebenso sehr gegen jede Dressur wie jede „Frisur" des Geistes, hält er allgemeine Bildung für nutzlos und gefährlich und befürwortet die speciellste Berufs- und Fachbildung. Die Erziehung soll keine theoretische, sondern eine praktische sein, denn „der praktisch erzogene Mensch ist dem wissenschaftlich erzogenen vorzuziehen, da der Weg wissenschaftlichen Unterrichts viel zu langsam ist und uns dasjenige nur stückweis genießen läßt, was wir im praktischen auf einmal und im ganzen Zusammenhange fassen" — ein Satz, welcher umgekehrt der Wahrheit viel näher kommen würde. Die Theorie, abstrahirt aus einer möglichst großen Menge von Einzelvorstellungen, gibt das Allgemeine, während die Praxis eben nur einzelne Erfahrungen bieten kann, aus denen nach Ausscheidung des Unwesentlichen die allgemeinen Gesetze abgeleitet werden müssen. Für höherstrebende Knaben empfiehlt Möser die Errichtung von Realschulen nach dem Muster der berliner; der Landmann aber brauche keine Bildung, „ja man müsse sich der besondern Aufklärung des Landmanns wider-

setzen". In seinem Aerger über die unpraktischen Gelehrten und die neuen Erziehungsgrundsätze spricht er sogar das große Wort aus, daß für den Bauer Lesen und Schreiben nur „eine Tändelei sei, die kein Brot gebe", und daß der großen Masse aus diesen Elementen aller Bildung mehr Gefahr als Nutzen erwachse. Immerhin erfreulich ist es, daß Möser seiner eigenen Ansicht durch Wort und That widerspricht. Nicht nur wurden auf seinen Vorschlag die Einkünfte des aufgehobenen Klosters Berßenbrück zur Aufbesserung der Gehalte der Volksschullehrer verwendet, sondern er selbst regte an, daß von seiten der Obrigkeit ein Büchlein, etwa unter dem Titel „Praktika für das Landvolk", herausgegeben werde, in welchem dieses nicht nur über Gesundheitspflege und die Fortschritte der Landwirthschaft, sondern auch über die Landesgesetze und Verordnungen belehrt werden sollte. Durch eine solche Schrift würde nach seiner Meinung derselbe Zweck erreicht werden, den er selbst in seinen „Patriotischen Phantasien" verfolgte: Hebung des Rechtsbewußtseins im Volke und Bewahrung desselben vor Uebertretung der Gesetze aus Unkenntniß und vor zu theuer erkauftem Rathe sachverständiger Juristen.

Die diplomatische Objectivität, welche Möser im praktischen Leben nie verleugnete, und die ihn fähig machte in einem Rechtshandel beide Parteien zu vertreten, zeigt sich auch in der Beurtheilung der religiösen Bewegung seiner Zeit. Wenn er auch als Freund Nicolai's im großen und ganzen jener freiern Richtung des Protestantismus, welche Semler, Teller und besonders Lessing angebahnt hatten, huldigte, so hielt er sich doch weit entfernt von der negirenden Philosophie der Franzosen und dem frivolen Spotte eines Voltaire. Er gestand, daß der blendende Stil dieses Schriftstellers auch auf ihn einst Anziehungskraft ausgeübt habe, und über dessen Witz spricht er offen seine Anerkennung aus; entschieden erklärt er sich aber gegen die Gesinnung, welche sich in den Schriften des Philosophen von Ferney kundgibt, und zwar schon in einer Jugendarbeit, der 1750 abgefaßten „Lettre à Monsieur Voltaire contenant un essai sur le caractère du Dr. M. Luther et sa réformation". Indem er Urtheile von Zeitgenossen, ja sogar von Gegnern Luther's anführt, sucht er Voltaire's Behauptung zu widerlegen, daß Luther nur durch das Zusammenwirken günstiger äußerer Umstände zum Reformator

geworden, im übrigen aber ein geistloser Schriftsteller geblieben sei. Diese Apologie des deutschen Reformators athmet die volle frische Jugendbegeisterung für eine große historische Erscheinung, und die feine Ironie des Stils beweist, daß Möser es verstand der angreifenden Partei mit ihren eigenen Waffen zu begegnen.

Wie Möser sich hier mit Voltaire auf historischem Gebiete auseinandersetzte, so trat er Rousseau in dem „Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei Herrn Johann Jakob Rousseau", auf religiös-moralischem Gebiete entgegen. Die Gründe, die er für den Bestand der Kirche und den Werth der Dogmen anführt, sind nur Gründe der Zweckmäßigkeit. Die Lehren der positiven Religion gegen deren Anfechter zu vertheidigen, unternimmt er nie, und er bekämpft Voltaire's und Rousseau's Ansichten nicht weil er die Wahrheit gegen die Lüge zu vertheidigen meint, sondern weil er eine positive Religion für nothwendig hält, „eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen". Der König erkenne dann eine über ihm stehende Macht an, der Unglückliche tröste sich, der Glückliche werde zurückgehalten, der Stolze gedemüthigt — dies seien die Segnungen einer positiven Religion. Sei nun eine positive Religion nothwendig, so müsse dieselbe auch, um zu bestehen, „behaupten daß außer ihr kein Heil sei". Dogmatisches und confessionelles Gebiet berührt Möser hierbei nicht; es scheint fast als ob er zu freisinnig gewesen, um die Vertheidigung der Grundlehren des Christenthums übernehmen zu wollen, und als ob dann wiederum seine öffentliche Stellung ihn gehindert habe für den Nationalismus seinerzeit offen in die Schranken zu treten. Sehr fein und vorsichtig bemerkt er deshalb am Schlusse seines „Schreibens": „Nunmehr erwarten Sie vielleicht, daß ich die Vertheidigung der Wahrheit unserer christlichen Religion übernehme; allein hier muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich kein Theologe sondern ein Rechtsgelehrter bin. Ich habe meine Betrachtungen blos so entworfen, wie ich glaube daß ein unparteiischer Mann, der von unserer Religion nur etwas versteht, sie entwerfen könnte." Für Möser entscheidet nur das Staatsinteresse über die Zulässigkeit eines Bekenntnisses. Offen spricht er in seinen herrlichen „Briefen aus Virginien: Ueber die allgemeine Toleranz" den Grundsatz aus, daß jede Religion oder Confession in einem

Staate zu dulden sei, wenn sie keine den Bestand des Staates gefährdende Lehren enthalte. Mit großem Interesse mußte Möser einer Bewegung folgen, welche, in einzelnen Flugschriften sich kundgebend, auf eine Vereinigung der beiden großen Kirchen Deutschlands hinzielte; an der Möglichkeit einer Union zweifelte er aber nicht sowol aus „religiösen als aus politischen Gründen", es würden zwischen dem kirchlichen Oberhaupte und dem Landesherrn schwer auszugleichende Conflicte entstehen, da letzterer zu Gunsten der Kirche nichts von seinen Rechten aufzugeben geneigt sein würde. Am schärfsten spricht Möser seinen Utilitätsstandpunkt und seinen Indifferentismus gegen alles Confessionelle in einem Aufsatze über den Cölibat aus. Indem er denselben nur von der „politischen" Seite betrachtet, „findet er darin eine große Feinheit; denn solange derselbe besteht, kann ein weltlicher Fürst nie zu dem Bischofthum in seinem Lande gelangen, auch selbst in der Noth ohne besondere Erlaubniß nicht; und doch kann ein Bischof immer die ganze weltliche Landeshoheit besitzen". Weil er aber fühlt, daß er mit dieser Anschauung dem Protestantismus den Rücken kehrt, hält er es zu seiner Entschuldigung für nöthig die Bitte hinzuzufügen, „ihn nicht der Irreligion zu beschuldigen, wenn er die religiösen Meinungen blos von der Seite des Vortheils betrachte, den sie dem Staate leisten; einer Seite, die ihm sehr wichtig scheine, da Gott auch das Wohl der Staaten durch die Religion zu fördern suche und uns nicht zu seinem sondern zu unserm Glücke eine Offenbarung gegeben habe". Trotz der Vorsicht, mit welcher Möser über Religion und Confessionen spricht, schimmern doch durch seine Worte deistische Ansichten durch, welche wir auf englische Einflüsse glauben zurückführen zu können. Er vertheidigt zwar das Christenthum und die Dogmen der Kirche gegen die Angriffe der französischen Encyklopädisten, weil er die Religion für nützlich hält, sich selbst scheint er aber nicht zu denen zu zählen, welche der Religion bedürfen.

Während Möser der religiösen Bewegung seiner Zeit gegenüber sich passiv verhielt und sich mehr von ihr tragen ließ, als selbstthätig eingriff, hat er auf socialem Gebiete Ideen verbreitet, welche weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinaus Anregung zu bedeutsamen Reformen boten. Es würde zu weit führen, wollten wir eine Kritik der national-ökonomischen Ansichten

versuchen, welche er in den „Patriotischen Phantasien" entwickelt hat. Vieles steht im Widerspruche zu den Ergebnissen, zu denen die Wissenschaft jetzt gelangt ist; ein Ueberblick über seine volkswirthschaftlichen Theorien und seine Vorschläge zur Hebung des Volkswohlstandes wird aber zeigen, wie sorgsam er bestrebt war die Lehren englischer und französischer Nationalökonomen, soweit sie ihm auf die heimischen Verhältnisse passend erschienen, den Lesern der „Intelligenzblätter" vorzuführen, wobei er aber ebenso wol die Irrungen des Mercantilsystems als die des Physiokratismus zu vermeiden wußte.

Möser faßt den Begriff „Reichthum" weiter als es gewöhnlich geschieht, wenn er unter demselben nicht blos eine verhältnißmäßig große Summe von Verkehrsgütern, die sich im Besitz einer Person befindet, sondern auch die Fähigkeit und den Willen zu arbeiten versteht. „Der Reichthum besteht nicht im Gelde, sondern in Stärke, Geschicklichkeit und Fleiße." Deshalb „muß Armuth verächtlich sein", denn der mittellose Mensch, welcher fleißig arbeitet, ist nicht arm. Der Staat habe, meint Möser sehr richtig, nur die zu unterstützen, welche durch Unglücksfälle oder Gebrechlichkeit arbeitsunfähig geworden; alle andern Armen sollten in einem öffentlichen Werkhaus zur Arbeit angehalten werden. Mit wahrer Begeisterung spricht Möser an vielen Stellen von der Ehre der Arbeit und dem Werthe der Zeit; es kann aber nicht geleugnet werden, daß er hierbei die geistige Arbeit allzu gering anschlägt und geneigt ist, die Städter als Menschen des Genusses den Landleuten nachzustellen.

Auf den Grundbesitz ist der Staat gegründet; er macht ein Volk reich und unabhängig. Die Geldwirthschaft hat für Möser mehr Schatten- als Lichtseiten, die Naturalwirthschaft einen höhern sittlichen Werth. Mit dem Gelde sei, klagt er, die Wohlthätigkeit geschwunden, die Stände schärfer geschieden, und die Freiheit verringert worden; vor allem habe der Grundbesitz an Einfluß verloren. Da nun dieser das Fundament des Staates sei, so habe der Staat auch ein Interesse, denselben zu schützen und zu heben. Besonders muß verhütet werden, daß der einzelne einen Theil seiner Landactie zu veräußern gezwungen sei. Für den Leibeigenen und freien Erbpachter solle der Gläubiger, nach Möser's Vorschlag, sich nur aus dem Ueberschuß der Güter bezahlt machen,

der Schuldner aber nach Verlauf von acht Jahren seiner Verpflichtungen ledig sein. Wie aber „die Gläubiger dahin sehen können, daß die achtjährige Verwaltung der Stätte mit möglichster Ersparung der Kosten geschehe" — wird nicht auseinandergesetzt. Auf ähnlichem Principe beruht der sogenannte „Todbau", bei welchem der Landmann seinen Gläubigern ein Grundstück so lange zum Nießbrauch überläßt, bis durch dessen Ertrag Kapital mit Zinsen bezahlt ist. Möser ist nun der Ansicht, daß auf diese Weise der Grundbesitz am leichtesten von den auf ihm lastenden Schulden befreit werden könne, und schlägt ein Gesetz vor, daß keine andern Verschreibungen oder Versprechungen der schätzbaren Landleute gültig sein sollten, als diejenigen welche zugleich auf eine allmähliche Tödtung des Kapitals gerichtet würden. Weil er nun außerdem erkennt, daß der Landwirth bei der geringen Circulationsfähigkeit der Güter durch die Freiheit des Gläubigers, die Schuld zu jeder beliebigen Zeit zu kündigen, arg geschädigt und der Grundbesitz selbst in die Hände der Geldleute übergehen würde, so glaubt er, daß durch den „Rentekauf", d. h. durch die Belastung des im Besitz des Schuldners bleibenden Grundstückes mit einem dinglichen Zinse an den Gläubiger einer drohenden Uebermacht des Geldes über den Grundbesitz vorgebeugt werden könne; dabei sollten die Rentenverschreibungen in Circulation gesetzt werden.

Das Grundeigenthum, der Besitz einer Landactie, macht den Bürger. Ursprünglich hat es nur zwei Stände gegeben: Eroberer und Bezwungene. Erstere besaßen den Grund und Boden und hatten die Verpflichtung der Landesvertheidigung; letztere waren zur Zahlung eines Schutzgeldes contractlich verpflichtet, bis ihnen, weil sie bei der Landesvertheidigung „mitthaten" mußten, von dem ersten Stande das Recht eingeräumt wurde auch „mitzurathen". Dieser erste Stand, bestehend aus freien, schöffenbaren Leuten, umfaßte den ersten und ältesten deutschen Adel; der hohe Adel entstand „aus den zuerst erwählten Obersten oder Hauptleuten, nachdem diese Wahlwürden, wie bei Landeigenthümern mit der Zeit fast allemal geschehen wird, bei einer Hufe und deren Eigenthümer lange Zeit gelassen und endlich erblich wurden". Unterschieden von diesem Grundbesitzadel wird von Möser der

Dienstadel, diejenigen in sich begreifend, welche dem Fürsten beständige Kriegsdienste als Reiter oder Ritter leisteten, und der Briefadel, vom Kaiser und den dazu Bevollmächtigten verdienten Männern ertheilt. Bei der Betrachtung der Möser'schen Ansichten über die Stellung des Adels im Staate ist auf seine Auffassung des Ursprungs und der Entwickelung dieses Standes nur insoweit Gewicht zu legen, als daraus hervorgeht daß Möser nur den für einen wahren Edelmann hält, welcher eine durch bedeutenden Grundbesitz oder hervorragende Verdienste um den Staat ausgezeichnete und unabhängige Stellung einnimmt, und hingegen alle diejenigen, welche nur durch fürstliche Gnade Adelsdiplom, Stellung und Einkommen erhalten haben, für nicht viel mehr als ein Adelsproletariat ansieht. Besonders hoch schätzt Möser den englischen Adel, weil dadurch, daß die jüngern Söhne in den Bürgerstand übertreten, nicht nur die Kluft zwischen Bürgerthum und Adel ausgefüllt, sondern auch der Entstehung eines vornehmen Proletariats vorgebeugt worden ist. Der Adel soll wieder zu einer Reichswürde erhoben werden, der älteste Sohn in den Besitz dieser Würde kommen, die übrigen Söhne aber — nicht adelich sondern nur edelgeboren — blos die Fähigkeit zu Kronehren besitzen. Diese Fähigkeit kann jedoch keineswegs dadurch verloren werden, daß man suche sich auf ehrliche Weise sein Brot zu erwerben.

Auch der Adel soll unbeschadet der Ehre seines Standes bürgerlichen Beschäftigungen sich hingeben, wenn er nicht von seinen Renten leben kann, denn kein Stand ist moralisch schlechter als der andere, und die Ehre nicht ausschließliches Eigenthum einer bestimmten Menschenklasse. Möser liebt es, die socialen Verhältnisse, welche er in England kennen gelernt hat, den Deutschen als Muster vorzuführen: dort seien die Handwerker stolz darauf Mitglieder einer Zunft zu sein, und nicht wenige hätten die Mittel in Palästen zu wohnen. Zur Blütezeit des Hansabundes habe der deutsche Handwerkerstand eine ähnliche Stellung eingenommen; um nun denselben wiederum zu heben, müsse man ihm gute Elemente zuführen und von ihm schlechte fernhalten, Bildung und Kapital ihm wieder zuwenden. Wenn auch reicher Leute Kinder ein Handwerk lernen würden, dann würde das

Handwerk auch zu neuer Ehre gelangen, und seine Erzeugnisse wieder mit denen des Auslandes concurriren können. Möser erkannte, daß die Waare um so schlechter wird, je verachteter der Arbeiterstand behandelt uud belohnt wird, war aber der Meinung, daß die Zünfte nur dann wieder zu dem frühern Ansehen und ihrer alten „Ehre" gelangen würden, wenn sie mit aller Strenge darauf hielten, daß nur die Kinder „ehrlicher" Leute als Lehrlinge aufgenommen würden. Die Gründe der Erscheinung, daß das Handwerk in den Dörfern und kleinern Städten nothwendigerweise sinken müsse, erblickt Möser vorzüglich darin, daß in den größern Städten ein weiteres Absatzfeld neben billigerm Einkauf der Rohproducte bestehe, der Geschmack infolge der Concurrenz sich gehoben habe, und den Gewerben mehr Arbeitskräfte und Kapital zur Verfügung stehen. Der Vorschlag, daß nur in den großen Städten und Seehäfen, wo für den auswärtigen Markt gearbeitet würde, den Meistern eine unbegrenzte Anzahl von Gesellen zu halten erlaubt, in den kleinen Städten aber jedem Meister die Zahl seiner Gesellen bestimmt sein solle, würde jedoch das Uebergewicht der Kapitalmacht eher vergrößern als vermindern. Obgleich Möser den Segen der Arbeitstheilung in der dadurch erzielten größern Kunstfertigkeit der Arbeiter, in der Ersparung von Zeit und Kraft und in einer vortheilhaftern Verwerthung der Rohproducte in dem Lande selbst, welches sie hervorbringt, erkennt und sich bewußt ist, daß der ganze Handel nur auf einer internationalen Arbeitstheilung beruht, so glaubt er doch, daß den Gewerben auf dem Lande mit einem Gesetze gedient sei, welches den reichern und geschicktern Handwerker zu Gunsten seiner ärmern und ungeschicktern Zunftgenossen hindere an dem Gebrauch seiner Kräfte.

Wie Möser fordert, daß jede Gemeinde ihr eigenes Recht haben solle, und die Eigenthümlichkeiten der Stämme und Stände gegen fremden Einfluß vertheidigt, wie er im Gegensatze zu den nivellirenden Bestrebungen der französischen Philosophie strenge Standesunterschiede aufrecht erhalten haben will, so hält er es auch für ein Gebot der Klugheit und der Moral, daß jeder Osnabrücker nur osnabrückische Waaren kaufe. Schwer ist hiermit sein an anderer Stelle ausgesprochener Wunsch zu vereinigen,

daß jede Fabrikthätigkeit im Volke wurzeln, und wenn bestimmte Industriezweige dem Charakter des Landes und der Lebensweise und den Kräften der Bevölkerung entsprächen, diese von Jugend auf für dieselben herangebildet werden solle. Denn kaum konnte er sich dem Wahne hingeben, daß das osnabrückische Land und Volk zur Betreibung aller Industriezweige geeignet wäre, und von selbst mußte dann die Erkenntniß der Nothwendigkeit folgen, daß Waaren eingeführt würden, die in jenen Gegenden nicht oder doch minder gut als an andern Orten erzeugt werden könnten. Man begreift diese eigenthümlichen volkswirthschaftlichen Ansichten, wenn man erwägt, wie sehr Möser neben der Entwickelung der heimischen Industrie die Erhaltung der einfachen Sitten der Landbewohner am Herzen lag.

Deshalb erschien ihm eine Beschränkung des Hausirhandels auf einheimische Waaren für vortheilhaft; die Wochenmärkte verwarf er, weil sie das Volk zu rohen Genüssen und zu Putzsucht verführten, und bei jeder Gelegenheit empfahl er den einheimischen Roggenkaffee an Stelle des echten, welcher die Nerven zerrütten und die Menschheit schwächen würde. Möser's Grundsatz, das Geld im Lande und sich selbst möglichst unabhängig vom Auslande zu erhalten, erlitt aber durch die Theuerung der Jahre 1771 und 1772 einen empfindlichen Stoß. Da kam er zur Einsicht, daß freie Aus- und Einfuhr den Getreidepreis naturgemäß regeln würde. „Man lasse“, sagt er, „die Preise steigen wie sie wollen, und gönne dem Handel seinen Lauf, ohne sich von obrigkeitlichen Amts wegen im geringsten darum zu bekümmern oder Ausfuhr und Branntweinbrennen zu verbieten.“ Für die Producte der Landwirthschaft verlangt er zwar die Segnungen des Freihandels; um die einheimische Industrie zu heben, glaubt er jedoch, daß der Staat an Einfuhrverboten und hohen Zöllen festhalten müsse. Es scheint fast als ob er dem Staate nur deshalb eine freisinnige Handelspolitik anempfahl, weil er sich nicht der Einsicht verschließen konnte, daß der Ackerbau vom Handel abhängiger als dieser von jenem sei. Seine erste Fürsorge galt dem Ackerbau, der Hauptbeschäftigung der Bewohner Osnabrücks; Vorschläge zur Verbesserung der dortigen eigenthümlichen Agrarverhältnisse, zur Hebung des geistigen und materiellen

Wohls der Landleute findet man in den „Patriotischen Phantasien“ gesammelt, und Untersuchungen über Wesen und Entwickelung der bäuerlichen Rechte und Lasten seiner Heimat bilden einen Hauptbestandtheil seiner „Osnabrückischen Geschichte“. Mag auch Möser mit Ostentation jeden Einfluß der französischen Rechtsphilosophie auf seine Ansichten verneinen, so kann doch kaum angenommen werden, daß er ohne Kenntniß der socialen Reformen, welche, hervorgerufen durch die Forderungen der liberalen Partei, in Frankreich sich vorbereiteten, zu dem Entschlusse gelangt sei, im Osnabrückischen die Aufhebung der Leibeigenschaft anzubahnen. „Dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg anzukündigen“, verhinderte, wie er selbst gesteht, der Umstand, daß „das Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestand“; er sprach, um nicht zu verletzen, beschönigend über Verhältnisse, deren nachtheilige Seiten in die Augen fielen, und suchte zu vermitteln, wo zu verurtheilen Pflicht gewesen wäre. Da konnte er denn später leichten Herzens ausrufen: „Gott sei Dank, ich habe mir mit meinem Vortrage nie einen Feind gemacht!“ Wie vorsichtig behandelt er die Frage nach dem Ursprunge der Leibeigenschaft! Sie ist ihm nicht etwa aus der mittelalterlichen Hörigkeit hervorgegangen, sondern aus einem „natürlichen Bedürfniß der Leute, welche nichts hatten, und froh sein mußten daß man ihnen Credit auf ihren Leib gab“. Nicht Krieg und Verschuldung und Zwang machte aus freier Bevölkerung eine leibeigene, sondern ein freiwilliger Contract, durch welchen ein Mensch, der sich selbst zu schützen unfähig gewesen, sich in den Schutz eines mächtigern Herrn begab. Die Dienste des Leibeigenen sah Möser als Belohnung für des Herrn „Aufsicht, Mühe und Schutz“ an, ohne erkannt zu haben, daß bei weitem mehr Leibeigene in diesem Schutze Freiheit und Eigenthum verloren, als für diesen Schutz hingegeben haben. Während er in dem Leibeigenthum eine nothwendige und auf lange Zeit nützliche Erscheinung erblickte und dasselbe gegen die vertheidigte, welche es nur aus dem Verhältnisse der Besiegten zu den Eroberern ableiten wollten, verkannte er doch auch nicht die außerordentlichen Schäden, welche dem Individuum wie dem Staate aus demselben erwachsen. Zwar habe, sagt er, in

Staaten, in welchen nur wenig Steuern zu zahlen und wenig Rekruten zu stellen seien, das Leibeigenthum immer noch Berechtigung; im allgemeinen aber „muß dem Staate mehr an der Erhaltung und dem Wohlstande vieler geringer Unterthanen als an dem Vortheile großer Gutsherren gelegen sein“ — ein Satz von solcher Tragweite, daß er mehr verdient hätte an die Spitze einer eingehenden Abhandlung gestellt, als in eine leicht zu übersehende Anmerkung versteckt zu werden. Von der Verwandlung der Erbesbesetzung mit Leibeigenen in freie Erbpacht hofft Möser nicht nur für die ehemaligen Leibeigenen sondern auch für die Gutsherren moralischen und materiellen Nutzen: die Landwirthschaft würde sich heben durch eine Bevölkerung, welche wisse daß der Ertrag der Arbeit ihr selbst zukomme, und unter dem niedern Volke würde ein „richtiges Ehrgefühl“ herrschen, erzeugt durch das Bewußtsein der Selbständigkeit und des eigenen Besitzes. Da nun dieses Ehrgefühl nicht aufkommen könne, solange es noch unbestimmte Leistungen gebe und der Gutsherr richterliche Gewalt über seine Hintersassen habe, so sei vor allem in diesen Beziehungen alle Willkür abzuschneiden. In dem „Schreiben einer Hausfrau über die Freilassung ihrer Leibeigenen“ entwickelt Möser dann die Bedingungen, unter denen er die Lösung des „Vertrags“ zwischen Gutsherren und Leibeigenen für möglich hält. Radicalen Reformen widerstand sein historischer Sinn; er wollte mit der Vergangenheit nicht vollständig brechen, sondern langsam in neue Verhältnisse überleiten. Deshalb schlägt er die Bestimmungen vor, daß der Erbpächter an dem Hofe kein anderes Recht haben solle als der frühere Leibeigene, und daß er, wenn er die jährlichen Abgaben nicht bezahle, als Leibeigener zu behandeln und zu beerben sei. Um die Rechte der Gutsherren möglichst zu schonen, und auf der andern Seite die Freiheit zu einer Belohnung sittlicher und wirthschaftlicher Tüchtigkeit zu machen, empfiehlt Möser also nur eine bedingte Aufhebung der Leibeigenschaft. Dennoch war er sich bewußt, daß im 18. Jahrhundert nur wenig geschehen würde für eine Verbesserung der Lage des Bauernstandes; er ahnte aber auch zugleich, daß die Zukunft über seine Reformschläge hinausgehen und Forderungen stellen würde, wo er nur gewünscht hatte. Die Genug-

thuung wurde ihm noch zutheil, daß die österreichische Regierung, welche eifrig bestrebt war die eigenthumslosen Leibeigenen des Reiches in grundbesitzende umzuwandeln, seine darauf bezüglichen Abhandlungen nicht unbeachtet ließ. Dies mußte für ihn um so erfreulicher sein, als er selbst wol kaum die Absicht gehabt hatte, mit seinen für die Osnabrückischen Intelligenzblätter geschriebenen Aufsätzen über die Grenzen des Bisthums hinaus zu wirken.

Dies ist denn auch der Grund, weshalb die „Patriotischen Phantasien“ nur bei einzelnen von des Verfassers Zeitgenossen wahres Verständniß gefunden haben; das Lob der großen Masse blieb aus, in vollem Maße ersetzt ward es aber durch die Bewunderung, welche Goethe den literarischen Leistungen Möser's zollte. Als Goethe durch Herder zuerst auf die Artikel literarhistorischen und staatswissenschaftlichen Inhalts, welche die Osnabrückischen Intelligenzblätter aus Möser's Feder gebracht hatten, aufmerksam gemacht worden war und später von dessen Tochter, Frau von Voigts, den Aufsatz erhalten hatte, in welchem Möser „Götz von Berlichingen“ gegen das wegwerfende Urtheil Friedrich's des Großen vertheidigte, widmete er nach der Rückkehr von Wetzlar auch den übrigen Schriften Möser's ein eingehendes Studium. Mit großer Verehrung sprach er stets von „diesem unvergleichlichen Manne, der ihm außerordentlich imponirt und den größten Einfluß auf eine Jugend gehabt habe, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff war es zu erfassen“; und an Frau von Voigts schrieb er: „Ich trage die «Patriotischen Phantasien» mit mir herum; wann und wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.“ Es war ein nicht unwichtiger Zufall, daß Goethe, als er dem Erbprinzen von Weimar vorgestellt wurde, die „Patriotischen Phantasien“ auf dem Tische fand, und daß sich bei dieser Gelegenheit ein Gespräch über Staatsverwaltung entspann, in welchem Goethe die Ansicht Möser's vertreten zu haben scheint, „daß die Menge der kleinen deutschen Staaten als höchst erwünscht zur Ausbreitung der Cultur seien“. Die Vermuthung liegt nahe, daß seine Berufung nach Weimar zum Theil eine Folge dieses Gesprächs gewesen sei.

Nie haben sich die beiden großen Männer gesehen, nie in directem Briefwechsel miteinander gestanden; Frau von Voigts vermittelte den Verkehr. Das Interesse für Möser's Schriften blieb in Goethe bis in sein Alter rege; immer erfreute er sich an den Schätzen „des reichen Mannes, der jemand auf ein Butterbrot einlädt und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt".

Reinhard Zöllner.

Inhalt.

Patriotische Phantasien.

Erster Theil.

I.

Haus und Familie.

Die Häuser des Landmanns im Osnabrückischen sind in ihrem Plan die besten.

Die Frage, ob die hiesigen Hausleute ihre Wohnungen nicht bequemer einrichten könnten, ist oft aufgeworfen worden. Diejenigen, welche solche zu entscheiden haben, mögen nachfolgende Vortheile der hiesigen Bauart nicht aus der Acht lassen.

Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die herein kommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben ebendiese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen, und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Drösche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen, und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der

Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr, die Einfahrt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren; und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern, und seine Schweine im dritten hat, und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viel Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthaben zubringen.

Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoben; und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv ist im Stande mehr Vortheile zu vereinigen.

Bei der Frage, ob es nicht gut, sei dem Landmanne zu rathen, sparsamer mit dem Bauholze umzugehen, kommen folgende Gründe in Betracht:

Erstlich hat jeder Mensch seinen Ehrgeiz, welchen er auf eine oder die andere Art befriedigen will, und es ist überaus bedenklich, ihn von einiger Verschwendung in einheimischen Producten auf auswärtige zu führen. Die ganze Kunst des Gesetzgebers besteht darin, den Ehrgeiz des Menschen wohl zu lenken.

Zweitens ist es besser, daß das Bauholz theuer als wohlfeil ist. Das Geld dafür geht nicht aus dem Lande. Ein theurer Holzpreis muntert die Leute auf, fleißig zu pflanzen; und diejenigen Gegenden sind nicht glücklicher, wo man das Holz gar nicht verkaufen kann, sondern zu Potasche und Glashütten verschwenden muß.

Drittens ist es besser, daß die Leute zu viel als zu wenig Holz nehmen, weil sie keine Baumeister bei sich haben und durch die Stärke des Holzes ihre Fehler im Bauen ersetzen müssen.

Viertens ist in den hiesigen Häusern die allergrößte Sparsamkeit bereits darin beobachtet, daß die Balken nicht durchlaufen, sondern nur den sogenannten Stuhl bedecken. Dadurch sind bei jedem großen Hause nach dem jetzigen Holzpreise 200 Thaler erspart. Die Verschwendung geschieht also nur in Ständer- und Riegelholz, welches noch genug vorhanden ist, da es nur an Balken mangelt.

Fünftens findet man keine Verschwendung in den Gegenden, wo das Holz rar ist.

Die Spinnstube.

Eine osnabrückische Geschichte.

Selinde — wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud — war die älteste Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften, sagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen. Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebaut zu sein und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand ebenso. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhte sie nicht eher als bis sie darankam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor, und der Bischof hatte keine andere Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt, jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sein glaubte. Das einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte, und man konnte denselben um soviel mehr gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz, ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigen Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigen vor, weil sie sich auf demselben ohne aufzustehen und ohne

alles Geräusch auf das geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden, und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich Boiserie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahret waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stall und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wol eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schoße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um alles mit wenigem zu sagen, so waren alle nothwendigen Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicherweise erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Aeltern und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschält hatte. Nach seiner Aeltern Tode aber war er auf Reisen gegangen und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht

anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn andre in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Aeltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gerne gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Aeltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satirische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. „Ist es möglich", sagte er einmal gegen den Vater, „daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in Einem Raume zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigene Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin, die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem, und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden."

„Mein lieber Arist", war des Vaters Antwort, „ich habe auch die Welt gesehen und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind und eine nützliche Arbeit unsre dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, über=

legte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähte. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsere Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens. Nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

„In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnichten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachtfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commißbrod essen sehen. Wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen; wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden; und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte! Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß, in der Haushaltung alle und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wol dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel als das Kriegshandwerk? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermiethen, als sein eigener Herr zu sein und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

„Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn, die Wollust sucht ihn, und der Geiz verspricht sich alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde, und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dient mir besser, als andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die

Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht danach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen werden; sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich bei zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich andere sonst mehr aus Stolz als aus Religion herablassen. Ordentlicherweise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten als andere, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlene Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen Tausende die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln; Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Copien hervor."

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. „Es ist einem jeden nicht gegeben", fiel er jedoch hier ein, „sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen, und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich; allein unsre Umstände wollen doch einigen Unterschied haben, und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht bewiese ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursacht, sich oft in einem Bauernhause gelabt und ihren getreuesten Unterthanen unerkannterweise zugetrunken haben."

„Und Sie wollten dieses verwerfen?" versetzte Selindens Vater mit einem edeln Unmuthe. „Sie wollten eine Handlung lächerlich

machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie", fuhr er fort, „ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier, hören Sie — und in dem Augenblick las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel —: Der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung!" rief er aus. „Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht und den Kopf an einer poetischen Stange unerschrocken in die Höhe hält! Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton gestimmt und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt! Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall wo er sie angetroffen studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannichfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert und nicht durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helena ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel daraufzusetzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen."

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen und sagte nur noch: „Ich weiß wohl, die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können ohne unsre Würde zu verlieren. Es gibt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen und aus eigenem Verstande wie aus offnem Herzen reden, allezeit größer sein werden als orientalische Prinzen, die um nicht klein zu scheinen sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müßte uns der Umgang mit ländlichen, unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmer Schauspiel geben als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affecte daherschwatzen."

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eigenen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte, sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satire vergaß und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch sagte sie endlich: „Die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß es zum voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen sein werden." Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeittag ging fröhlich vorüber, und wenngleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Armen im Dorfe neu, nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und gutes Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Heideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edeln und mächtigen Reizungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte, so würde man sie doch ebenso wenig verstehen als dasjenige, was man in der Limburger Chronik von gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verzattelten, von Kleinspalt, Kogeln, Sorkett und Disselsett liest.

Selinde, die alles, was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielte ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernt hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um vier, spielte bis acht, setzte sich wieder zu Tische bis zehn, zog sich aus bis um zwölf und schlief wieder bis acht; und in diesem einförmigen Cirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich, nach der Mode, begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmählich an Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war vieles verloren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmählich mit einem Blicke zu fragen, wiewol mit aller Bescheidenheit und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schos setzten und mit einem stählernen Haken an eben der Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehte das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eins für Selinden kommen lassen, und für sich ein Gestell zu Knötchen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötchen als zu trenseln. Ehe sich's Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeit lang geglückt, wenn nicht das charmante Rädchen mit einer unendlichen Menge Berloquen wäre geziert gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knötchen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlte Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden. Jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wol schiene, daß sie recht behalten würde......

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug, zu wissen daß Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal be-

halten und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt; und jedermann weiß, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen, und daß sie zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

Wie viel braucht man, um zu leben?

Was braucht man, um zu leben? — ist zwar eine alte, aber auch noch nie völlig beantwortete Frage. Ein Thorschreiber, dem der Fürst jährlich hundert Thaler gab, stellte einmal unterthänigst vor:

Es sei unmöglich, bei den gegenwärtigen theuren und verschwenderischen Zeiten von hundert Thalern zu leben; er habe eine Frau und sechs Kinder. Wenn er auf jede Person auch nur jährlich zwanzig Thaler rechne — und so viel bewilligte man doch wol zum Unterhalte eines Findlings —, so wäre es offenbar, daß er damit nicht auslangen könnte. Er müsse also nothwendig ein Betrüger werden, oder als ein ehrlicher Mann verhungern. . . .

Der Fürst ließ sich endlich bewegen, demselben jährlich dreihundert Thaler zu geben, ohnerachtet die Accise an dem Thore, wo der Thorschreiber stand, nicht völlig tausend Thaler des Jahrs einbrachte und der Schreiber solchergestalt über dreißig Procent von der Einnahme erhielt. Wer war froher als der Thorschreiber! Seine Frau, welche bisher nur Kontuschen getragen, legte sich eine Adrienne zu, die Töchter wurden Mademoiselles geheißen, und die Söhne mußten, als Kinder eines großen fürstlichen Bedienten, zum Studiren angehalten werden. Kaum aber hatte diese Veränderung einige Jahre bestanden, so war der Thorschreiber in Schulden und stellte abermals vor:

Es sei schlechterdings unmöglich, daß er mit dem ihm gnädigst bewilligten Gehalt auskommen könnte. Höchstdieselben würden gnädigst erwägen, daß wenn er nur einigermaßen standesmäßig leben sollte, auch der sparsamste Bediente von seinem Stande damit nicht ausreichen könnte. Der Unterricht seiner Kinder, welche doch nach ihrem Stande studiren müßten, nehme wenigstens den dritten Theil seines Gehalts weg; und da der älteste bald auf die Universität müßte, so würde dieser allein den Ueberrest seines Gehalts verzehren . . . .

Der Fürst legte hierauf seinen Ministern die Frage vor: ob er keinem seiner Bedienten eine Zulage geben könnte, ohne zugleich eine Standeserhöhung zu veranlassen? Die Minister antworteten: Es wäre natürlich, daß ein Mann, der viertausend Thaler jährlicher Besoldung hätte, mehr verzehren müßte als ein andrer, der nur zweitausend erhielte, und daß derjenige, der vierhundert Thaler erhielte, sich höher achtete als ein andrer, der nur die Hälfte bekäme. Die Folge hiervon wäre, daß diejenigen, so große Besoldungen hätten, ebenso wenig leben könnten als die andern, so geringere hätten; und wenn Ihro Fürstl. Durchlaucht Dero eigenen Kammeretat nachsehen zu lassen geruhen wollten, so würde sich finden, daß Höchstdieselben ebenwohl nicht standesmäßig leben könnten. Es wären in dem Fürstlichen Hause so viele Prinzen und Prinzessinnen, so viele Apanagen, so viele hohe und niedrige Bediente . . .

Der Thorschreiber wurde nun zwar hierauf in Gnaden beschieden, daß wenn er von dem Dienste nicht leben könnte, es ihm frei stehen sollte einen bessern zu suchen. Allein der Fürst war dadurch doch nicht beruhigt und glaubte immer noch, daß seine Minister der Frage kein Genüge gethan, wenigstens die Quelle des Uebels nicht recht aufgedeckt hätten. Er wandte sich also an seinen alten längst aus dem Dienste getretenen Kanzler, der vorhin seines Großvaters einziger Geheimer Rath, Kammerpräsident und Secretarius gewesen war, und bat denselben, ihm seine Meinung hierüber zu entdecken. Dieser versetzte mit wenigen Worten:

„Euer Fürstl. Durchlaucht Herr Großvater hielten wenige und gute Bediente; sie forderten von denselben Arbeit und Treue und verließen sich auf beides. Ihr Herr Vater liebte eine andere Ordnung: es wurden so manche Departements gemacht als Sachen waren; dazu kam ein Oberdepartement, um alle die andern Departements zu beachten; zu jedem wurden ein paar Räthe, ein paar Secretarien und verschiedene Unterbediente nothwendig erfordert; diese Departements forderten sodann besondere Zimmer, Archive, Acten, Rechnungen und Berichte; die Mitglieder derselben beeiferten sich um die Wette, um die Sachen in die schönste Ordnung zu bringen; sie erfanden die deutlichsten Formulare, Rubriken, Tabellen und hundert andre Dinge, wozu immer mehr und mehr Hände, immer mehr und mehr Papier, immer mehr und mehr geschickte Leute erfordert wurden. Der Thorschreiberdienst wurde zu einer Wissenschaft, und der Untervogt mußte einen zierlichen Bericht zu erstatten im Stande sein. Eure Fürstl. Durchlaucht waren zu dieser Ordnung erzogen; Sie verbesserten dieselbe noch in vielen wesentlichen Stücken, und ich ging als ein alter Mann mit dem vergnügten, aber auch traurigen Anblick aus Dero

Diensten, daß meine Arbeit unter funfzig Personen vertheilt wurde. Indessen habe ich mir neulich den Generaletat von der jetzigen Einnahme vorzeigen lassen und gefunden, daß Höchstdieselben jetzt jährlich zehntausend Thaler mehr wie der Herr Großvater einzunehmen, aber auch funfzigtausend Thaler mehr für die Dienerschaft auszugeben haben, als wie ich Kanzler mit einer Besoldung von fünfhundert Thalern war und einen Schreiber hatte, dem hundert Thaler in Gnaden gereicht wurden...."

„Aber", sagte der Fürst, „es ist doch nicht möglich, daß ich etwas von dem allen einschränken kann. Ein Militärdepartement ist unentbehrlich, weil es mit Leuten besetzt sein muß, welche das Militaire aus dem Grunde verstehen. Das Kammerdepartement erfordert unstreitig seine eigenen Leute, und diejenigen, so dabei stehen, haben alle Hände voll zu thun. Ohne ein Justizdepartement kann kein Land bestehen; wie vielen Ungerechtigkeiten würden sonst meine armen Unterthanen nicht ausgesetzt sein! Das geistliche Departement läßt sich mit dem weltlichen gar nicht vereinigen; und die Regierungssachen erfordern wahrlich auch geschickte Männer, damit alles in der Ordnung und der Friede mit den Nachbarn erhalten werde. Das Hofdepartement ist in allen Ländern von den übrigen getrennt; der Stall, die Küche, der Keller, die Kapelle, das Theater, die Jagd, die Hofgebäude, die Gärten, die Lustbarkeiten — wollen durchaus besondere Leute und ein Marschallamt. Der geringste Edelmann in meinem Lande hat ja seinen Secretär, Oberverwalter, Unterverwalter oder Kornschreiber, seinen Haushofmeister, seinen Kammerdiener, seinen besondern Braten-, Pasteten- und Suppenkoch, seinen Haushaltungsgegenschreiber, seinen Kutscher, Postillon und Vorreiter, seine Jäger, Bediente, Läufer ... wie will ich dann mein Ansehen unter diesen behaupten, wenn ich mich wie mein Großvater mit einem Kanzler begnügte und die Departements dagegen eingehen ließe?"

„Dieses ist auch meine Meinung nicht", versetzte der Kanzler; „ich habe weiter nichts sagen wollen, als daß ein Fürst wider die schöne Ordnung und wider das viele Simplificiren, welches sich unter der Dienerschaft immer mehr und mehr ausbreitet, auf seiner Hut sein müsse. Eine große Bibliothek kann und muß nach den Wissenschaften geordnet werden; man wählt billig für jede Klasse ein besondres Repositorium und in dem Bücherverzeichniß eine besondre Rubrik. Wenn man aber dieses bei einer kleinen Bibliothek thun will, so kömmt unter jeder Rubrik und in jedes Repositorium oft nur ein einziges Werk, und es wird auf diese Art viel Papier, viel Holz und Raum verschwendet. Ebenso geht es mit den Departements, mit den vielen besondern Rechnungen, Etats und Berichten; diese vermehren die Arbeit, aber nicht die Einnahme. Und

ein Fürst, der alles selbst sehen, lesen und wissen will, ist in meinen Augen ein Mann, der, um einen Fuchs zu fangen, mit zehntausend Unterthanen ein Treibjagen anstellt. Ich dächte, man ließe dem Fuchs ein Huhn und stellte das Treibjagen ein."

„Stille, mein lieber Kanzler", schloß der Fürst; „die Ordnung, die Ordnung ist eine so schöne, so nothwendige, so wichtige Sache . . . und ein Fuchs ist für die armen Hühner ein so schädliches Thier. Doch um auf unsre vorige Frage zu kommen und von der Sache recht aus dem Grunde unterrichtet zu sein, wollen wir durch unser Intelligenzblatt einen Preis von 50 Ducaten für die beste Ausführung über die Aufgabe bekannt machen lassen:

Wie viel braucht man, um zu leben?"

Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthause.

Ja, ich bin es noch, es ist die Hand Deiner zärtlichen und unglücklichen Frau, geliebter und armer Mann, von der Du diese Zeilen erhältst. Sieh sie nur recht an, es sind noch die Züge, worin sich Dir ehedem das beste, das empfindlichste Herz ausdrückte, worin ich Dich zum ersten mal versicherte, daß ich Dich über alles liebte. Wie glänzend war damals alles! und wie glücklich glaubte ich zu werden! Ich stellte mir da noch nicht vor, daß ich einst nach Brot seufzen und solches nicht erhalten würde, daß ich die erste Frucht unsrer Liebe mit andern als Freudenthränen benetzen, und daß Dein Erstgeborner, o Geliebter, an meiner Brust verhungern würde. Ich war jung und unerfahren und lebte nur für Dein Vergnügen. Jedes Geschenk, das Du mir so schmeichelhaft machtest, nahm ich freudig an, um mich damit zu schmücken und Dir so viel mehr zu gefallen; Dir traute ich Ueberlegung, und mir nichts als Folgsamkeit zu. Warum überlegtest Du denn nicht, wie Deine Ausgaben unsre Einnahme nicht übersteigen dürften? Warum muntertest Du mich selbst auf und nöthigtest mich, fast jeder Mode zu folgen und in einem Tage das zu verschwenden, was ein ganzes Jahr zu unserm ehrlichen Unterhalt hingereicht haben würde? Und warum mußte ich mehr der Liebling Deiner Eitelkeit als Deiner Vernunft sein? Dir kam es zu, mir zu sagen, wie viel ich ausgeben und was ersparen sollte. Von Deiner Liebe konnte ich diesen Rath erwarten; und wie süß würde mir in Deiner Gesellschaft auch das Brot gewesen sein, was ich hätte mit Spinnen erwerben

müssen! Ja, Geliebter, wir konnten glücklich sein. Unsre wahren Bedürfnisse waren nicht groß, wir hätten sie mit einiger Arbeit und mit einigem Fleiße von den Einkünften, die wir hatten, befriedigen können; und wenn ich dann nach einem mühsamen Tage nur einen erkenntlichen Blick von Dir erhalten hätte, wie glücklich würde ich dann in Deinen Armen geruht haben! Ich war jung und zärtlich und nicht übel erzogen; ein Wort von Dir würde einen unauslöschlichen Eindruck in meinem Gemüthe hinterlassen haben. Ein offenherziges Geständniß von Deinen Schulden würde mich vielleicht in einige Bestürzung gesetzt haben; aber da es gleich anfangs noch möglich gewesen wäre Dich zu retten, wie lebhaft würde nicht mein Eifer geworden sein, dieses Verdienst mit Dir zu theilen! Diese Aufrichtigkeit, liebster unglücklichster Mann, würde mir Deine ganze Liebe bewiesen haben, ich würde mich durch dieses Vertrauen in Deinen Augen recht groß gedünkt haben. Und dann, welchen Triumph für meine Liebe, ein Mitarbeiter an Deiner Rettung gewesen zu sein! Jeder kleine Schritt, wodurch wir uns dieser Hoffnung genähert, und welchen wir dann nach jedem fortgearbeiteten Tage in der frohen Abendstunde miteinander überrechnet hätten, würde unsre Mühe, unsre Kost, und, o Geliebter, auch unsern Kuß versüßt haben. Die stolzeste Frau in der Stadt wäre ich geworden, wenn man mir sodann gerühmt hätte, daß ich um Deinetwillen alle Moden absagte, alle Pracht vermiede und ein Gericht Gemüse für Dich und mich selbst kochte; wenn man von mir gesagt hätte, daß ich Dein gutes, Dein redliches, Dein vernünftiges Weib wäre. Dies würde mich zu einer ganz andern Größe erhoben haben als alle die flatternden und kostbaren Kleinigkeiten, womit Du mich, Deinen — ach, wie tief gefallenen! — kleinen Engel, in die größten Gesellschaften führtest. Mit was für einem edeln Stolze, mit was für einem Bewußtsein Deiner und meiner Würde würde ich in Serge und Flanell auf alle die thörichten Weiber herabgesehen haben, die dem vergänglichen Glanze eines Tages ihr gutes Vermögen aufopfern und ein bischen neidische Bewunderung der Ruhe ihres Lebens, dem Wohlstande ihrer Kinder und der Hochachtung aller Rechtschaffenen vorziehen. Ach Mann! Mann! wie vieles haben wir verloren! Nicht blos das Vermögen, uns zu erhalten, nicht blos Deine Freiheit, nein, was größer als beides ist, auch die Werthachtung aller Rechtschaffenen; und vielleicht — o, mein Schmerz ist der Verzweiflung sehr nahe! — auch das, woran ich nur mit Entsetzen gedenke. Konntest Du, mein Geliebter, in der Verzweiflung, worein Dich Deine Schulden stürzten, der Versuchung nicht widerstehen, auf unsichere Hoffnungen fremde Dir anvertraute Gelder anzugreifen: wie werde ich Dein Kind verschmachten sehen können, ohne mir zuvor selbst das Leben zu

nehmen? Du warst redlich, ich bin's auch. Aber Gott wende die Versuchung!

Man hat mir alles gepfändet; von allen Deinen kostbaren Geschenken, von allen meinen schönen Kleidern habe ich nichts behalten. Unser Bette ist fort. Nur mein Kind ist mir geblieben, und damit sitze ich nun schon in den dritten Tag in meinem binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassenden Putzzimmer, weil ich das Herz nicht habe, vor die Thür zu gehen und mich dem hämischen oder stolzen Mitleide meiner Nachbarinnen bloßzustellen. Was für eine Ueberwindung wird es mir noch kosten, sie um ein Stück Brot zu bitten! Und wie verdienstlos bleibt diese Ueberwindung in Vergleichung mit derjenigen, womit ich alle Verschwendungen vermieden und Dich bei Ehren erhalten haben könnte! Was soll jetzt aus mir werden? In meinem 19ten Jahre schon so unglücklich! und vielleicht auf ewig von Dir getrennt! mit einem Kinde, das nur die Zähren, so meine Brust herabrollen, einsaugt und mir in einem sehnlichen Blicke das ehemals zärtliche Verlangen seines unglücklichen Vaters zeigt!

Vergib mir, o Geliebter, den Ausbruch meines Schmerzes! Ich sollte Dich schonen, denn Du bist unglücklich genug, und es könnte Dich trösten, mich ruhiger zu wissen. Allein Du mußt daraus die Hoffnung schöpfen, Dein Kind und mich bald zu verlieren. Und was hast Du in Deinem Unglück mehr zu wünschen, als bald allein zu leiden und die Beruhigung zu erhalten, diejenigen, so jetzt Dein Elend mit Dir theilen, nicht mehr in der Welt zu wissen! Die Kräfte fehlen mir, ein mehreres zu schreiben. Doch unterzeichne ich mich noch

Deine
ewig getreue und unglückliche Frau
Filette Marly.

Die gute selige Frau.

Ich habe meine Frau im vierzigsten Jahre verloren, und meine Umstände erfordern, daß ich mich wieder verheirathe. Allein so viele Mühe ich mir auch dieserhalb bereits gegeben, so kann ich doch keine finden, die mir ansteht und der lieben Seligen einigermaßen gleich ist. Ich höre von keiner, oder man sagt mir sogleich: diese Person hat sehr vielen Verstand, eine schöne Lektüre und ein überaus zärtliches Herz. Sie spricht französisch, auch wol englisch

und italienisch, spielt, singt und tanzt vortrefflich und ist die artigste Person von der Welt.

Zu meinem Unglück ist mir aber mit allen diesen Vollkommenheiten gar nichts gedient. Ich wünsche eine rechtschaffene christliche Frau, von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen häuslichen Umgange und lebhaftem, doch eingezogenem Wesen, eine fleißige und emsige Haushälterin, eine reinliche verständige Köchin, und eine aufmerksame Gärtnerin. Und diese ist es, welche ich jetzt nirgends mehr finde.

Der Himmel weiß, daß ich es nie verlangt habe; allein meine Selige stand alle Morgen um fünf Uhr auf, und ehe es sechs schlug, war das ganze Haus aufgeräumt, jedes Kind angezogen und bei der Arbeit, das Gesinde in seinem Beruf, und des Winters an manchem Morgen oft schon mehr Garn gesponnen, als jetzt in manchen Haushaltungen binnen einem ganzen Jahr gewonnen wird. Das Frühstück ward nur beiläufig eingenommen; jedes nahm das seinige in die Hand und arbeitete seinen Gang fort. Mein Tisch war zu rechter Zeit gedeckt und mit zween guten Gerichten, welche sie selbst mit Wahl und Reinlichkeit simpel aber gut zubereitet hatte, besetzt.

Käse und Butter, Aepfel, Birn und Pflaumen, frisch oder trocken, waren von ihrer Zubereitung. Kam ein guter Freund zu uns, so wurden einige Gläser mit Eingemachtem aufgesetzt, und sie verstand alle Künste, so dazu gehörten, ohne es eben mit einer Menge von Zucker verschwenderisch zu zwingen; was nicht davon genossen wurde, blieb in dem sorgfältig bewahrten Glase. Ihre Pickles übertrafen alles, was ich jemals gegessen habe; und ich weiß nicht, wie sie den Essig so unvergleichlich machen konnte. Sie machte alle Jahr ein Bitteres für den Magen, wogegen Dr. Hill's und Stoughton's Tropfen nichts sind. Ihren Holundersaft kochte sie selbst; und in keinem Nonnenkloster fand man besseres Krauseminzenwasser als das ihrige. In unserm ganzen Ehestande hat keins aus dem Hause dem Apotheker einen Groschen gebracht, und wenn sie etwas Lächerliches nennen wollte, so war es ein Kräuterthee aus der Apotheke. Auf jedes Stück Holz, das ins Feuer kam, hatte sie Acht. Nie ward ein großes Feuer gemacht, ohne mehrere Absichten auf einmal zu erfüllen. Sie wußte, wie viel Stunden das Gesinde von einem Pfund Thran brennen mußte. Ihre Lichte zog sie selbst und wußte des Morgens an den Enden genau, ob jedes sich zu rechter Zeit des Abends niedergelegt hatte. Das Bier ward im Hause gebraut, das Malz selbst gemacht, und der Hopfen daheim besser gezogen, als er von Braunschweig eingeführt wird. Der Schlüssel zum Keller kam nicht aus ihrer Tasche. Sie wußte genau, wie lange ein Faß laufen, und wie viel

ein Brot wiegen mußte. Butter und Speck gab sie selbst aus, und ohne geizig zu sein, bemerkte sie das Gesinde so genau, daß nichts davon verbracht werden konnte. Ebenso machte sie es mit der Milch. Sie kannte jedes Huhn, das legte, und fütterte nach der Jahreszeit so, daß kein Korn zu viel oder zu wenig gegeben wurde. Das Holz kaufte sie zu rechter Jahreszeit und ließ die Mägde des Winters alle Tage zwei Stunden sägen, um sie bei einer heilsamen Bewegung zu bewahren. Im Sommer ward des Abends nie warm gegessen. Die warmen Suppen schienen ihr eine lächerliche Erfindung der Franzosen; und bei dem kalten Essen konnte das Geschirr auch mit kaltem Wasser gewaschen werden. Man brauchte alsdann kein Feuer, und bei Winterabenden ward bei dem letzten Feuer im Ofen gekocht. Was in der Dämmerung geschehen konnte, geschah nicht bei Licht, und die Arbeit war danach abgepaßt. Ihre schmuzige Wäsche untersuchte sie alle Sonnabende und hing solche des Winters einige Tage auf Linien, damit sie nicht zu feucht weggelegt und stockicht werden möchte. Wenn die Betttücher in der Mitte zu sehr abgenutzt schienen, schnitt sie solche los und kehrte die Außenseite gegen die Mitte. Auch die Hemden wußte sie auf ähnliche Art umzukehren und die Strümpfe zwei- bis dreimal anzuknütten. Alles, was sie und ihre Kinder trugen, ward im Hause gemacht; und sie verstand sich auch sehr gut auf einen Mannsschlafrock, sie konnte ihn in einem Tage mit eigener Hand fertig machen. Im Stopfen ging ihr keine Frau vor. Alle Jahre wurden einige Stücken Linnen in der Haushaltung gemacht und einige greis zugekauft, welche sie hernach zusammen bleichen ließ. Sie bückte solches selbst und bewahrte es soviel möglich vor der gewaltsamen Behandlung des Bleichers. Das Garn zu einem Stücke mußte von Einer Hand und von Einer Art Flachs gesponnen sein. Von dem besten ward gezwirnt; und keine Nadel oder Nähnadel konnte verloren gehen, weil nicht ausgefegt werden durfte, ohne daß sie zugegen war.

Ihr Garten war zu rechter Zeit und mit selbstgezogenem Samen bestellt. Im Frühjahr erholte sie sich in demselben von der langen Winterarbeit, indem sie säte und jätete. Die Früchte lachten dem Auge entgegen, ob sie gleich kaum den halben Dünger gebrauchte, den ihre Nachbarn ohne Verstand untergruben. Da sie allem Unkraut zeitig widerstand, so hatte sie nicht die halbe Arbeit. Alles, was sie pflanzte, gerieth recht wunderbarlich, und ihr Vieh gab bei kluger Fütterung bessere und mehr Milch, als andre mit doppeltem Futter erhalten konnten. Keine Feder wurde verloren, und kein Brocken fiel auf die Erde.

Das Bewußtsein ihrer guten Eigenschaften gab ihr einen ganz vortrefflichen Anstand. Alles, was bei Tische mit Appetit gegessen

wurde, war die schmeichelhafteste Lobrede für sie. Das Tischzeug konnte nicht bewundert werden, ohne daß nicht der Ruhm davon auf sie fiel. Ihre emsigen, reinlichen und muntern Kinder verkündigten der Mutter Lob vor allen Augen; und die Ordnung im Hause, die Fertigkeit, womit alles von statten ging, und die Zufriedenheit, womit sie vieles ohne Beschwerde geben konnte, erheiterten ihre Blicke dergestalt, daß alle Gäste davon entzückt wurden. Keiner Frau ist mehr geschmeichelt, und keiner weniger Schmeichelhaftes gesagt worden. Ihr Blick breitete Lust und Zufriedenheit über alles aus, und ich kann es nicht genug sagen, wie artig sie jede Gesellschaft mit in den Plan ihrer Arbeiten ziehen konnte. In der Dämmerung schälten wir Aepfel mit ihr, oder pflückten Hopfen; und wer sein ihm zugetheiltes Werk zuerst fertig hatte, bekam von ihr einen Kuß. Man glaube es oder nicht, der eine hielt den Zwirn, der andre wickelte ihn auf, der dritte las Erbsen oder andere Samen aus, der vierte machte Dochte zu Lichtern, und ich glaube, wir hätten ihr zu Gefallen gern mit gesponnen, wenn wir es verstanden hätten. Spinnen, sagte sie uns oft, gibt allezeit warme Füße und würde sehr gut gegen die Hypochondrie sein. Wenn wir unsre Arbeit gut gemacht hatten, setzten wir uns, nach dem die Jahreszeit war, an das Darrenfeuer und tranken ein Glas Septemberbier, welches damals noch nicht so schwach gebraut wurde, daß es in dem ersten Monat sauer werden mußte; oder wir thaten uns sonst mit Plaudern etwas zugute.

Nach ihrem Tode — ach ich kann ohne Thränen nicht daran gedenken! — fand ich die Brautwagen für unsere vier Töchter fertig; und wie ich alles, was sie während unserm 16jährigen Ehestande in der Haushaltung gezeugt hatte, überschlug, belief es sich höher als das Geld, was sie in aller Zeit von mir empfangen hatte. So vieles hatte sie durch Fleiß, Ordnung und Haushaltung gewonnen.

Jetzt will ich Ihnen sagen, wie es mir dermalen mit meiner allerliebsten Braut geht.

Die allerliebste Braut.

Wir haben zwar in unserm Letztern versprochen, die Abbildung der allerliebsten Braut, welche dem Witwer von allen Menschen empfohlen worden, von seiner Hand zu geben. Allein er ist so unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müssen, er hat so wenig

Empfindung und Kenntniß von dem jetzt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, ist so unbehülfsam, daß wir Bedenken tragen, unsre Leser mit seiner extracuriösen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart und so geistig, sie verfliegen so leicht und sind so changeant, daß man es fast nicht wagen kann, mit dem Pinsel oder der Feder daranzukommen, ohne etwas davon zu zerstören.

Was dem guten Manne am seltsamsten vorgekommen ist, ist dieses, daß er keine einzige gesund angetroffen hat. Alle haben sich über eine Schwäche der Nerven, und einige über Migräne und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinnen dergestalt verfeinert gehabt, daß die eine von dem Schnurren eines Rades, und die andre von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen ist. Die mehrsten haben französisch und immer die Worte tant pis und tant mieux überaus zierlich gesprochen. Alles ist Empfindung an ihnen gewesen; weswegen auch keine das Herz gehabt, sich zum Säen und Pflanzen in die Märzen- und Aprilenluft zu wagen. Einmal ist ihm eingefallen, mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat sich aber dadurch dergestalt lächerlich gemacht, daß man mit ihm eine geschlagene Stunde von nichts als dem „Belisaire" des Marmontel gesprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen aufs Theater springt, wenn der Kutscher den Orosman nicht recht spielt, ist keiner unbekannt gewesen. Allein kaum eine hat einen Tissot auch nur dem Namen nach gekannt, oder ihm zu sagen gewußt, wie lange ein Rockenbrei kochen müßte, ehe er gar würde. Seine Beschreibung von ihrem Anzuge ist vollends eine außerordentliche Caricatur. Die Worte haben ihm hier schlechterdings gefehlt, und seine Absicht ist, sie zur Warnung aller Freier mit Anmerkungen in Kupfer stechen zu lassen. Am Ende sagt er blos, daß eine Kammerjungfer mit einem Cacadou en colère auf dem Kopfe ihm die Thür gewiesen habe, nachdem er sich bei ihr erkundigt, ob ihre Jungfer im vorigen Sommer auch Kohlsamen aufgenommen habe.

Die Vollkommenheit in der französischen Sprache muß ihm besonders anstößig gewesen sein, denn er thut auf dieselbe einen recht ernsthaften Ausfall. Ist — sagt er, wenn es uns erlaubt ist, seine Gründe recht zu verdeutschen — der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern davon zu machen? Ist irgendein Nutzen anzugeben, welcher unsre Kinder für den Zeitverlust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müssen? Zugegeben, daß sie ihre Erkenntnisse dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Gesellschaften erscheinen können: sind darum diese Erkenntnisse nützlich? Haben wir bei einer guten Haushaltung nöthig, unsre

Zeitkürzungen aus französischen Romanen zu betteln? Und ist die Kunst, in allen Gesellschaften erscheinen zu können, nicht die abscheulichste Verrätherin ihrer Besitzer? Wer erscheint in Gesellschaften anständiger: der redliche, fleißige, bescheidene Mann, der seinen Beruf würdig erfüllt und sein Gutes in der Welt mit Freuden thut; oder der Unbesonnene, der nicht einsieht, daß ihm seine glänzendsten Vorzüge zum größten Verbrechen angerechnet werden? Der Mann, der dem Kaiser einen Guten Tag wünscht, spricht freier und anständiger mit ihm als alle unterthänigste Bücklinge.

Und wie groß sind denn die Wahrheiten, womit sie durch Hülfe der französischen Sprache ihre Erkenntniß erweitern? Ich habe eins der gelehrtesten Mädchen, das ich sonst wohl leiden mochte, befragt: wie viel Pfund Mehl aus einem Scheffel Rocken kämen; wie viel Garn auf ein Stück Linnen von 60 Ellen zu Schierung und Einschlag gehörte; und welches die beste Art sei einen Monat lang das Gesinde gut und wohlfeil zu unterhalten. Allein so wahr ich ehrlich bin, sie hat mir nichts als dreimal comment? geantwortet und mich spottweise gefragt, ob ich wol eine sauce de diable zum wilden Schweinskopf verstünde, und wüßte wie man die Citronen am feinsten dazu schälen könnte.

Vermehrung unsers Vergnügens . . . Das müßte erschrecklich sein, wenn sich meine Mädchen nicht mehr in einer Komödie ergötzen sollten, als alle die sich daran müde und krank gelesen hätten. Dieser Lust genießen sie sehr leicht und wohlfeil und brauchen darum das „Magazin“ der Frau Beaumont nicht zu lesen. Sie genießen ihrer besser als diejenigen, die in der Komödie nicht lachen dürfen als wenn ihnen von dem bel esprit du jour die Erlaubniß dazu ertheilt wird.

Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft, und es ist eine lächerliche Thorheit, eher an die Frisur als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Ueberfluß zum Grunde hat, so ist er anständig; und er kann auch dem Staate nützlich sein. Allein da, wo er auf Kosten des Nothwendigen gesucht wird, wo die Seele noch Mangel an den nothdürftigsten Wahrheiten leidet und sich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will, wo unsre Töchter französisch und englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Haushaltung zu haben: da ist dieser Luxus der Seelen nichts als ein prächtiges Elend, und die Folge davon ist für die Seele eben so erschrecklich, als die übermäßige Wollust für den Körper ist. Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist von den alten ehrlichen Tugenden, womit unsre Mütter, wie in einer sammtnen Mütze, umhergingen; sie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen

Pflichten bei; sie verführt die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanschreiber mit aller seiner Zauberei kunstmäßig erfüllen kann; und so wie der durch den Genuß der Wollust geschwächte Gaumen mit der Zeit Liqueurs und übertriebene Speise zu seiner Kitzelung haben muß, ebenso muß die Seele zuletzt sich an allerhand moralisches Tollkraut, an schwärmerische und beißende Schriften halten, um sich des Ekels und der tödtenden Langenweile zu erwehren. Und der Himmel sei demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel lesen und ohne Migräne denken oder verdauen kann; ja, der Himmel erbarme sich des Mädchens, das sich aus Büchern und philosophischen Gründen beruhigen soll! Die Philosophie ist eine abgefeimte Kupplerin, und die beste Sittenlehre eine barmherzige Schwester; zur Zeit der Trübsale und Anfechtung hilft nichts besser als ein Rad für die Schiene und ein: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Die schönen Wissenschaften, schließt unser Witwer weiter, vertreten beim Frauenzimmer jetzt höchstens die Stelle der Leberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung; und in diesem Falle sei es besser, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Bei den erstern komme nichts heraus. Ein Französin werde mit Hülfe des Rollin und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehen. Sie sei nur eine Putzmacherin für den Geist, und alles, was sie die Mädchen lehre, sei ein bischen gelehrte Entoilage; und höchstens laufe alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beiderlei Geschlechter hinaus, indem die weiblichen Thoren so viel lernten, als sie gebrauchten um sich von den männlichen Narren bewundern zu lassen, und umgekehrt. Beide hätten sich ganz unbesonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakespeare, Young, Voltaire, Lessing und andern, zu sprechen. Man wäre vor funfzig Jahren, ehe Talander und Menantes auf den Nachttischen erschienen, glücklicher und vergnügter gewesen. Das menschliche Herz habe sich bei allen guten Büchern eher verschlimmert als verbessert, und die Treuherzigkeit, womit seine gute selige Frau ihre Knipptasche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andre Tugend gewesen als das zärtliche Mitleid, womit man jetzt die Noth der Unglückseligen empfände. Er sieht es als einen Rest der ehemaligen Galanterie des französischen Hofes unter Ludwig XIV. an, der sich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt geschlichen hätte, daß ein Frauenzimmer viele Bücher gelesen haben müßte; gerade als ob sie nicht zehnmal so viel Vernunft, Geschicklichkeit, Würde und Anstand aus eigener Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er seine jetzige Braut

findet. Die Mutter sitzt bei ihrer Arbeit und sagt ihm, ohne aufzustehen, er möge sich setzen, wenn er wolle. Dieser Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausschweifung über die Verneigungen und Complimente. Was ist erschrecklicher, will er ungefähr sagen, als die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens! Wie edel ist der Stolz einer Frau, die, fest im Knie, ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin! Erstere ist in ihrer Art vollkommen; sie ist Original, sie ist dreist mit Anstand, sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin und sagt ihr einen Großen Dank, wenn ihr diese einen Guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt; und glücklich ist das Land, wo das Mädchen, das das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist als Voltaire auf sein Marquisat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte. Allein diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht, die Thörinnen, die ihren eigenen Stand verachten, und ehrt die Frau, die, ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtschaffen ist, was sie sein muß. Der Minister besucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer; und die ganze Welt erkennt, daß eine unüberlegte Geringschätzung der niedrigen aber ehrlichen, arbeitsamen und bescheidenen Stände uns beinahe in die Gefahr gesetzt habe, anstatt einer guten tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzessinnen zu erhalten. In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr, sie geht damit stolz dem ganzen Hof unter Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge kokettiren und die Würmer in einem frisirten Todtenhemde empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung für den ungelenken Rückgrad, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seite setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllen. Hat der Mensch denn keine Würde mehr als insofern er ein Affe des Hofes ist? Ist da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein sklavischer Nachahmer, und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist?

Jedoch wir dürfen unserm Witwer in seiner altdeutschen Laune nicht zu weit folgen. Zu seiner Entschuldigung muß ich aber doch sagen, daß er den vornehmen Damen einiges Klapperwerk erlaubt, um einigen vornehmern Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauert sie aber von Herzen und bemerkt nicht unrecht, daß sehr viele unter ihnen heimlich seufzten und arbeiteten und nichts mit

den Affen gemein hätten, die ihre Manieren copirten, ohne sich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf seine Braut. Wir wollen ihn hier selbst reden lassen. — Meine gute Katharine, sagte er, saß hinterm Webestuhl und webte den Drell zu ihrem Brautbette. Der Webestuhl war hübsch und vielleicht ebenso schön als derjenige, welchen die Fürstin von Ithaka in ihrem Visitenzimmer hatte. Ich fragte sie, ob es nicht vortheilhafter wäre, außer Hauses weben zu lassen. — Ich glaube wol, war ihre Antwort; allein wenn wir auch nichts dabei gewinnen, so sind wir doch sicher, daß unser gutes Garn vom Leinweber nicht vertauscht, nicht halb unterschlagen und nicht verdorben wird. — Ich habe, fügte die Mutter hinzu, allen meinen Töchtern das Weben gelehrt. Es dient zu ihrer Veränderung; sie lernen eine gute Arbeit kennen und wissen bis auf einen Faden, was der Leinweber gebraucht. Vordem war in jedem Hause, und unser Pastor sagt, es wäre bei den Hebräern, Griechen und Römern auch so gewesen, ein Webestuhl; und das Weben ist leichter gelernt als das Klavierspielen. Wenn man es recht kann, so ist es auch wirklich angenehmer, und unsre Nachbarinnen können sich nicht so sehr an einem Concert ergötzen als meine Töchter an einem neuen Muster. Was ihre Augen sehen, können ihre Hände machen, und der Nutzen davon ist merklich größer als der verschwindende Schall des schönsten Concerts. Meiner Meinung nach ist es gut, daß die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen knütten alle ihre Strümpfe selbst; sie machen ihre Kanten, ihr Linnen und weben sich bunte Zeuge von Baumwolle und allerlei Garn.

Sie zeigte mir ein Bett, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die schöne Zeichnung an verschiedenen Stücken und hörte mit Vergnügen, daß alle Mädchen auch zeichnen und malen könnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. Wenn man, sagte sie, in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürstliches, gräfliches oder adliches Schloß kam, so wurden einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgestelle und andere hübsche Möbeln gezeigt und dabei erzählt, daß dieses Stück von der Großmutter, jenes von der Großtante, und ein anderes von der Urtante höchsteigenhändig wäre gemacht worden. Man erstaunte dann über die schöne Stickerei, über den großen Fleiß, über die artigen Erfindungen und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeuges, was hundert andre weggeworfen hätten, genutzt und angebracht war, und ging mit dem heimlichen Wunsche nach Hause, daß man doch auch so geschickt sein möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verstanden, waren entzückt über die vorzügliche Geschicklichkeit ihrer Weiber und Töchter und bliesen sich

von dem Lobe auf, welches diese erhielten und verdienten. Diese Umstände bewogen mich, da ich noch klein war, meine Aeltern zu bitten, mich doch auch so etwas lernen zu lassen; und in einigen Jahren brachte ich es so weit, daß ich mein Brot auf zehnerlei Art hätte verdienen wollen. Und so habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuschicken, so sind sie gewiß im Stande sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, so sollten sie mir Uhren machen. So kunstmäßig ist ihr Gefühl durch eine beständige Uebung in allerlei Arbeiten geworden.

Ich bewunderte die alte Frau, die, ob sie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht so einwärts hielt, wie es der französische Tanzmeister den guten Deutschen ohne Unterschied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt; und ich versprach mir von ihrer Tochter, die während dieser Rede immer fortwebte, daß sie eine ebenso gute Mutter für meine Kinder sein würde. Die Mutter befahl ihr aufzustehen und mir das letzte Stück Damast zu zeigen, was sie von ihrem eigenen Garn gewirkt hätte. Flugs war sie bei der Hand und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuversicht, die meines Beifalls gewiß war. Erstere zeigte mir zugleich die Spitze, die ihre Tochter vor der Mütze hatte, mit dem Beifügen, daß Muster und Arbeit von ihr wären. Allein, fügte sie hinzu, dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Feierstunden. Durch die Größe der Ordnung, durch ihre Fertigkeit und durch die Aufmerksamkeit, womit sie jedes kleine Uebel in der Geburt ersticken, gewinnen sie sich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch ins Holz kommen lassen, oder ich schmähle und erlaube ihnen den ganzen Tag keine Feierstunde zu ihrer eigenen Arbeit. Ebenso halte ich es, wenn sie einen Schlüssel verlegt haben, oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hauswesen und die Küche zu besorgen hat, darf mir in den Zwischenzeiten nichts thun als spinnen, weil dieses eine Arbeit ist, wobei man ab- und zugehen kann und keinen Augenblick verliert. Mit Ordnung und Fleiß kann Einer mehr beschicken als zehn andre, und es ist unglaublich, wie reichlich sich beides belohnt. Ich erstaune oft über die künstlichen Sachen, welche wir aus der Türkei erhalten, und gleichwol soll dort alles von Frauensleuten im Hause gezeugt werden . . .

Wir können das übrige aus der Erzählung unsers Witwers weglassen, weil er mit seiner Katharine keinen Roman spielt und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

Sie tanzte gut — und kochte schlecht.

„Wie das Mädchen tanzt! wie ihr die Schultern stehen! Himmel, und der Nacken! Von dem übrigen will ich nichts sagen, ich glaube der Cul de Paris ist wieder Mode geworden. Aber ist es nicht eine Schande, ein junges Mädchen so erziehen zu lassen? Wenn es meine Tochter wäre, sie sollte mir anders tanzen lernen, oder sogleich zur Viehmagd verdammt werden. Ich weiß nicht, wie gewisse Aeltern so blind sein können, daß sie nicht sehen, was ihren Kindern fehlt, und ihnen beizeiten die Knochen ein wenig zurechtebiegen." — Die Frau Oberamtmännin würde in ihrem wohlgemeinten Eifer noch weiter fortgefahren sein, wenn nicht der Herr Rittmeister, der eben zu ihr trat, sie plötzlich unterbrochen hätte. „Was für eine Grazie!" rief er aus, indem er auf ihre eigene Tochter wies; „ich glaube, ihr ganzer Körper ist nichts wie Harmonie, jede Bewegung zeigt neue Reize. Nie habe ich ein feineres Contour gesehen; sie scheint nicht zu gehen, sondern zu schweben; sie muß alle ihre Nerven unter den unmittelbaren Befehlen ihres Geistes haben, sonst wäre es nicht möglich, so viele Entzückung zu verbreiten. Mich däucht, ich sehe ihre Mutter, wie sie als Braut den Ball eröffnete und mit einem triumphirenden Schritte die bezauberten Zuschauer zu ihren Füßen riß." — „Stille, stille!" versetzte die Frau Oberamtmännin, „diese Zeiten sind vorbei; und wenn mein Mädchen gut tanzt, so hat sie mir vielleicht etwas zu danken, aber doch bin ich mit ihr noch nicht so recht zufrieden: ihr Auge ist noch etwas zu starr, und überhaupt zeigt ihre unschuldige Miene, daß der Körper mehr als die Seele tanze."

Die Unterredungen auf den Bällen sind kurz. Der Rittmeister ward zum Tanz gefordert; und währenddderzeit die tanzende Gesellschaft das Auge durch ihre gleichförmigen Schweifungen ergötzte, wollte die Frau Oberamtmännin, durch das Urtheil des Herrn Rittmeisters bestärkt, ihre vorhin abgebrochene Rede gegen ihre Nachbarin, die eine wohlhabende Pächterin war, fortsetzen. Allein diese, welche sich inmittelst etwas gefaßt hatte, ließ ihr nicht die Zeit dazu.

„Hören Sie, meine liebe Frau Oberamtmännin", war ihre Rede, „diese Person, deren Stellung Ihnen so sehr misfällt, tanzt freilich nicht zum besten, ob es mir gleich gut genug vorkömmt. Allein ich muß Ihnen sagen, sie führt jetzt den ganzen Haushalt meines Oheims, der, nachdem er seine Frau früh verloren und seine Kinder verheirathet hat, mit ihrer Hülfe seine ganze weitläuftige Pachtung glücklich behauptet. Ehe sie zu ihm kam, mußte er alle Jahr für hundert Thaler holsteinische Butter zukaufen; und es mochte so viel eingeschlachtet werden als nur immer konnte, so

waren, ehe ein halbes Jahr zu Ende ging, alle Vorrathskammern leer. Der Flachs, der des Jahrs gemacht war, schien zu verschwinden, so wenig kam davon zugute, und das Linnengeräthe war dermaßen in der Haushaltung aufgegangen, daß mein Oheim, wie er seine Töchter aussteuerte, fast alles, was sie nöthig hatten, kaufen mußte. Nachdem die letzte Cousine verheirathet war, erhielt er noch eine Rechnung für berliner Schuhe, die sich auf 80 Thaler belief, und die sie in den beiden letzten Jahren verbraucht hatte. Solange diese, die insbesondere eine sehr geschickte Tänzerin war, die Haushaltung führte, fehlte es oft, wenn unvermuthete Gäste kamen, an einem Stück Fleisch; und ich erinnere mich, an einem Mittage bei meinem Oheim eine Taubensuppe, eine Taubenpastete und gebratene Tauben gegessen zu haben. Dagegen hätten Sie den Vorrath von gangbarem und verdorbenem Putzwerke sehen sollen. Kaum war aber die Person, wovon wir erst redeten, ein Jahr bei ihm gewesen, so lieferte sie ihm aus dem Molkenwerke von einem Jahre 180 Thaler; und die Haushaltung war dabei ohne fremde Butter geführt worden. Sie hatte ein Drittel weniger, als in den vorigen Jahren geschehen, einschlachten lassen und hatte noch einen hübschen Vorrath vom alten, wie es wieder zum neuen Einschlachten ging. Es waren 270 Himten Brotkorn weniger verfressen oder verschleppt; und aus dem Flachse, da sie solchen in ihrem Haushalt nicht mit Vortheil hatte verspinnen lassen können, war das Geld zu einigen Stücken Drell gewonnen. Mein Oheim hatte dabei keine Rechnungen bei dem Weißbäcker und Schlächter in der Stadt; sondern ersterer war mit Korn und letzterer mit Schlachtvieh aus der eignen Zucht bezahlt. Anfänglich sahen die verheiratheten Kinder diese Person, die gleichwol eine nahe Verwandtin von ihnen ist, mit bösen Augen an und wünschten sie über alle Berge. Allein es waren nicht zwei Jahre verflossen, so verehrten sie dieselbe als ihre Mutter. Die jüngste Tochter verlor ihren Mann und blieb mit zwei Kindern in der größten Dürftigkeit sitzen, weil der Verstorbene eine weitläuftige und glänzende Pachtung, aber auch heimliche Schulden gehabt hatte. Sie nahm daher wieder zum älterlichen Hause ihre Zuflucht; und, sollten Sie es wol glauben? eben diese Person hat aus der jungen Witwe eine aufmerksame Hauswirthin gemacht. Keine Hochachtung kann größer sein als die, so sie der ungelenken Tänzerin bezeigt, der freilich die Schulterknochen nicht so abgeründet sind als andern, da sie einen Kessel von zwei Eimern rasch aufs Feuer bringt und alles mit angreift, was in der Haushaltung vorkommt, die aber doch durch ihr gutes und gefälliges Wesen einen jeden einzunehmen weiß. Wenn eine solche Person mit ebender Feinheit tanzen sollte, womit Ihre Madam Tochter tanzt, so würde dieses in Wahrheit zu

viel gefordert sein. Für sie ist es ein Ruhm, schlecht zu tanzen und gut hauszuhalten; für andre aber, die es nicht nöthig haben sich um Küche und Keller zu bekümmern, und die wegen ihrer Geburt das elende Privilegium haben, müßig zu gehen, ist es umgekehrt. Sie hat jetzt viele Prätendenten, und unter diesen ist der Herr Oberamtmann zu . . . . ."

„Was", rief die Frau Oberamtmännin, „dieser sollte ein Auge auf sie haben? Das kann ich unmöglich glauben. Er hat bisher meiner Tochter die Aufwartung gemacht, und ich will doch nimmer hoffen, daß er sie nur zum besten habe."

In dem Augenblick hatte der Herr Rittmeister seinen Tanz geendigt und unterbrach die Unterredung von neuem. Ich kann also auch nichts weiter davon erzählen. Doch habe ich nachher gehört, daß die Heirath mit der ungeschickten Tänzerin glücklich zu Stande gekommen, und ihr Mann, der Herr Oberamtmann, mehrmalen gesagt habe, ihm wäre mehr mit einer guten Wirthin als mit einer kostbaren Zierpuppe gedient. Die Witwe ist jetzt die glückliche Haushälterin ihres Vaters und hat das Herz, in schwarzen Schuhen zu tanzen.

Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater.

Endlich ist es mir, gottlob! gelungen; meine Frau hat ihre Puppen fortgeschickt, und diese Veränderung macht ihrer Erziehung noch die meiste Ehre. Das Kammermädchen hat die Gelegenheit dazu gegeben. Sie und meine Frau waren des Nachmittags spazieren, oder, wie sie es nennen, philosophiren gewesen, und erstere war bei ihrer Wiederkunft mit einem Absatze ein klein wenig in die Mistpfütze gerathen. Ich stand eben vor der Thür, aber ohne bemerkt zu werden; und da ging es nun an ein Erzählen, an ein Lachen und an ein Leben, das fast eine Stunde währte; alles über die kleine Geschichte von dem Fuße und der Mistgrube. Meine Frau ergötzte sich mit, und es war nicht anders als wenn die Kinder einen Vogel gefangen hätten. Ich trat endlich heran und sagte: Es thut mir leid, aber, Luise, die Kuh blökt so sehr: will Sie nicht einmal zusehen, was ihr fehlt? — Das wäre eine artige Commission, sagte das schnippische Mädchen und fragte mich, ob ich wol jemals eine Dame mit einer Capriole und einer Saloppe im Kuhstalle gesehen hätte. Ich schwieg und dachte, es ist noch nicht Zeit. Wie aber das Kammermädchen eine eigene Tafel verlangte, und die kleine Magd, welche ihr zur Aufwartung ist, nicht

mit der Viehmagd essen wollte, so nahm ich endlich Gelegenheit mit meiner jungen Frau darüber im Ernst zu philosophiren. Die heutige Erziehung der Töchter, bemerkte ich, ist zwar wirklich sehr gut, man gibt ihnen feinere Sitten, Geschmack und Verstand; allein es ist auch eine nothwendige Folge davon, daß die Haut auf der Zunge feiner, die Hände weicher und alle Sinnen schwächer werden, als sich jene Fähigkeiten vermehren. Es ist eine sehr wahrscheinliche Folge, daß der Verstand, welcher die Wissenschaft kennt und liebt, sich ungern mit Erfahrungen in der Küche abgeben werde; und endlich muß diejenige Tochter schon einen sehr großen Grad von Vernunft besitzen, welche bei einem feinen Geschmack und einer vorzüglichen Einsicht ihre edlern und zärtlichern Glieder nicht in alle die krausen, gehackten, gezierten, frisirten und namenlosen Hüllen kleiden soll, wodurch jetzt so viele zu einer ordentlichen Hausarbeit ungeschickt werden. Wenn eine Person von vornehmem Stande sich dergleichen erlaubt, so denkt man endlich, sie sei zum Müßiggange privilegirt, und die vornehmen Haushaltungen würden schon so lange mit Unordnung geführt, daß man es geschehen lassen müsse. Bei Menschengedenken hat man wenigstens kein Exempel, daß in einer adlichen Haushaltung etwas Beträchtliches erübrigt worden. Allein wenn der zweite Rang dem ersten, der dritte dem zweiten, und der vierte dem dritten in dieser komischen Rolle folgt, so muß die davon abhangende Haushaltung zuletzt jene Wendung auch nehmen, und wir werden in einem frisirten Hemde unsere Pacht verlaufen müssen. Jetzt, mein liebes Weib, kannst du noch die Ehre haben, ein Original zu werden; du kannst dich freiwillig herablassen und alle die Entoilage, alle diese grosse-beauté und diesen verdammten Marly, welcher dem gemeinen Besten jetzt hunderttausend Hände stiehlt, mit einer schicklichern Kleidung vertauschen, ohne darüber roth werden zu dürfen. Gott hat uns Mittel gegeben; daher können wir es mit Anstand thun. Wir können keinen glücklichern Gebrauch von unserm Vermögen machen, als wenn wir die schwachen Töchter, welchen nichts als ein großes Exempel fehlt, vor der Versuchung bewahren, in gleiche Ausschweifung zu fallen. Die Mütter werden dich preisen, und die Väter mit Vergnügen auf ihre Kinder sehen, wenn sie solche nicht mehr als kostbare Zierpuppen betrachten dürfen; und wie zärtlich, wie aufrichtig wird dir das minder beglückte aber auch ehrgeizige Mädchen danken, welches sich jetzt, da es ihm an dem Vermögen zu so vielen überflüssigen Nothwendigkeiten fehlt, entweder versteckt, oder für eine neue Frisur ihre Unschuld aufopfert! Alle unsere jetzigen Moden haben blos das Verdienst des Wunderbaren, des Ausschweifenden und des Kostbaren. Sie tragen nichts zur Erhöhung deiner Reizungen bei. Diese werden vielmehr

nur versteckt, beladen und auf eine recht gothische Art verziert. Neuigkeit und Einbildung haben zwar ihre Rechte, und ich verlange nicht, daß du diese verleugnen mögest. Allein hebe dich einmal aus dem Schwarm so vieler verdienstlosen Affen, erweitere deine Einbildung, und erwäge, ob nicht eine heroische Verachtung aller Modesklaven [etwas ebenso Neues und ebenso Reizendes für deine Einbildung sein werde, als alles, was dein Kammermädchen mit einem diebischen Blicke der Hofdame entwenden kann. Es ist jetzt die Mode, à la grecque zu sein; und diese sollte in der edelsten Ausbildung des menschlichen Körpers bestehen . . . . .

Ich weiß nicht, wie mir dieses alles in einem Odem vom Herzen fiel, und woher meine kleine Frau die Geduld nahm, diesen lehrenden Ton zu ertragen. Inzwischen muß ich ihr zum Ruhm bekennen, daß sie mir in allem Beifall gab; und kaum waren acht Tage verflossen, so kam sie auf einmal mit den Worten in die Stube getreten: Nun sieh mich à la grecque! Nie hatte ich sie so reizend gesehen. Eine allerliebste Bauernmütze bedeckte ihr schönes Haar, das ohne Kunst aufgemacht war und sich nur so weit sehen ließ, als man es gerne sieht. Durch ein Kamisol mit kurzen Schößen drückte sich der schönste Wuchs und noch etwas mehrers aus. Die Aermel an demselben gingen nicht weiter als bis an den Elnbogen und waren frei von dem dreifachen Geschleppe, wodurch sie vordem immer gehindert wurde, einem hungerigen Manne einen guten Bissen mit eigener Hand vorzulegen. Ein netter und hübscher Rock schien mit einigem Unwillen den feinsten Fuß zu verrathen, den ein weißer Strumpf und ein schwarzer Schuh weit gelenker zeigte als vorhin, da er mit Stoff und Band beschwert und an ein großes Geschleppe gefesselt war. Kaum hatte sie meinen Beifall aus meinen entzückten Blicken gelesen, so führte sie mich in die Küche, wo die frische Butter bereit stand, welche sie jetzt mit eigener Hand wusch, währenddderzeit ihr junger schlanker Körper in jeder Bewegung eine neue Reizung zeigte. Ihr ganzes Gesicht schien sich verändert zu haben. Denn anstatt daß sie vorhin zu ihrer Dormeuse à la Tching-Tchang-fy eine Haut wie Eselsmilch und ein Paar unreifer Augen gebrauchte, so war sie jetzt nichts denn Feuer und Leben; und wie wir auf dem Acker gingen, konnte sie Beine und Hände gebrauchen, da vorher jede Furche für sie ein fürchterlicher Graben und jeder Steig ein Riesengebirge war.

Seitdem haben wir nun unsern neuen Plan noch mit mehrerer Ueberlegung ausgearbeitet. Das Kammernegligé, welches sonst von 8 bis 10 Uhr des Morgens währte, ist völlig abgeschafft; und sowie sie aufsteht, ist sie in ihrer kurzen Kleidung geputzt. Das große Negligé, womit sie sonst bei Tische erschien, wird im

Hause gar nicht mehr getragen und also auch des Nachmittags nicht zum dritten mal verändert, wie sonst geschah, wenn etwa ein Besuch vermuthet wurde. Des Abends aber fällt der Nachttisch von selbst weg, indem keine tausend Nadeln auszuziehen und keine hundert kostbare Kleinigkeiten wegzukramen sind. Durch diese Anstalten gewinnt sie täglich ein Plus von acht Stunden in ihrem wirklichen Leben, welche, da sie nun zum Besten unsrer Haushaltung angewandt werden, mich nicht allein vor Schaden bewahren, sondern auch durch Gottes Segen in den Stand setzen werden ein ehrlicher Mann zu bleiben. Das Kammermädchen haben wir in ihrem größten Staat, in unsrer besten Kutsche, nach der Stadt zurückgeschickt, und meine Frau und ich haben die Dame zu Pferde begleitet. Denn sie reitet nun auch, und dies ist ein nützliches Vergnügen, das den Körper stärkt und den Muth des Geistes unterhält, welchen eine Landhaushaltung erfordert.

Wenn wir einen Besuch erhalten, so empfängt ihn meine Frau in ihrer jetzt gewöhnlichen Kleidung mit einem so heroischen Anstande, daß ein jeder ihre großmüthige Verleugnung bewundert. Da ihrem Anzuge an Reinlichkeit und edler Schönheit nichts fehlt, so kann sie sich darin zeigen ohne den Wohlstand zu verletzen; und unsre Denkungsart ist so bekannt, daß wir keine üble Auslegung befürchten dürfen. Im übrigen aber können Sie versichert sein, daß die Gesellschaft gern bei uns ist, indem Munterkeit und Gefälligkeit sich über alles verbreiten, und das, was wir unsern Freunden vorsetzen, durch die Aufmerksamkeit meiner Frau merklich verschönert wird.

Versuchen Sie es und kommen zu uns. Die Schnurre, welche Sie Wissenschaft heißen und dem schönen Geschlecht ehedem anpriesen, ist bei uns ordentlich zum Gelächter geworden. Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen, und wir lesen außer in der letzten Abendstunde nicht leicht ein Buch, indem wir einmal überzeugt sind, daß der Mensch nicht zum Schreiben und Lesen, sondern zum Säen und Pflanzen geboren sei, und daß derjenige, welcher sich beständig damit beschäftigt, entweder keine gesunde Seele oder sehr viele Langeweile haben müsse. Die Quelle alles wahren Vergnügens ist die Arbeit. Aus dieser kommt Hunger, Durst und Verlangen nach Ruhe. Und wer diese drei Bedürfnisse recht empfindet, kennt Wollust.

Leben Sie wohl, und besuchen uns bald.

Schreiben einer Hofdame
an ihre Freundin auf dem Lande.

Das heißt einmal auf dem Lande gewesen, und nun auch in meinem Leben nicht wieder. Bin ich doch beinahe erstickt von dem Dufte Ihrer groben Schüsseln! Welcher Mensch setzt einem denn noch Schinken und Kalbsbraten vor? Hatten Sie nicht auch noch einen Rinderbraten oder Markpudding? Es war ein Glück für mich, daß die Fenster offen waren, sonst wäre ich nicht lebendig aus dem Speisezimmer gekommen: so kräftig, so sättigend war alles bei Ihnen angerichtet. Ich glaube, Sie kennen bei Ihnen den Hunger wie der geringste Taglöhner. Gottlob! ich habe in zehn Jahren nicht gewußt was Hunger sei, und setze mich nicht zu Tische um zu essen, sondern blos um die unnütze Zeit zwischen dem Nachttische bis zur Cour zu vertreiben. Allein Sie ..... mit Augen voller Lust sehen Sie die Schüsseln. Und die Lichter? Himmel, waren doch in jedem so starke Dochte wie unsre Großmütter machten! Und sahen die Bediente nicht aus als wenn sie die Wohlfahrt des Hauses einem jeden unter die Nase reiben sollten? In meinem Leben habe ich solche Physiognomien nicht gesehen. Die Leute müssen, däucht mich, in ihrem Leben nichts gethan haben als essen. Ich mußte Ihrem Kammermädchen drei Schritte aus dem Wege gehen, um nicht in ihrer Atmosphäre die Luft zu verlieren.

Gestehen Sie es nur aufrichtig, es ist eine besondre Dummheit, welche Ihnen und den Landleuten überhaupt allezeit eigen bleibt, daß sie es nicht zu derjenigen feinen Vollkommenheit bringen, welche wir am Hofe haben. Wenn sie einen Garten recht schön machen wollen, so suchen sie die besten Früchte darin zu ziehen. Wollen sie sich gut kleiden, so nehmen sie vom besten Zeuge. Und zur Speise? Nun, das versteht sich: friesisches Rindfleisch, holländisches Kalbfleisch, Karpfen von dreißig Pfunden, und welsche Hahnen, so groß wie sie für eine Bürgerhochzeit gemästet werden können oder der Lord Anson sie auf der Insel Tinian fand. Je nun, von solcher Atzung kann auch wol eben kein feiner Geist in die Dickköpfe kommen. Und es ist kein Wunder, wenn sie sich immer wie die Kugeln zum Ziele werfen lassen.

Wie allerliebst sieht es dagegen nicht bei uns aus! Gärten haben wir da, ich will nur allein derer von Porzellan gedenken, worin alle Bäume und Blumen von einer schöpferischen Hand auf das ähnlichste nachgeahmt und alle Jahreszeiten zu unserm Befehle sind. Fordert man Frühling, so ist alles in der Blüte, und diese Blüte hat sogar den ihr eigenen Geruch. Will man Sommer, so schafft der Gärtner, daß alle Bäume mit den schönsten Früchten

prangen, die nun freilich nicht zu essen, aber eben deswegen um so viel schöner sind, weil sie der gemeine Mann nicht sogleich herunterschlucken kann.

Unsre Tafeln geben den schönsten Gärten in der Pracht des Anblicks gewiß nichts nach, und auf den Anblick kommt doch alles an, weil man bei einer hohen Tafel mehr für ein göttliches Auge als für einen gemeinen niederträchtigen Magen sorgt. Jeder Tag, ja selbst jeder Gang hat seine eigene Farbe. Zur maigrünen Suppe sind die Nebengerichte ganz anders als zum himmelblauen Hecht schattirt; und ich wollte keinem Koch rathen, eine Brühe couleur de procureur general zu einer grünen mit Silber incrustirten Pastete zu geben, oder mosaïque auf dem Schinken aus andern Farben zusammenzusetzen, als wovon die Frisur an der Hammelkeule oder der Email andrer Crusten gemacht ist. Ich wollte keinem rathen, im Frühlinge, wo die Natur und die Tafel mit Blumen besetzt sein muß, einfarbige oder wol gar rothe und gelbe Gallerte zu geben und die Tafel mit modernen Dormans zu gruppiren, wenn der ganze Aufsatz à la Romaine ist. Der Kaiser, der sich durch die Erfindung der Farcen einen unsterblichen Namen gemacht und zuerst Fische von Schweinefleisch und Schinken von Käse erfunden hat, würde gegen unsre heutigen Köche eine schlechte Figur machen, und seine Tafel, worauf er oft zur Pracht alle Speisen in petit point oder künstlich gestickter Arbeit nachahmen ließ, gegen die unsrigen, wenn sie mit Gerichten von Porzellan oder Email besetzt sind, sehr verlieren. Unsre Köche sind in der Mythologie, der Geschichte, der Dichtkunst, der Malerei, der Heraldik und überhaupt in allen nur möglichen Künsten und Wissenschaften weit erfahrener als mancher Hofmeister, der doch sonst auch alles wissen muß, und es müßte schade sein, wenn sie nicht eine Belagerung besser ausbacken könnten als der größte Feldmarschall.

Urtheilen Sie also, was ich bei Ihnen auf dem Lande gelitten habe, wo Ihre Krebse nichts als Krebs und Ihre großen Karpfen nichts als Karpfen waren. Wie ist es aber möglich, daß Sie Ihre Zeit so abgeschmackt zubringen und Ihren Verstand so wenig üben können? Noch ist es Zeit, sich zu bekehren. Sie haben erst zwanzig Jahre und eine Figur, die wenigstens etwas verspricht. Kommen Sie also zu uns. Ich will Ihnen die Manier und den Weg zur Bewunderung in einem Monate zeigen, und so können Sie vielleicht noch eine kleine Rolle am Hofe mitspielen . . . . .

Klagen eines Meiers über den Putz seiner Frau.

O mein Herr, Sie sollten uns arme Männer klagen lassen! Hier im Kirchspiel wo ich wohne tragen unsere ehelichen Wirthinnen zwar noch keinen Merlin oder Andullage und verlangen auch noch nicht, daß unsere Köpfe nach ihren goldenen Uhren gerichtet sein sollen; nein, sie sind mit der Zeit zufrieden wie sie der Küster eintheilt, ob wir gleich nichts davon hören und uns nach unserm Magen richten müssen. Allein sehen Sie nur einmal folgende Rechnung von einem einzigen Sonntagsputze an, welchen meine selige Frau getragen und mein gnädiger Gutsherr nun zum Sterbfall gezogen hat, und den ich jetzt an einen Kaufmann noch bezahlen muß, wenn ich nicht will daß meine selige Frau mich in der Ruhe mit meiner zukünftigen stören soll. Hier ist sie:

1)	Für eine sammtene Obermütze mit goldenen Blumen gestickt	5	Thlr.
2)	Für Gold darauf	4	"
3)	Für 2 Ellen Spitzen zur Untermütze à 5 Thlr. .	10	"
4)	Für eine Halsschnur von silbernen Perlen mit drei goldenen Schlössern und einer goldenen Schleife	50	"
5)	Für 2 Ellen Spitzen zur Tour de Gorge . . .	10	"
6)	Für 1½ Ellen Kammertuch zum Halstuch . . .	3	"
7)	Für 6 Ellen Spitzen darum	30	"
8)	Für 1½ Ellen bunten Kammertuch zu Manschetten	3	"
9)	Für 3 Ellen Spitzen darum	15	"
10)	Für ein Paar sammtene Winterhandschuh mit massiv silbernen Knöpfen	3½	"
11)	Für 5 Ellen Damast zum Kamisol à 2½ Thlr. .	12½	"
12)	Für das Schnürleib	5	"
13)	Für 4 Ellen besten Zitz zur Schürze à 2½ Thlr.	10	"
14)	Für 8 Ellen Tuch zum Oberrock à 2½ Thlr. . .	20	"
15)	Für den zweiten Rock von Serge	4	"
16)	Für den kleinen Fischbeinrock	2½	"
17)	Für Schuhschnallen	5	"
18)	Für ein Paar camuslederne Schuh	1	"
19)	Für ein Gesangbuch mit Silber	10	"
	Summa	203 Thlr.	18 Mgr.

Rechnen Sie dabei, daß die gute selige Frau diesen ihren Putz neunmal verändern konnte, und daß im Sterbefall noch eine goldene Halskette, drei Paar seidene Handschuh und sechs gestickte Tücher sich befanden, welche mit 15 Thalern das Stück bezahlt waren; erwägen Sie, daß an den hohen Festtagen schwarz, und Kamisol

und Schürze von Damast getragen wurde; und bedenken Sie endlich, daß die Selige, um mich und ihre Verwandten zu betrauern, ihr Trauerzeug so vollständig hatte, daß sie das andere Jahr — denn hier im Kirchspiel wird zwei Jahre getrauert — mit Abwechselungen erscheinen konnte: so werden Sie gewiß finden, daß es mir als einem armen Leibeigenen schwer gefallen sei, mich sofort zu einer andern Heirath zu entschließen. Doch habe ich mich jetzt besser vorgesehen als mein Nachbar, der zwar einen freien Kotten erheirathet, aber vierzehn Tage nach der Hochzeit erfahren hat, daß seine Hausehre für Galanteriewaaren an Krämer und Packenträger 300 Thaler schuldig wäre. Sie muß zwar dafür redlich büßen und kommt nicht anders als braun und blau zu Bette, so bunt sie auch zur Kirche geht; allein was ist einem ehrlichen Manne damit gedient, daß er seine beste Zeit, die er ruhig im Kruge vertrinken könnte, mit Prügeln zubringen muß? Meine Zukünftige soll, wie ich hoffe, mir wenigstens einige Mühe in diesem Stück ersparen. Denn ich sehe, sie sieht mehr auf das Wesentliche und hat ihre Betttücher von feinem Drell machen lassen. Wie glücklich sind gegen uns die Kirchspiele auf der Heide, wo der ganze Staat einer Hausfrau mit dreißig Thalern bezahlt ist! Allein ich höre auch, da lieben die Frauen Kaffee und Muskatwein, und die Männer trinken fleißig mit. Das thun wir hier nun nicht. Wir halten uns an gutes Bier und redliche Kost. Allein der Putz unserer Weiber ist die Zuchtruthe des Himmels, womit wir weidlich gestäupt werden. Wenn man sie entbehren könnte, welch ein schöner Viehstapel könnte nicht dafür angelegt werden! Allein kaum ist die eine todt, so nimmt man schon eine andere wieder. Es ist ein wunderliches Ding!

Schreiben einer Mutter über den Putz der Kinder.

Mein Herr!

Ich bin eine Mutter von acht Kindern, wovon das älteste 13 Jahr alt ist, und mein Stand erfordert, daß ich solche miteinander auf eine gewisse Art kleiden lasse, welche demselben gemäß ist. Ich kann versichern, daß ich Tag und Nacht darauf denke, alles so mäßig einzurichten wie es mir immer möglich ist, und selbst seit meinem Hochzeittage kein einziges neues Kleid mir habe machen lassen, auch vieles bereits von meinem jugendlichen Staat für meine Kinder zerschnitten habe. Gleichwol bin ich nicht vermögend, so vieles anzuschaffen, als die heutige Welt bei Kindern

aufs mindeste erfordert. Ich mag Ihnen die Rechnung von demjenigen, was mir meine fünf Mädchen, seitdem sie die Windeln verlassen, kosten, nicht vorlegen. Sie würden darüber erstaunen. Und das geht alle Tage so fort. Wenn ich mit der einen fertig zu sein vermeine, so muß ich mit der andern wieder anfangen; und eine Mutter, die redlich durch die Welt will, hat vom Morgen bis in den Abend nichts zu thun, als ihre Kinder nur so zu putzen, daß sie sich sehen lassen dürfen. Vor einigen Tagen mußte ich die älteste in eine feierliche Gesellschaft schicken; sogleich mußten 18 Ellen Blonden, 12 Ellen Band, 6 Ellen Grosse-beauté zu Manschetten 2c. geholt werden. Da sollten schottische Ohrringe, italienische Blumen, englische Hänschen, Fächtel à la Peruvienne und Schönpflästerchen à la Condamine sein. Der Friseur rief um Eeau de Pourceaugnac und um Puder von St. Malo. Das Mädchen schimpfte auf die Nadeln, die Porteurs auf das lange Zaudern, und der Lakai auf das unendliche Laufen. Kurz, die ganze Haushaltung war in Aufruhr, und meine arme Tasche war dergestalt à la grecque frisirt, daß wir die ganze Woche Wassersuppen essen mußten.

Und gleichwol waren die damaligen Ausgaben noch nichts in Vergleichung derjenigen, welche ich auf ihr besetztes Kleid, auf eine neue berlinische Schnürbrust, auf eine petite Saloppe und andre wesentliche Kleidungsstücke hatte wenden müssen.

Ach! währenddessen mir eine ungesehene Thräne entwischte, hatte das Mädchen die unschuldige Leichtigkeit, mir zu sagen: sie müßte nun auch bald eine goldene Uhr haben, weil ihre Gespielinnen bereits dergleichen hätten.

O, dachte ich in meinem Sinn, möchte doch ein Landesgesetz vorhanden sein, wodurch es allen Aeltern verboten würde, ihren Töchtern vor dem funfzehnten Jahre Silber oder Gold, Spitzen oder Blonden, Seiden oder Agrements zu geben! Oder möchten sich patriotische Aeltern zu einem so heilsamen Vorsatze freiwillig vereinigen! Mit welchem Vergnügen würde sodann manche bekümmerte Mutter auf ihre zahlreichen Töchter herabschauen! Die Ungleichheit der Stände dürfte hier den Gesetzgeber nicht aufhalten. Kinder sind alle gleich, und wenn die Aeltern mit einer solchen Einschränkung zufrieden wären, so würde ihre kleine Empfindlichkeit nicht in Betrachtung kommen. Wie groß würde die Freude der Mädchen sein, wenn sie sich nun in ihrem funfzehnten Jahre zum ersten mal der aufmerksamen Neugierde in einem seidenen Kleide zeigen dürften! Und würde nicht diese Oekonomie mit ihrem Vergnügen ihnen bei ihrem Eintritt in die junge Welt tausend kleine Zierathen in so viel reizende Neuigkeiten verwandeln, wenn solche nicht in ihren dummen Jahren bei ihnen schon veraltet wären! Wir erschöpfen das Vergnügen ihrer bessern Jahre durch unsre unüberlegte Ver-

schwendung. Eine Uhr war sonst für ein Mädchen so viel wie ein Mann. Jetzt gibt man sie ihnen fast im Flügelkleide.

Ein englischer Lord schickt seinen Sohn bis ins zwanzigste Jahr ins Collegium, wo er mit abgeschnittenen Haaren, ungepudert und ungeschoren, in einem schlechten Kleide, bei Hammelfleisch und Erdäpfeln groß gemacht wird. In Italien läßt man die Töchter in der Kindheit einen Ordenshabit tragen. Die Römer, wie mein Mann sagt, hatten aus einer gleichen Klugheit eine besondere Kleidung für die Jugend, und es war ein großes Fest, wenn der Sohn zum ersten mal ein Kleid mit Rabatten anlegte. Könnten wir diesen großen Exempeln nicht nachfolgen?

Ueberlegen Sie es doch einmal. Die Vereinigung des Adels wegen der Trauer hat mich zu diesen Gedanken bewogen. Ich bin ꝛc.

Schreiben einer Mutter

an einen philosophischen Kinderlehrer.

Mit einem Worte, ich mag Ihr ganzes Geschwätz von der Erziehung meiner Kinder nicht mehr hören. Die Gründe für die Tugend sind gut, und meine Mädchen sollen sie auch fassen. Aber die Erfahrung lehrt mich, nicht alles auf Gründe und Erkenntniß der Pflichten ankommen zu lassen. Die Natur hat uns Empfindungen und Leidenschaften gegeben, welche sowol bei kleinen als großen Kindern zu nutzen sind; und ich sehe gar nicht ein, warum ich meine Mädchen nicht ebenso gut durch ein: „Was werden die Leute davon sagen!", als durch eine Vorhaltung ihrer Pflichten zum Guten leiten soll. Wenn wir aufrichtig reden wollen, so müssen wir gestehen, daß bei jedem Menschen die Empfindung der Ehre am stärksten unter allen wirke, und daß die Ehre, eine ehrliche Frau zu sein und dafür gehalten zu werden, mehr Gutes thue, als die Pflicht, es zu sein.

Wenn mein ältestes Mädchen, das jetzt 16 Jahr alt ist, einen zärtlichen, obgleich noch sehr unschuldigen Blick auf einen jungen Menschen schießen läßt, so renne ich ihr, sobald ich sie allein fassen kann, mit einigen Sarkasmen zu Leibe. Da ist sie „eine verliebte Thörin", der junge Mensch „ein Laffe, der noch kaum der Ruthe entronnen ist"; da frage ich sie, was diese und jene, so ihren zärtlichen Blick wahrgenommen, wol von ihr gedacht habe, und in welchen Ruf sie sich setzen werde, wenn sie schon so früh geschmeidig werde. Auf diese Weise suche ich ihre ganze Ehrbegierde zu reizen; und wenn es dann noch Zeit ist, so halte ich ihr ihre

Pflichten vor. Ich verlasse mich aber in der That mehr auf meine Sarkasmen und auf ihre Empfindungen von Ehre als auf die Wirkung der übrigen Sittenlehren. Jede ehrliche Hausmutter wird Ihnen hiebei sagen, daß ich auf diese Art mehr ausrichte und das zarte Alter meiner Kinder glücklicher zum wahren Alter der Ueberlegung durchführe als alle die Hofmeister und Hofmeisterinnen, welche die fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen mit kalten Vorstellungen aus der Religion und Sittenlehre unterhalten und in diesem Jahrhundert eben nicht viel Ehre eingelegt haben.

Die große Mühe, den Kindern von allem deutliche Begriffe zu geben, kann ich noch weniger billigen, so strenge auch unsere Neuern in dieser ihrer Forderung sind. Ein deutlicher Begriff kommt mir gerade so vor wie eine Habersuppe, worin man Wasser und Grütze, Butter und Salz völlig von einander unterscheiden kann. Aber ein dunkler Begriff ist wie ein Pudding von Miß Samsoe, worin die Masse vortrefflich schmeckt, ohnerachtet man nur eine kleine Vermuthung von allen einzelnen Ingredienzen bekommt. Jene wirkt Ekel, und dieser gleitet oft mit so vieler Wollust herunter, daß die Vorstellungen des Leibarztes nichts dagegen vermögen. Die ganze philosophische Moral scheint mir eine solche Habersuppe zu sein; und es nimmt mich gar nicht wunder, daß Menschen, die blos durch deutliche Begriffe geführt werden, bei jedem Pudding gegen ihre Ueberzeugung handeln.

Einer unserer großen Philosophen hat das Uebergewicht der dunkeln Begriffe über die deutlichen auf einen solchen Pudding gegründet; und da es unwidersprechlich ist, daß eine größere Summe von Ingredienzen mächtiger wirkt als wenigere, und daß jene nothwendig minder deutlich geschmeckt werden können als diese, so sehe ich gar nicht ein, warum man bei Erziehung der Kinder blos die Habermoral gebrauchen solle.

Deutliche Begriffe helfen überdem allemal die Entschuldigungen erleichtern. Wenn ich mein Mädchen vor einem übeln Rufe zittern mache und ihre ganze Ehrbegierde dadurch in Flammen setze, so stürmt eine Menge von Begriffen und Folgen auf ihre Seele, welche sie mächtig dahinreißen. Erkläre ich ihr aber die Bestandtheile des übeln Rufes, sage ihr, woraus das Publikum, was den bösen Ruf gibt, bestehe, aus wie vielen alten Weibern dasselbe zusammengesetzt sei, wo die Grenze zwischen dem Wahren und Falschen liege, und was wir für einen Werth auf das Urtheil des gemeinen Haufens zu legen haben, so wird sie meine Warnung zerlegeu, stückweise auseinandersetzen, und mir zeigen daß ich offenbar unrecht habe, besonders wo ich blos eine unschuldige Handlung an ihr getadelt habe; und das ist durchaus der gewöhnlichste Fall, worin sich eine Mutter befindet. Die unschuldige

Handlung, welche die nächste Stufe oder Gelegenheit zu einer bösen ist, muß schon mit einer übeln Vermuthung verfolgt und bestraft werden, um die Kinder vorsichtig zu machen. Ein junges Mädchen, das mit einer Mannsperson einsam und allein geht, kann sich mit ihm von Tugend und Religion unterhalten. Eine Mutter geht aber allemal sicherer, wenn sie ihnen eine schlimmere Materie unterschiebt und ihre Tochter mit keiner Entschuldigung hört.

Man solle dem Kinde, sagen Sie weiter, gar keine Unwahrheit, gar keine falschen Gründe sagen. Dagegen habe ich nichts. Ist es aber nicht auch eine Unwahrheit, wenn man bittere Arzneien in Süßigkeiten verbirgt und einem Kinde die Pillen vergoldet? Ist es nicht allemal eine Unwahrheit, wenn ich dem Kinde die Gefahr zu fallen oder zu ersaufen lebhafter und größer vormale wie sie wirklich ist, oder ihm das Zahnausreißen zum Vergnügen mache? Meine Mutter sagte mir hundertmal: Kind, laß die junge Katze gehen; es ist ein falsches Thier, sie beißt oder kratzt dich. Ich antwortete allemal: Ach nein, Mama, es ist ein sanftes, possirliches und allerliebstes Thier; sie beißt mich nicht, sie streichelt mich nur. Wenn aber meine Tante mit einem erschrockenen und vielbedeutenden Gesichte rief: Mädchen, laß die Katze gehen; ihre Haare sind giftig—, flugs jagte ich sie weg, besah meine Hände, und wenn nur das geringste rothe Fleckchen daran war, so glaubte ich schon vergiftet zu sein. Meine Tante sagte eine Unwahrheit; aber diese rettete mir vielleicht ein Auge, welches eine böse Katze einer kleinen Verwandtin von mir auskratzte. Dieses heißt: jedem Alter seine Gründe, die es fassen kann, anpassen und das moralische Spielzeug oder die Wiegenmärchen da gebrauchen, wo es vergeblich sein würde, von Pflichten, deren Verbindlichkeit ein Kind nie mit der gehörigen Stärke fühlt, zu reden.

Alles, was Sie mir von dem Unterricht des Verstandes und der Besserung des Willens sagen, verwerfe ich nicht; nur müssen Sie den letzten nicht blos vom ersten abhangen lassen. Besuchen Sie alle Hausmütter auf dem Lande und bemerken die Art, wie sie ihre Kinder erziehen. Keine einzige unter ihnen wird sich geradezu darum bemühen, ihren Kindern einen Begriff von der Moralität freier Handlungen zu geben. Jede wird, nach einem praktischen Gefühl, die Hauptleidenschaft ihres Kindes zu seiner Besseruug gebrauchen und ihm blos den unmittelbaren Schaden vormalen, den es von einer bösen Handlung hat. Diesen Weg hat sie die treue Erfahrung gelehrt; der unmittelbare Schaden, sollte er auch in einer guten Züchtigung bestehen, wirkt näher und schärfer als der entfernte, der durch Schlüsse herbeigeholt wird. In allen unsern Handlungen liegt zwar ein Schluß zum Grunde; aber es ist falsch, daß wir ihn allemal selbst machen. Der glückliche Mensch wird

leichter und schneller geführt als durch kalte Ueberlegungen. Die Leidenschaft, diese edle Gabe Gottes, führt ihn sicherer als die aufgeklärteste Vernunft, und Leidenschaften geben Fertigkeiten, welche zur Zeit der Versuchung treuer aushalten als das Urtheil, das nach Gründen gefällt werden soll.

Vielleicht übertreibe ich die Sache auf der einen Seite; aber Sie übertreiben sie gewiß auch auf der andern. Doch ich habe Ihnen heute genug gesagt, daher will ich das übrige ein andermal nachholen.

Ueber die Erziehung der Kinder auf dem Lande.

Ich weiß nicht, was unserm Herrn Cantor in den Kopf kommt. Alle Jungen und Mädchen sollen lesen und schreiben lernen; dabei predigt er ihnen einen Katechismus, der ist so dick wie mein Gesangbuch; und wenn er von der Kinderzucht spricht, so sagt er weiter nichts, als wie glücklich die Kinder sind, die nicht wie die Heiden aufwachsen, sondern lesen und schreiben und auf alle Fragen antworten können.

Nun soll mich zwar der Himmel wol davor bewahren, daß ich unsern Herrn Cantor meistern sollte. Allein ich fühle doch, daß die Kinder mehr zur Handarbeit angeführt und dazu von Jugend auf gewöhnt werden müßten; ich fühle, daß das viele Buchstabiren und Schulgehen unsere Jugend vom Spinnrocken zieht, und daß jetzt kein einziger Junge mehr im Kirchspiel sei, der täglich drei Strümpfe knütten kann, da sie es in meiner Jugend doch alle konnten. Ich habe nun mein achtzigstes Jahr erreicht und kann sagen, daß ich die Welt von hinten und von vorn gesehen habe. Allein unter allen, die mit mir aufgewachsen sind, war kein einziger, der schreiben lernte. Man sah dies als eine Art von bürgerlicher Beschäftigung an, die blos in den Städten und von Leuten, die keinen Ackerbau und keine Viehzucht hätten, getrieben werden müßte. Das Lesen, wie mir mein Vater sagte, wäre erst in seiner Jugend unter den Landleuten Mode geworden; und dieser hätte es noch wol von seinem Vater gehört, daß in seiner Kindheit das ganze Jahr hindurch nur drei Gesänge in der Kirche wären gesungen worden, welche ein jeder aus dem Kopfe gewußt hätte. Darauf wäre erst ein kleines Gesangbuch gekommen; dem sei ein etwas dickeres gefolgt, bis es endlich zu seiner Zeit zu einer ganzen Dicke angeschwollen sei. Was ist aber von allem die Folge gewesen? Unsere Kinder haben mindre Lust, Fertigkeit und Dauer

zur Handarbeit erhalten; sie haben geglaubt, wenn sie schreiben, lesen und auf alle Fragen antworten könnten, so wären sie besser, als diejenigen wären, die drei Strümpfe im Tage knütteten....

In der That aber sehe ich doch eigentlich nicht, was das Schreiben einem Ackermann sonderlich nütze. Wenn er weiß, wie viel Glas Branntwein, oder wie viel Krüge Bier durch einen Strich an der Tafel bezeichnet werden, wenn er die große Erfindung des Kerbstocks, wovon unser Meier letzthin geschrieben hat, kennt, und wenn er endlich drei Kreuze zum Wahrzeichen malen kann, so hat er meines Ermessens alles, was er von dieser Seite gebraucht. Mir sind wenigstens ganze Jahre vorbeigegangen, ohne daß ich einmal Tinte im Hause gehabt habe. Wenn ich etwas an meinen Procurator zu schreiben hatte, so sagte ich es dem Cantor; und im übrigen konnte ich mich mit einem Stückchen Kreide und einem Kerbstock behelfen. Das Lesen kommt mir blos in der Kirche zu statten, und würde überflüssig sein wenn wir das ganze Jahr hindurch einerlei Gesänge hätten. Wozu nützt es also, daß man unsern Kindern statt des Flegels die Feder in die Hand gibt und sie bis ins sechzehnte oder achtzehnte Jahr mit solchen Tändeleien, die kein Brot geben, herumführt? Ihre Knochen bekommen keine Härte, und ihre Nerven keine Stärke; und wie manchen versucht nicht eben sein Lesen und Schreiben, nach Amsterdam oder nach Ostindien zu gehen und dort eine Gelegenheit zu suchen, um seinen väterlichen Acker zu meiden! — — Was die Mädchen betrifft — o ich möchte keins heirathen, das lesen und schreiben kann. Wissen sie das, so wissen sie auch ....

Die Erziehung mag wohl sklavisch sein!

Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn einer das Laufen lernen soll, so läßt man ihn in schweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen; dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles spielend fassen. Es wird ihnen alles so süß und so leicht gemacht, sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyklopädien, so früh und so kühn, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrerer Macht heben zu

können, sei ein großer Narr gewesen und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu studiren. Was kömmt aber bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien, und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungerig aus wie die heiße Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgendein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Producten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, soviel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen können, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrengt worden. In dem Augenblick, da er anfängt sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweite Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andere, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigsten Gebäude erfordert wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönerten Künste jenen jungen Herren weiter zu nichts dienen als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntnissen wird man aber nie spielend und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugedacht; und wenn das Kind auch hundertmal weint und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird es seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unserer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen groben Pedanten schelten, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führt; und der Lehrer, der endlich auch die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit, von allen Dingen witzig zu sprechen und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde!

Also sollte jeder Gelehrte ein Handwerk lernen.

Die Italiener sprechen mit solchem Geschmack und mit einer so bedächtlichen Miene von der großen Kunst, nichts zu thun, und wie nöthig solche besonders jedem mit ganzer Seele arbeitenden Menschen sei, daß ich meine wenige Uebung in derselben mehrmals beklagt habe. Wahrscheinlich ist es, wo nicht richtig, daß eine beständige Anstrengung der Seele, und zwar eine beständige Anstrengung derselben nach einer gewissen, jedem Menschen eigenen Lieblingsseite, zuletzt eine Art von übelm Hange nach sich ziehen müsse; und es ist vielleicht ein Hauptzug in dem Nationalcharakter der deutschen Gelehrten, daß sie durch ihre große Unerfahrenheit in der Kunst, nichts zu thun, und durch die immer gleiche Spannung ihrer Seele nach einer bestimmten Seite zuletzt ganz einseitig oder, welches einerlei ist, Pedanten werden. Man sieht es ihnen ebenso gut an, daß sie Gelehrte sind, wie man es einem Handwerker ansieht, daß er lange mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tische gesessen habe. Sie zeigen sich links oder rechts, nachdem der Hang ihrer Seele auf diese oder jene Seite gewöhnt ist. Gleichwol sollte die wahre Gesundheit der Seele und des Körpers darin bestehen, daß ihre beiderseitigen Kräfte ein gewisses Ebenmaß und zu allen in den ordentlichen Beruf eines jeden Menschen einschlagenden Geschäften eine gleich vollkommene Fähigkeit behielten.

Ein Philosoph, mit welchem ich mich einstmals hierüber unterredete, wandte mir zwar ein, daß eben dieser dem Anschein nach fehlerhafte Hang nothwendig zu einem großen Manne erfordert würde, und daß derselbe, wenn er stark und lebhaft würde, den glücklichen Namen des Enthusiasmus verdiente; er sagte ferner, daß von hundert Menschen immer einer ein Märtyrer seiner Kunst werden müßte, um die übrigen so viel mehr aufzuklären, und daß die Italiener ebenso gut Pedanten in der Musik und Malerei hätten, wie wir Deutschen in andern Wissenschaften; nur wären wir, nach dem Unterschiede unserer Gegenstände, traurige und ernsthafte, die Italiener aber lustige Pedanten.

Allein wenn ich ihm gleich hierin nicht völlig unrecht geben konnte, so schien mir doch immer die Kunst, nichts zu thun und die Seele dann und wann von ihrem starken Hange auf die entgegengesetzte Seite zu wenden, eine beneidenswerthe Kunst. Ruhe und Schlaf thun zwar zu dieser Absicht etwas, aber sie reichen nicht hin; und der Schlummer eines Gelehrten ist so erquickend nicht wie der Schlaf eines Tagelöhners. Ruht er mit dem Körper, ohne zu schlafen, so verfolgen ihn seine Gedanken, und diese greifen ihn oft stärker an als Lesen und Schreiben. Für ihn ist also keine

solche Ruhe wie für andere, die mit ihrem Körper arbeiten und, wenn sie sich auf einen weichen Polster oder auch nur auf einen Stein setzen, einer nöthigen Erholung genießen.

Ich hörte einmal, daß eine Braut ihren Geliebten einen verliebten Pedanten nannte, weil er von nichts als Liebe sprach und außer ihr nichts sah und nichts hörte. — Aber wie fange ich es an, antwortete er, um nur einen Augenblick nicht zu lieben? — Dieses schien mir mit der Frage eines Gelehrten: wie fange ich es an, um nichts zu thun? so sehr übereinzukommen, daß ich recht aufmerksam darauf wurde, was sie ihm auf seine Frage erwidern würde. Allein die Schöne zog sich mit einer Wendung heraus und lenkte auf den Vorwurf ein, wie die Zeit bald kommen dürfte, worin er mehr als Eine Antwort auf seine Frage finden würde. Diese Zeit kommt aber bei den Gelehrten nicht; ihr Hang nimmt vielmehr mit der Gewohnheit und dem Alter zu, und ihre Ungeschicktheit, sich auf andere Art zu vergnügen, macht ihnen ihre Fehler zum Bedürfniß.

Die Kunst, nichts zu thun, mag indessen auf zweierlei Art ausgeübt werden: als einmal auf diese, daß man wirklich die Seele völlig ruhen läßt und sich in dem Launewinkel (boudoir) einschließt; und dann auch auf diese, daß man sich entweder in Gesellschaften oder auch durch eine körperliche Bewegung zerstreut, wobei die Seele feiern kann. Die erste Art ist, meiner Meinung nach, die schwerste, denn der Mathematiker wird auch im Launewinkel das Rechnen nicht lassen; und die andere hat die Erfahrung nicht für sich, indem die mehrsten jedes Vergnügen, was ihrer Hauptneigung keine Nahrung bietet, ungeschmackt finden. Wie manchen Gelehrten sieht man in Gesellschaften vor Langeweile erblassen, und wenn er solche verläßt, gleich einem befreiten Sklaven seinen Büchern zufliegen!

Indessen erkennt man es doch immer für theoretisch richtig, daß es ein Glück für die Gesundheit der würdigsten Männer sein würde, wenn sie einige Stunden des Tags mit nichts zubringen könnten. Dieses Nichts ist aber nur relativ; und für einen Gelehrten ist Holzsägen Nichtsthun, sowie umgekehrt für einen Holzhacker das Denken eine Erholung ist. Ein solches Glück könnte man ihm verschaffen, wenn wir die Erziehung junger Gelehrten dahin einrichteten, daß jedem zugleich die Fähigkeit zu einer körperlichen Beschäftigung, und mit dieser auch die Neigung dazu beigebracht würde. Eine jede Kunst, worin man es zu einiger Geschicklichkeit gebracht hat, hat ihre Reizung, und eine solche Reizung allein ist vermögend den einseitigen Menschen auf die andere Seite zurückzuziehen.

Der allgemeine Grund der immer mehr und mehr überhandnehmenden Hypochondrie liegt wahrscheinlich darin, daß wir nicht in dem Schweiße unseres Angesichts unser Brot erwerben. Wenn man sieht, wie viel ein Tagelöhner Schweiß vergießt und wie wenig Nahrhaftes er dagegen genießt, so fällt einem leicht die Frage ein, wie ein stillsitzender Mann bei wenigem Schweiße und stärkerer Nahrung gesund sein könne. Die Einrichtung unsers Körpers beweist, daß der Geist aller Nahrung in die Höhe, und die Hefen nach unten gehen sollen; es ist offenbar, daß der Nahrungsgeist im Steigen immer mehr und mehr geläutert und blos das Lauterste oder das rectificatissimum dem Gehirn zu statten kommen soll. Diese stufenweise Läuterung erfolgt aber blos durch eine angemessene körperliche Arbeit. Und wie kann da, wo man immer auf dem Stuhle verdaut und durch eine starke Anstrengung der Seele die rohen Säfte nach dem Gehirn zieht, diese Läuterung gehörig geschehen!

Zu gehen um zu gehen, zu reiten um zu reiten, ist kein Mittel, was einen einseitigen Mann zurechtbringt. Die Noth wird ihm jenes zwar eine Zeit lang empfehlen, der üble Hang zu einer gewohnten und zum Bedürfniß gewordenen Arbeit ihn aber bald wieder zurückziehen. Hat er aber irgendeine körperliche Arbeit liebgewonnen — und dieses wird allemal der Fall sein wenn er es darin zu einiger Vollkommenheit gebracht hat —, so bewegt er sich nicht blos um sich zu bewegen, sondern um zu arbeiten, und zwar an einer angenehmen Sache, die ihre Reizungen dem übeln Hange mächtig entgegensetzt und ihn dauerhaft an sich zieht. Die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts hatten noch Ackerbau; aber in diesem hat die Schreiberei so überhandgenommen, daß sie von dem Morgen bis in den Abend wie angeschmiedet auf einer Stelle sitzen und mit der Feder rudern müssen.

Was kann also für die künftige Nachkommenschaft heilsamer und nöthiger sein, als alle Kinder, die wir zum Studiren verdammen, zugleich eine Kunst, welche eine körperliche Uebung erfordert, lernen zu lassen und ihnen dadurch früh eine Neigung zu dem einzigen Mittel, ihre Gesundheit zu erhalten, beizubringen!

Reicher Leute Kinder sollen ein Handwerk lernen.

Der Hauptfehler unserer mehrsten deutschen Handwerker ist der Mangel an Geld. Das Söhnchen einer bemittelten Mutter schämt sich die Hand an eine Zange oder Feile zu legen. Ein Kaufmann

muß er werden. Sollte er auch nur mit Schwefelhölzern handeln, so erhält er doch den Rang über dem Künstler, der den Lauf einer Flotte nach seiner Uhr regiert, dem Könige Kronen, dem Helden Schwerter und dem edeln Landmann Sensen gibt, über dem Künstler, der mit seiner Nähnadel den Mann macht und den Gelehrten durch seine Presse Bewunderung und Ewigkeit verschafft! Es hält schwer, sich aus diesem Cirkel zu heben:

> Wenn ein Handwerk einmal verachtet wird, so treiben es nur arme und geringe Leute; und was arme und geringe Leute treiben, das will selten Geschmack, Ansehen, Güte und Vortrefflichkeit gewinnen.

Schrecklicher Cirkel, der uns an der Wiederaufnahme der mehrsten deutschen Landstädte zweifeln läßt! Indessen verdient die Wichtigkeit der Sache doch, daß man einmal diesen Knoten auflöse und dasjenige Ende ergreife, was Natur und Vernunft am ersten hervorstoßen. Der Klügste muß überall den Anfang machen; der soll für diesmal der Reiche sein, weil er es am ersten sein kann. Der Reiche soll also gemeine Vorurtheile mit Füßen treten, seine Kinder ein Handwerk lernen lassen und ihnen seinen mächtigen Beutel geben, damit der böse Cirkel zerstört werde.

Nichts gibt der Stadt London ein prächtigers Ansehen als die Buden ihrer Handwerker. Der Schuster hat ein Magazin von Schuhen, woraus sogleich eine Armee versorgt werden kann. Beim Tischler findet man einen Vorrath von Sachen, welche hinreichen ein königliches Schloß zu möbliren. Bei den Goldschmieden ist mehr Silberwerk, als alle Fürsten in Deutschland auf ihren Tafeln haben; und durch den Stadtschmied leben hundert Dorfschmiede, die ihm in die Hand arbeiten und ihm die Menge von Waaren liefern, welchen er die letzte Feile und seinen Namen gibt.

Solche Handwerker dürfen es wagen, dem königlichen Prinzen ihr Gilderecht mitzutheilen. Solche Handwerker sind es, woraus der Lordmayor erwählt wird und Parlamentsglieder genommen werden. Ein solcher war Tailor, der als Generalzahlmeister im letzten Kriege sich als Meister zu dem Silberservice bekannte, woraus er die Generalität bewirthete. Was ist der Krämer dagegen, der mit Kaffee und Zucker höckert oder mit Mausefallen, Puppen und Schwärmern hausirt?

Zur Zeit des Hanseatischen Bundes hatte das deutsche Handwerk ebendie Ehre, die es noch in England hat. Noch in dem vorigen Jahrhundert ließen es sich die Vornehmsten einer Stadt gefallen, das Gilderecht anzunehmen, und Gelehrte machten sich sowol eine Ehre als eine Pflicht daraus, Gildebrüder zu werden. Die fürstlichen Räthe waren Zunftgenossen; und man hielt es für keinen Widerspruch, wie jetzt, zugleich ein guter Bürger und ein

guter Kanzler zu sein. Es ist ein falscher Grundsatz gewesen, der hier eine Trennung gemacht hat. Sehr viele Streitigkeiten und unnöthige Befreiungen würden ein Ende haben, wenn sie nie erfolgt wäre. Jedes Amt, das ein Bürger übernimmt, würdigt ihn in seinem Maße und ertheilt ihm einige demselben angemessene persönliche Freiheiten. Es hindert ihn aber nicht, in allen übrigen der bürgerlichen Lasten und Vortheile theilhaftig zu bleiben.

Der Verfall der deutschen Handlung zog den Verfall des Handwerks nach sich. Der berühmte Reichsabschied, welcher die Handwerksmisbräuche heben sollte, in der That aber den Gilden einen Theil ihrer bis dahin gehabten Ehre raubte, kam hinzu. Und der Kaiser, der die Vereinigungen der Domkapitel und Ritterschaften wegen der Ahnenprobe bestätigte, fand es ungerecht, daß die Gilden nicht alle Söhne von Mutterleibe geboren in ihre Zunft aufnehmen wollten; gerade als ob es nicht die erste und feinste Regel der Staatsklugheit wäre, unterschiedene Klassen von Menschen zu haben, um jeden in seiner Art mit einem nothdürftigen Antheil von Ehre aufmuntern zu können. In despotischen Staaten ist der Herr alles, und der Rest Pöbel. Die glücklichste Verfassung geht vom Throne in sanften Stufen herunter, und jede Stufe hat einen Grad von Ehre, der ihr eigen bleibt; und die siebente hat so wohl ein Recht zu ihrer Erhaltung wie die zweite. Diese Grundsätze hatte man bei dem Reichsabschiede ziemlich aus den Augen gesetzt; und die Wissenschaften, welche sich damals immer mehr und mehr ausbreiteten, erhoben den Mann, der von den Schuhen der Griechen und Römer schreiben konnte, über den Mann, der mit eigener Hand weit bessere machte.

Den letzten Stoß empfingen die Handwerker von den Fabriken. Die Franzosen, welche ihr Vaterland verlassen mußten, adelten diesen Namen. Fürsten und Grafen durften die Aufsicht über ihre Fabrikleute, welche für ihre Rechnung arbeiteten, haben; aber wer ihnen deswegen den Titel eines Amtsmeisters hätte geben wollen, würde ihrer Ungnade nicht entgangen sein. Der Minister eines gewissen Herrn war ein Lederfabrikant, aber kein Lohgerber. Nach dem Plan der Neuern ist es besser, daß alle Bürger Gesellen, und die Kammerräthe Meister seien. Und die weitere Verachtung des Handwerks führt geradeswegs zu dieser türkischen Einrichtung.

Diesem Uebel kann nicht vorgebeugt werden oder reiche Leute müssen Handwerker werden. Da der Gold- und Silberfabrikant, der Hut- und Strumpffabriker an vielen Orten in Palästen wohnt und alle der Vorzüge genießt, welche Erfahrung, Klugheit, Aufführung und Reichthum gewähren können: warum sollte ein Meister Hutmacher und ein Meister Strumpfwirker, wenn er es so hoch als jene bringt, nicht ebendas Ansehen erlangen können? Die

Meisterschaft ist gewiß keine Unehre. Der Czar Peter der Große diente als Junge und Geselle und ward Schiffszimmermeister. Der Krieg ward ehedem zunftmäßig erlernt. Einer mußte als Junge und Knappe gedient haben, ehe er Ritter oder Meister werden konnte. Die zunftgerechten Krieger haben sich zuerst von dem gemeinen Landkrieger unterschieden, und das ist der erste Ursprung des Dienstadels gewesen. Noch jetzt ist im Militärstande ein Schatten dieser Verfassung übrig. Einer muß erst als Gemeiner gedient haben, ehe er von Rechts wegen zum Grade eines Offiziers gelangen kann. Unter den Gemeinen finden sich oft sehr schlechte Leute, und man ist in neuern Zeiten, wo jeder gesunde Kerl willkommen ist, minder aufmerksam auf die Ehre der Rekruten. Allein es ist darum kein Schimpf, als Gemeiner gedient zu haben, ob man gleich wegen des letztern Umstandes schon anfängt den Rekruten aus fürstlichem Geblüte höher andienen zu lassen, und überhaupt einen bedenklichen Eingang macht, jenes große Gesetz, dem sich nur Peter der Große unterwarf, allmählich in Vergessenheit zu bringen und damit die Ehre der Gemeinen, wovon doch der Geist des Regiments abhängt, zu vermindern.

Wenn es also an sich eine Ehre ist zunftgerecht sein, und wenn sich sogleich ein Handwerk hebt sobald es nur Leute treiben, die demselben den äußerlichen Glanz geben können: was hindert es denn, daß reiche Leute ihre Kinder ein Handwerk lernen lassen? Man denke nicht, die Ehre sei blos eine nothwendige Triebfeder des Militärstandes. Der geringste Bediente, der geringste Handwerker ohne Ehrgeiz ist insgemein ein schlechter Mensch.

Um aber dem Handwerke seine Ehre wiederzugeben, sollte man jede Zunft zum wenigsten doppelt eintheilen. In England wie in Frankreich steht der handelnde Handwerker mit dem tagwerkenden (journeyman) nicht in Einer Gilde, und überall werden Kaufleute von Krämern unterschieden.

Die Kaufleute machen billig die erste Klasse der Bürgerschaft aus. Niemand aber sollte zu dieser Klasse gehören, der nicht am Schluß des Jahres bescheinigen könnte, daß er eine nach den Umständen jedes Orts abgemessene Quantität einheimischer Producte und im Lande verfertigter Waaren auswärts verkauft habe. Nächst diesen könnten diejenigen, welche mit fremden Waaren ins Große handeln, ihren Rang behalten.

Auf die Kaufleute aber sollten alle Handwerker in ihrer Ordnung folgen, welche ein bestimmtes Lager von ihrer Arbeit halten. Diesen möchten die Handwerker, welche auf Bestellung arbeiten oder Tagwerk machen und gar keinen Verlag haben, folgen. Die Krämerei aber sollte die unterste Klasse von allen sein, oder jedem Bürger offenstehen und folglich gar kein Gilderecht haben.

Denn was ist doch in aller Welt mancher Krämer? Ein Mann, der Tag und Nacht darauf denkt, neue Moden, neue Kleidungsarten und neue Reizungen für den Geschmack einzuführen; ein Mann, der in der ganzen Welt herumlauscht, ob nicht irgendwo eine ärmere Nation sei, welche ein Stück Arbeit um etliche Pfennige wohlfeiler macht, und dann seinen Mitbürger, der unter mehrern Lasten und bei theurern Arbeitspreisen die seinige nicht gleich ebenso wohlfeil geben kann, ums Brot bringt; ein Mann, der jedem Handwerke mit klugem Fleiße nachstellt und, sobald es einigen Fortgang hat, sofort auf Mittel und Wege denkt, etwas ähnliches oder etwas anderes einzuführen, wodurch die einheimische Arbeit entbehrt, gestürzt, und der Vortheil in seine Hände gebracht werden kann.

Der allezeit fertige Einwurf, dessen sich Käufer und Verkäufer bedienen: „es wird auswärts wohlfeiler gemacht", sollte nicht leicht von einem jeden nach seinem Vorurtheil gebraucht, sondern vom Polizeiamte beurtheilt werden. Die holländischen Fabrikstoffe sind alle wohlfeiler als die französischen, und diese oft glänzender und verführerischer als die englischen. Allein Frankreich hält dafür, und jeder kluge Mensch wird dafür halten, daß der Staat weniger leide, wenn fünf Thaler an einen Einheimischen, als drei an einen Fremden bezahlt werden. Die Ausflucht, daß die holländischen Stoffe wohlfeiler seien, berechtigt den französischen Unterthan nicht, diese aus Holland kommen zu lassen; und der Engländer muß seine Butter mit 8, 12 bis 18 Mgr. das Pfund bezahlen, wenn er sie gleich aus Irland unter der Hälfte frei in sein Haus geliefert erhalten könnte. Was würde auch sonst aus einem verschuldeten Staate werden, wenn die Auflagen in demselben alles theurer und es dem Einheimischen unmöglich machten, gegen den Fremden zu gleichem Preise zu arbeiten? Unserm ehemaligen zärtlichen Landesvater, Ernst August dem Andern, kam jedes Loth Silber, das auf dem Hügel hierselbst gegraben wurde, auf vier Gulden zu stehen; und er gewann seiner Großmuth nach mehr dabei, als wenn er es für einen Gulden hätte aus Amsterdam kommen lassen. Denn was konnte er mehr gewinnen als den Vortheil, armen Unterthanen Brot zu geben?

Die Alten hatten zwei Wege, dem Eigensinn und der Uebertheurung der Handwerker zu wehren. Dieses war ein jährlicher freier Markt, und die Freimeisterei. Das Große, das Ueberlegte, das Feine und das Nützliche, was in diesem ihrem Plane steckt, verdient die Bewunderung aller Kenner und beschämt alle Wendungen der Neuern. Durch tausend Freimeister, welche in Hamburg auf einer ihnen angewiesenen Freiheit wohnen, entgeht dem Staate kein Pfennig; und zunftmäßige Handwerker werden durch sie in der

Billigkeit erhalten. Allein hundert Krämer, welche mit Ehren und Vorzügen dafür belohnt werden, daß sie fremde Fabriken zum Schaden der einheimischen Handwerker emporbringen, alles Geld aus dem Lande schicken und Kinder und Thoren täglich in neue Versuchungen führen, hätten unsere Vorfahren nie geduldet. Ein Jahrmarkt dünkte ihnen genug zu sein, den Fremden auch etwas zuzuwenden und sowol die zünftige als freie Meisterschaft in Schranken zu halten.

Und was soll man von der geringen Art Krämer sagen? Sollte es wol der Mühe werth sein, ihnen Zunftrecht zu vergönnen? Sie müssen, sagen sie, sechs Jahre diese Handlung mühsam lernen und sich lange quälen, ehe sie zu der nöthigen Wissenschaft gelangen. Allein diese Lehrjahre sind eigentlich bei der Kaufmannschaft und nicht bei der Krämerei ursprünglich hergebracht. Und was ist es nöthig, den jungen Burschen dasjenige mühsam lernen zu lassen, was jede Krämerin, wenn sie einen Monat in der Bude gewesen, insgemein besser als der ausgelernte Eheherr weiß? Ich sage wohlbedächtlich insgemein; denn es gibt auch große Krämer, welche ebenso viel Einsicht, Erfahrung und Handlungswissenschaft als der große Kaufmann gebrauchen. Dergleichen privilegirte Seelen rechne ich nie mit, wenn ich von dem großen Haufen spreche. Von jenem sage ich nur, daß er die öffentliche Aufmunterung nicht verdiene, und daß die mit der Krämerei bis dahin verknüpft gewesene falsche Ehre die Anzahl der Krämer in vielen Städten unendlich vermehrt, verschiedene Handwerker völlig verdrängt, andere blos zum Pfuschen und alle übrigen um zwei Drittheile heruntergebracht habe. Der schlechte Krämer sorgt nicht dafür, auch nur einen einheimischen Bürstenbinder emporzubringen, und läßt sogar die weiße Stärke, welche jede Hausmagd zu machen im Stande ist, und worauf gerade hundert von hundert zu gewinnen sind, aus Bremen kommen; so groß ist seine Wissenschaft und sein Patriotismus. Wie glücklich werden unsere Nachbarn, die Preußen, sein, wenn die mit einer weisen Hinsicht auf die Verdienste solcher Krämer gemachten Einrichtungen die Wirkung haben, daß alle Handwerker sich wieder zu ihrem alten Flor erheben und alle solche Krämer zu Grabe begleiten!

Der handelnde Handwerker in England besitzt ganz andere Eigenschaften. Er lernt erst das Handwerk, und dann den Handel. Die Gesellen eines handelnden Tischlers müssen fast ebenso vollkommene Buchhalter als manche Kaufleute sein. Der Meister greift keinen Hobel mehr an. Er sieht seine vierzig Gesellen den Tag über arbeiten, beurtheilt dasjenige, was sie machen, verbessert ihre Fehler, zeigt ihnen Vortheile und Handgriffe, erfindet neue Werkzeuge, beobachtet den Gang der Moden, besucht Leute von Ge-

schmack, oder geht zu Künstlern, deren Einsicht ihm dienen kann, und kommt in seine Werkstatt zurück, wenn er im Parlament das Wohl von Ost- und Westindien mit entschieden oder auf der Börse seine Geschäfte verrichtet hat.

Wie unterschieden ist dieses Gemälde von unsern mehrsten deutschen Fabriken! Da nimmt ein großer Herr Leute an, welche sich ihm darbieten und ein hübsches Project ausgedacht haben. Der vornehme Stümper, der durch einen glücklichen Zufall ein gutes und patriotisches Herz empfangen hat, sieht es mit beiden Augen an, verliebt sich in die Hoffnung, seinem Vaterlande aufzuhelfen, überläßt sich dem schlauen Projectmacher, der nur nach seinem Beutel trachtet, und findet die erste Probe unverbesserlich. Sein Auge entdeckt ihm nichts an dem Stoffe, der ihm vorgelegt wird; er weiß nicht, ob zu viel oder zu wenig Wolle, Zeit und Arbeit daran verwendet ist; er kennt keine Arbeit, hat kein Maß der Zeit, keine Hand zum Gefühl, und keinen einzigen durch Erfahrung und Einsicht 'gestärkten Sinn, um eine Sache richtig und schnell zu beurtheilen; und doch will er eine Fabrik regieren. Allein was kommt am Ende heraus? Er freut sich noch, und ist längst betrogen — zur Strafe, daß er das Handwerk nicht ordentlich gelernt hat.

Doch ich habe mich aus meinem Wege entfernt. Die Eintheilung der Handwerker in handelnde und Tagwerker und die Erhebung der erstern zu dem Range wahrer Kaufleute sollte dienen, dem Reichen, der seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen will, einen Prospect zu geben, daß er sich keineswegs erniedrige, wenn er diesen Schritt thut. Sein Sohn kann als handelnder Handwerker mit Recht zu ebender Ehre gelangen, wozu es der vornehmste Bankier (das Wort klingt), wenn er glücklich ist, bringen kann. Es ist nicht nöthig, daß er ein Tagwerker bleibe; und verwünscht sei der faule Junge, wenn er reich und dumm ist und höchstens auf dem Faulbette aller Müßiggänger, der betretenen Mittelstraße, liegen bleibt.

Die Ehre, wozu es reicher Leute Kinder im Handwerke bringen können, ist gezeigt. Sollte es nöthig sein, auch den Vortheil zu beweisen? Ich denke, er müsse einem jeden selbst einleuchten. Doch ein Exempel wird allemal noch gern angehört. Nicht leicht ist ein Ort zur Lohgerberei besser gelegen als die hiesige Stadt; und wenn wir wollen, so müssen alle Häute aus Ostfriesland sich zu uns ziehen. Das hiesige Lohgerberamt hat Proben seiner Erfahrung und Geschicklichkeit gegeben. Es ist stark und reich gewesen und noch jetzt in ziemlichem Ansehen, wiewol es nach und nach immer mehr abnimmt, weil unsere Krämer sich ein Geschäft daraus machen, allerlei fremdes Leder einzuführen. Worin steckt aber die wahre

Ursache des Verfalls? Darin, daß nicht jeder Lohgerber einige tausend Thaler im Vermögen hat.

Von dem englischen Leder sagt man, daß sechs Jahre darüber hingehen ehe eine rohe Haut gar und zeitig werde. Vielleicht ist hier etwas übertrieben. Aber wahrscheinlich ist es, daß alle Häute, wenn sie drei Jahre zu ihrer Gare und Reife haben, unendlich schöner, dauerhafter und edler werden, als sie im ersten und andern Jahre sind. Wenn nun unsere Lohgerber ein solches Kapital hätten, um alle Häute, welche jährlich in Ostfriesland und hiesigen Gegenden fallen, anzukaufen und solche die gehörige Zeit von Jahren über reifen lassen zu können, würde sodann nicht die hiesige Zubereitung der englischen und brabantischen gleich, und der Vortheil um so viel größer sein? Ein Lohgerber, der seine Felle unter zwölf Monaten losschlagen muß, gewinnt vielleicht kaum 4 Procent, und wer sie drei Jahre liegen lassen kann, nicht unter 30. Von denen, die ihm den größten Vortheil geben, wird er gesegnet, von dem Taglöhner hingegen, dem seine Schuhe von halbgarem Leder im ersten Regen zerfließen, ohne Vortheil verdammt.

Ich betrachte die Sache jetzt nicht von ihrer edelsten Seite, sondern nur von derjenigen, welche auch dem gemeinsten Auge aufstößt. Sonst hat Rousseau bereits die Gründe gezeigt, warum ein jeder Mensch ein Handwerk lernen solle, damit er nicht nöthig habe fremdes Brot zu essen, wenn er eigenes haben könnte. Man sah diese wichtige Wahrheit ehedem nicht deutlicher ein als in der Türkei, wo der gefangene ungarische Magnat, weil er nichts gelernt hatte, vor dem Karren ging, und der Handwerker seine Sklaverei so leidlich als möglich hatte. Wie viel Bedienungen und Stände sind nicht in der Welt, welche zwar einen Mann, aber nicht den sechsten Theil seines Tages erfordern. Was macht er mit den übrigen Fünfsechsteln? Er schläft, und ißt, und trinkt, und spielt, und gähnt, und weiß nicht was er mit seiner Zeit anfangen soll. Wie mancher Gelehrte wünschte sich, etwas arbeiten zu können, wobei er seinen Kopf und seine Augen minder anstrengen und ein Stück Brot im Schweiße seines Angesichts essen könnte, wofür jetzt seiner verstopften Galle oder seinem versäuerten Magen ekelt. In einem Lande, worin sich hunderttausend Menschen befinden, haben zehntausend gewiß, um nur wenig zu sagen, den halben Tag nichts zu thun. Man setze diesen halben Tag zu sechs Stunden, so werden alle Jahre an die zweiundzwanzig Millionen Stunden, und wenn man jede nur auf 1 Pfennig anschlägt, an die hunderttausend Thaler verloren. Würde aber, wenn ein jeder ein Handwerk könnte, ihn seine Geschicklichkeit und der dem Menschen gegebene natürliche Trieb zur Arbeit nicht reizen, etwas mit seinen Händen

zu schaffen? Jedoch, diese Betrachtungen gehören eigentlich nicht zur Sache.

Eine sehr wichtige aber ist es, daß Ihro Königliche Hoheit, unser gnädigster Herr, dermaleinst aus dem Lande zu uns kommen werden, wo alle Handwerke zur größten Vollkommenheit gediehen sind. Es ist kein Zweifel oder Höchstdieselbe werden wünschen, alles bei Dero geliebten Unterthanen zu finden, und nichts in der Fremde suchen zu müssen. Die ersten Eindrücke, welche Höchstdieselbe von Ihren zärtlichen und rechtschaffenen Aeltern (der Glanz des Thrones darf niemand hindern, diese Privattugenden an des Königs und der Königin Majestäten zu bewundern) erhalten, sind die geheiligten Pflichten, welche ein Landesherr gegen sein Volk zu beobachten hat; und unter diese rechnet man nunmehr auch, daß ein Landesherr als Vater seinen Kindern das Brot nicht entziehe und es den Fremden gebe. Seine Königliche Hoheit werden diese geheiligte Wahrheit gewiß früh hören und gern ausüben. Wie aber, wenn unsere Handwerker alsdann nichts liefern können, was einen Herrn, der von seiner ersten Jugend an alles besser und vollkommener gesehen hat, mit Billigkeit befriedigen kann? wenn der Schlosser ein Grobschmied, der Bildhauer ein Holzschuhmacher, und der Maler ein Michel angelo della scopa ist? wenn wir bei dem dankbarsten Herzen uns mit unsern dummen Fingern hinter die Ohren kratzen müssen? oder dastehen wie der Junge des Hogarth, welchem die Pastete in den Fäusten bricht und die Brühe durch die Hosen fließt? Werden wir dann nicht mit Wahrscheinlichkeit sehen und mit Recht erleiden müssen, daß der Herr dasjenige, was er gebraucht, daher kommen lasse, wo die Aeltern ihre Kinder das Handwerk besser lernen lassen? Wird nicht der ganze Hof dem Exempel des Herrn folgen? Und wird nicht das Exempel des Hofes alle Affen du bon ton mit Recht dahinreißen? Dann werden wir klagen und, wie alle diejenigen, die ihre Schuld fühlen, ungerecht genug sein, über diejenigen zu murren, die uns mit Recht verachten. Wir werden den besten Herrn nicht so lieben, wie er es verdient, und aus Scham zuletzt undankbar werden.

Ihre königliche Hoheit, Ernst August der Andere, hatten die Gnade, Handwerker reisen zu lassen. Man weiß, wie der Erfolg davon gewesen, und wie weit der Schlosser, welcher sich diese Gnade recht zu Nutze machte, alles übertraf, was wir in der Art jemals gesehen hatten. Seine Geschicklichkeit hat andere gebildet, die ihn zwar nicht erreicht, sich aber merklich gebessert haben. Ihre königliche Majestät von Großbritannien fordern die hiesigen Gilden auf und bieten den jungen Leuten, welche ein Handwerk gelernt haben und Genie zeigen, die Reisekosten und alle mögliche Beförderung an. Was können wir in der Welt mehr erwarten! und ist

es nicht eine außerordentliche Vorsorge auf die künftigen Zeiten, daß diejenigen Knaben, welche sich jetzt zum Handwerk begeben, gerade zu der Zeit, wenn die Minderjährigkeit unsers hoffnungsvollen Landesherrn ein Ende nimmt und unsere getreusten Wünsche Ihn zu uns führen werden, nicht blos ausgelernte, sondern auch große Meister sein können? Machen wir uns nicht vorsätzlich alles des Unwillens, des Murrens und der Undankbarkeit schuldig, welche uns dereinst, wenn wir als zunftmäßige Stümper den Fremden nachgesetzt werden, gewiß dahinreißen wird, im Fall wir uns nicht mit dankbarem Eifer bestreben, diese Gelegenheit mit beiden Händen zu ergreifen?

Was können also vernünftige und bemittelte Aeltern besser thun, als ihre Kinder ein Handwerk lernen lassen? Mit der Krämerei wird es in zwanzig Jahren sehr betrübt aussehen, da sich alles in Krämerei verwandelt, und zuletzt einer den andern zu Grunde richten muß. Es ist zu viel gefordert, daß einer blos von der Krämerei leben will. Die Modenkrämer in der ganzen Welt wissen ihre Coiffuren, ihre Broderien und alle Arten Galanterien selbst zu machen. Die Tiroler arbeiten auf der Reise und machen in jeder müßigen Stunde die Ohrringe, die Halsgeschmeide, die Zitternadeln, die Bouquets, die Alongen und unzählige andere Dinge selbst, die sie verkaufen. Die Italiener machen überall Mausefallen, Barometer und Diaboli Cartesiani. Die Franzosen reiben wenigstens Taback, um bei einem kleinen Handel die übrigen Stunden nützlich anzuwenden. Das geschieht, weil sie eine Kunst oder ein Handwerk zum Grunde ihrer Handlung gelegt haben. Bei uns hingegen . . . . . O Scaron, Scaron, wo bleibt deine Perrüke und was darunter saß!

Zur Urkunde der Wahrheit dessen, was oben angeführt, setzen wir folgendes Rescript hierher:

„Wir Georg der Dritte von Gottes Gnaden König und Kurfürst.

„Uns ist aus euerm Berichte vom 11. Februar unterthänigst vorgetragen worden, wasmaßen in der Stadt Osnabrück eben wie in andern Städten des Hochstifts die zur Aufnahme derselben vorzüglich dienenden Handwerke nach und nach in Abnahme und Verfall gerathen sind.

„Da Wir nun aus besondrer Gnade für die dortige Bürgerschaft Uns gnädigst entschlossen haben, die nöthigsten und dienlichsten derselben bestens wiederherzustellen, insbesondere aber einige junge Leute, welche denselben sich zu widmen gedenken und dazu eine vorzügliche Fähigkeit zeigen, nachdem sie sattsam vorbereitet und tüchtig befunden sein werden, auf ihren Reisen zu unterstützen und bei ihrer Wiederkunft auf alle thunliche Weise zu befördern:

„So habet ihr dem dortigen Magistrat von dieser Unserer Absicht Eröffnung zu thun und von demselben weitere Vorschläge einzuziehen, auf was Art hierunter das vorgesetzte Ziel am besten erreichet werden könne. Wir 2c.

St. James, den 22. März 1766.“

Der Rath einer guten Tante an ihre junge Nièce.

Ihr Entschluß ist gefährlich, meine liebe Nièce, bei so jungen Jahren allen Frivolitäten abzusagen. Das einzige, was Sie dadurch gewinnen werden, ist dieses, daß Sie die ganze Gesellschaft in Erstaunen setzen; und, im Vertrauen gesagt, die Erstaunten erholen sich bald von dem ersten heftigen Anfall und lassen es hernach insgemein diejenige entgelten, die ihnen diesen Paroxysmus verursacht hat. Es ist auch für ein junges Mädchen nicht gut, gar zu sehr in dem Rufe der Weisheit und Tugend zu stehen. Die Welt glaubt doch, sie spiele nur eine Rolle; und das Rollenspielen, wenn es zu früh geschieht, erweckt Nachdenken. Man übertreibt sie insgemein, und nur eine Italienerin von 14 Jahren ist im Stande, unter der Maske der kindischen Unschuld ihre von der schlauen Mutter erlernte Kunst auf eine glückliche Art in Uebung zu setzen. Die beste Manier für ein junges westfälisches Mädchen ist, sich in dem Rufe eines guten Kindes zu erhalten, sich der Wirthschaft zu befleißigen und der Mode zu folgen, so wie sie der Rangordnung nach an sie kommt. Diejenige, so hierin zu viel oder zu wenig thut, verfehlt das allgemeine Ziel und erlischt, ehe sie brennt.

Wenn ich Ihnen also als eine gute Tante rathen soll, so erniedrigen Sie Ihren Kopfputz vorerst nur um einen Zoll, und befleißigen sich der Wirthschaft, ohne jemals davon zu sprechen. Zeigen Sie Ihren Freunden ein offenes Herz, vermeiden Sie allen Hang zu besondern Tugenden und lassen die Weisheit denen, die solche besser verwahren können, als es ein junges Mädchen thun kann. Dies waren die Regeln meines seligen Vaters, wodurch ich eine glückliche Frau geworden bin; anstatt daß verschiedene meiner alten Gespielinnen, die, wie ich versichert bin, mehrern Witz, höhere Tugenden und einen feinern Geschmack hatten und dabei immer sich nach der neuesten Mode kleideten, oft bewundert und nie geliebt wurden.

Ihre wahre natürliche Stärke, mein liebes Kind, ist ein gutes empfindliches Herz; keine Rolle gelingt besser als diejenige, wozu man von Natur aufgelegt ist. Wollen Sie also ja in Ihren Jahren

durch einen besondern Vorzug glänzen, so setzen Sie Ihre ganze Kunst darein, daß Sie dieses gute empfindliche Herz einem jeden auf die vortheilhafteste Art zeigen. Sein Sie aufrichtig, und spielen die Aufrichtigkeit; diese Komödie gelingt und gefällt leicht, anstatt daß Ihnen ein offenbarer Krieg mit allen Modethorheiten oder eine andere strenge Tugend in Ihren Jahren nur Spott zuziehen wird. Vielleicht denken Sie, daran sei nichts gelegen, und es sei rühmlich, der Tugend ein solches Opfer zu bringen. Allein glauben Sie mir nur, mein gutes Kind, es ist eine Thorheit, der Tugend Spötter zuzuziehen, wenn man ihr durch eine geringe Wendung in der Manier Verehrer erwerben kann.

Dieses sage ich Ihnen am ersten Tage des Jahres, und Sie können daraus alle meine Wünsche errathen.

Amaliens Schreiben über die Lustbarkeiten.

Ich zanke mich oft mit meinem Manne — nun das versteht sich, werden Sie sagen — und vielleicht hat er wol gar recht — dies versteht sich sonst nicht — wenn es auf die Frage ankommt: was eigentlich Lustbarkeiten seien. Heute, spreche ich zu ihm, will ich mich recht divertiren: wir haben Komödie, Ball, und wenn dieser zu Ende, ein Jagdfrühstück; ich werde mich einmal recht satt tanzen. Mit Lächeln wünscht er mir Glück zu meinem großen Vorsatz; und dann, wann die Lust nun vorüber und ich den ersten Taumel ausgeschlafen habe, so sieht er mich an als wollte er fragen, wie ich mich denn nun divertirt hätte. Heimlich beschämt, aber großsprecherisch erzähle ich ihm dann mit den lebhaftesten und übertriebensten Ausdrücken, was ich alles genossen, empfunden und ausgeführt hätte. Er aber, der mich kennt und mir ins Herz sieht, läßt sich durch keine Blendungen täuschen. Hier bei dieser Hand, sagt er, indem er diejenige faßt, welche ich ihm ehemals zum ersten Zeichen meiner Liebe reichte, beschwöre ich Sie, mir aufrichtig zu gestehen, ob Sie sich wirklich so sehr erlustigt haben, wie Sie vorgeben. Nun bin ich arme Hexe gefangen; ich kämpfe nur noch auf der Flucht, und mehr um meine eigene Schwachheit zu verhehlen, als den Sieg davonzutragen. Wenn Sie es durchaus wissen wollen, antwortete ich ihm ganz leise ins Ohr, so will ich Ihnen wol gestehen, daß ich beständig beide Flügel geschlagen habe, um zu fliegen, aber nicht einen Daumen breit von der Erde gekommen bin. Wir jagten alle nach der Lust, und keiner erhaschte sie. Bei der Tafel schien einer den andern zu fragen, wo sie bleibe. Man

versuchte den Ton der Freude; er wollte sich aber nicht finden. Die Trinker ließen die Gläser erklingen, währenddderzeit ihr Geist Langeweile hatte; und beim Tanzen waren nur die Verliebten recht munter, die übrigen folgten dem Reihen weil sie einmal da waren; und wie es Zeit war aufzuhören, gingen die mehrsten gern zu Bette. Kurz, es fehlte, ich weiß nicht was; und keiner schien diejenigen Bedürfnisse zu fühlen, welche zum wahren Genuß der Freude gehören.

Wer ist zufriedener als mein Mann, wenn ich seinem kleinen philosophischen Stolze dieses Opfer gebracht habe! Sollte er aber in der That recht haben, liebste Freundin? und sollte die Eitelkeit und das Vergnügen, vergnügt zu scheinen, nicht mit zur Rechnung gebracht werden dürfen? Sollte die mächtige Begierde zu glänzen, zu verschwenden und in aller Welt Augen als die glücklichste Person zu erscheinen, nicht auch ihre Rechte haben? Und hat mein Mann nicht unrecht, wenn er im Essen und Trinken weiter nichts als eine Befriedigung der ersten Bedürfnisse sucht und ohne Durst keine Lust am Trinken findet? Die Forderungen meines Magens sind sehr geringe; aber demungeachtet sehe ich gern achtzig Schüsseln auf der Tafel. Was ist die dunkle Gemüthsruhe und die sogenannte innerliche Zufriedenheit gegen die Befriedigung einer angenehmen Leidenschaft! Wer nichts wie jene sucht, der kann auch mit Roggenbrei zufrieden sein; und die Vorsehung hat es weislich geordnet, daß man wohlfeil und kostbar vergnügt sein kann, damit ein jeder nach Standesgebühr glücklich sein könne. Aber unsereine, die die unendlichen und mannichfaltigen Bedürfnisse der Eitelkeit fühlt, unsereine, sage ich, geht zu allen öffentlichen Lustbarkeiten und genießt dabei ein edleres Vergnügen als alle, so nichts wie einen philosophischen Geist und einen dummen Magen zu befriedigen haben. Ich denke wenigstens so; und Sie können mir keinen größern Gefallen erzeigen, als wenn Sie mir Ihren Beifall geben. Thun Sie es aber bald; ich erwarte ihn noch heute, und bin 2c.

Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen.

Höre Freund, ich geb's dir zu, es ist unnöthig, von den Dächern zu singen wie süß die Liebe und wie lieblich der Wein sei; denn die Natur wird's dem Jungen schon sagen, und es ist besser, daß diese es thue, als daß eine Kupplerin die Rose vor der Zeit breche. Aber daß ich nun auch auf der andern Seite im Genusse aller Menschenfreuden so sparsam und pipisch sein soll,

damit bleib mir vom Leibe; ich genieße, was ich vertragen und bezahlen kann; das ist mein Maß und das Maß eines jeden redlichen Mannes unter der Sonnen.

Du selbst hast mir zugestanden, daß es keine Sünde sei, ein Fürst, Graf oder Edelmann zu sein; unser Pfarrer hat es mehrmals öffentlich gepredigt, man könne hunderttausend Thaler besitzen und doch selig werden, ob's gleich ein bischen hart herginge. Wenn ich also von der Ehre und vom Gelde so viel nehmen darf, wie ich vertragen und mit Recht erhalten kann, warum nicht auch von der Lust? Wir sind nicht in Amerika, wo man sich mit der Ehre der bloßen Menschheit begnügen muß und, so lange es dauert, so wenig ein Edelmann als ein Graf sein darf; wir sind auch keine Wiedertäufer, daß wir alle Freuden wie alle Güter gemein haben müssen; und wenn dieses nicht ist, wenn einer Feldmarschall sein darf, obgleich hunderttausend als Gemeine dienen müssen, wenn einer eine Million Pistolen besitzen mag, obgleich eine Million Menschen nicht so viel Heller zählt, so denke ich auch, ich dürfte satt Pasteten essen, wenngleich alle meine Nachbarn nur grob Brot zu essen kriegen.

Du nennst das hart? . . . . Gut. Mitleidiger Mann, ich will allen was mitgeben, es soll niemand bei mir darben; ich will großmüthiger sein als der König, der seine ganze Ehre für sich allein behält, und billiger als der Reiche, der immer noch mehr sammelt. Wir Meister in der Kunst sich zu vergnügen haben einen edlern Hang als beide; wir lassen keinen darben, und wir sind nicht glücklicher als wenn die ganze Welt mit uns glücklich ist; wir theilen Opern, Redouten, Komödien, Pasteten und was wir haben von Herzen gern mit, und böse Leute allein sind es, die uns nachreden, daß wir unsern Wein allein trinken. Unser größtes Vergnügen ist, recht viel vergnügte Leute zu machen. Sind nicht eben die Redouten und Komödien gerade so eingerichtet, daß ein jeder für ein Billiges daran theilnehmen kann? und lachen wir wol jemals herzlicher, als wenn die ganze Versammlung mitlacht? Also . . . .

Aber das geht nicht: wir müssen arbeiten, wir haben Pflichten gegen uns, gegen andere, gegen Gott . . .

Richtig, vollkommen richtig! Jedoch gesetzt wir wohnten auf Otaheiti, wo die Brotfrucht auf den Bäumen wuchs und jeder nur den Mund aufthun durfte, um satt zu werden, wo die Einwohner den ganzen Tag in der Sonne lagen und nicht anders aufstunden als um Komödie zu spielen oder zu tanzen, wo Jungen und Mädchen sich beständig im Grase wälzten, und die Königin mit ihren Hofdamen den Engländern immerfort in die Arme lief, wo Essen und Trinken und Schlafen die einzige Berufsarbeit war,

wo es keine Arme und keine Almosen gab, weil der Schöpfer für jedes menschliche Geschöpf mit gleicher Freigebigkeit gesorgt hatte, wo man anstatt zu beten alles nur mit Empfindung, die man kaum Dankbarkeit nennen konnte, genoß: sollten hier die Leute sich auch Pflichten machen? Sollten sie die Brotbäume abhauen, um Korn im Schweiße ihres Angesichts aus der Erde zu ziehen? oder sich in die spanischen Bergwerke schleppen lassen, um Ursache zu haben, Gott stündlich für ihre Errettung anflehen zu können? He!...

Du lachst, und meinst, Westfalen sei nicht Otaheiti. Je nun, so kommen wir auf dem rechten Fleck zusammen, so ist die Frage nicht, ob Redouten und Komödien erlaubt sind; nein, alles kommt dann darauf an, ob sie dem Orte, worin sie gehalten werden, angemessen sind, und ob die Person, welche sie besucht, ihre Pflichten dabei verletzt. Aber wozu denn die allgemeinen Urtheile über ihre Sittlichkeit und Unsittlichkeit in Ansehung unbestimmter Oerter und Personen?

Man gewinnt doch noch immer etwas damit; man hält doch noch manchen zurück, der sich sonst diesem Vergnügen zu sehr überlassen würde, sprichst du. O Freund, Freund, was soll der gemeine Mann denken, wenn die Sittenlehrer mit aller Macht der Beredsamkeit Opern, Komödien und Redouten verdammen, und gleichwol sieht, daß die großen Fürsten und Fürstinnen, deren Weisheit und Tugend ebendiese Sittenlehrer nicht genug zu erheben wissen, ihrer Lehre geradezu entgegenhandeln? Wenn eben diejenigen, welche eine Sache zu prüfen und zu schätzen wissen, sich an diesen Vergnügungen gar nichts abziehen lassen? Muß er hier nicht ganz irre werden? muß er nicht zuletzt glauben, alle Sittenlehre sei bloßes Gewäsche, und, indem er ein Gebot verachtet sieht, alle für gleich verächtlich halten? Und thäten wir nicht vernünftiger, wenn wir aufrichtig sagten: seidene Kleider sind gut, aber nicht für jedermann, als wenn wir, um die Unvermögenden abzuhalten sich nicht auch darein zu kleiden, sie für sündlich erklärten und uns gleichwol selbst darin brüsteten? Auch hier kommt alles auf die Grenzlinie an; und so schwer auch diese anzuweisen sein mag, so ist sie doch vorhanden und, wie manche andere Sache, leichter im Griffe als im Ausdrucke.

Hierüber sage mir was du weißt, und dann will ich dich gern hören. Ziehe die Grenzlinie streng, sie soll mir nicht leicht zu streng sein; oder wenn du ja ins allgemeine gehen willst, so sage mir erst, wenn du die nothwendige Ungleichheit der Stände und Güter in der Welt als erwiesen annimmst, warum du die Ungleichheit der Vergnügungen minder gerecht findest.

Die arme Tante Lore!

Nun will ich die weisen Lehren von meines seligen Bruders Tochter und die hämischen Anmerkungen aller meiner aufgeschossenen Vettern über meine zusammengestoppelte Figur, wie es ihnen zu sagen beliebt, mit christlicher Geduld ertragen, da ich endlich höre, daß in Berlin auch für uns arme Mädchen, die keine glückliche Witwen werden können, gesorgt wird. Dank sei es dem Großen Könige, dessen väterlicher Aufmerksamkeit auch das Geringste nicht entwischt, und der unser Herz, das die Liebe nur gar zu leer gelassen hat, ganz mit Dankbarkeit ausfüllt. Wie fest wird er nicht die Wohlfahrt seines Reichs gründen, wenn das Glück unser aller von dessen Erhaltung abhängt! Und wie vollkommen muß diejenige Staatsmaschine sein, wo wir, als die geringsten Springfedern derselben, eine so schmeichelhafte Aufmerksamkeit verdient haben! Nota: ich meine die Springfedern in allen Ehren.

Aber nun — es ist doch leider immer ein Aber in der Welt — nun will niemand die Stelle eines Mannes bei mir vertreten. Mein Bruder ist todt; und alle, die ich darum anspreche, sehen hoch auf, als ob sie fragen wollten: Wie, hoffst du schon, daß ich vor dir sterben soll? Unser alter Pachter sagte mir sogar ins Angesicht, als ich ihn um diese Gefälligkeit ansprach: Ach, Mademoiselle, Sie würden mich zu Tode seufzen. Und meine spitzigen Vettern, die mich immer die eiserne Tante nennen, weil ich von ihnen als ein Inventarienstück auf dem Amthause angesehen werde, drohten, sie wollten nach Berlin schreiben, daß man mich nicht aufnehmen möchte, weil ich gewiß hundert Jahr alt werden würde, da sie mich, aller ihrer Mühe ungeachtet, nicht hätten zu Tode ärgern können. Der Anbeter meiner Nichte, der Frau Oberamtmännin, rieth mir recht spaßhaft, ich möchte es machen wie die Polly in der Bettlersoper und mir einen Straßenräuber zum Manne wählen, der bald an den Galgen kommen würde.

Unser Pastor, ein würdiger Geistlicher, mit dem ich die Sache mehrmals überlegte, glaubt, ich würde täglich in die Versuchung gerathen, mich zu versündigen, und bei jedem Verdrusse, den ich litte, den Tod des Mannes wünschen, wodurch ich in glücklichere Umstände gerathen könnte. Eine Ehefrau, fügte er hinzu, hätte an ihrem Manne ihre Krone und ihr Auskommen durch ihn; sie könnte durch seinen Tod nie glücklicher werden als sie wäre, wofern der Mann nicht so unvorsichtig gewesen wäre, ihr eine glücklichere Aussicht in die Zukunft zu versichern, als sie gegenwärtig bei ihm genösse; wenn Kinder vorhanden wären, so würde die Mutter die Erhaltung des Vaters noch eifriger von Gott erflehen

und ihr Gebet mit dem Gebete ihrer Kinder vereinigen. Mithin sei es ganz etwas anderes, wenn ein Mann für seine Frau, als wenn jemand für eine ledige Person in die Witwenkasse setzte ....

Sehr richtig, antwortete ich ihm; aber wie gelange ich nun zu einer baldigen Witwenpension? Dieses ist die Frage. Hier zuckte er die Achseln und hustete aus voller Brust, damit ich seinen Husten, den er bereits eine Zeit lang gehabt, nicht für schwindsüchtig halten und ihn um sein christliches Mitleiden ansprechen möchte. Das fühlte ich so stark, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte. Ich armes Kind! Sonst dachte ich, der Witwenstand sei so betrübt: so steht wenigstens in funfzig Trauerbriefen, die ich gesammelt habe — und doch hält es so schwer, auch nur dem bloßen Namen nach in diesen unerwünschten Stand zu kommen.

So viel sehe ich endlich wol ein, daß der glücklichste und ruhigste Weg, um zu einer Witwenpension zu gelangen, für eine ledige Frauensperson dieser sei, sich einen Mann zu wählen, der ihr im Leben so viel Gutes thut, daß sie durch seinen Tod nicht glücklicher werden kann; und dieses ist auch der Grund, worauf die königliche Verordnung am stärksten gebaut hat, da sie einen Vater, einen Oheim und einen Bruder zuerst nennt. Vielleicht würden auch diese zu mehrerer Wohlthätigkeit verpflichtet, und würde überhaupt das Band der Liebe unter Verwandten fester geknüpft, wenn sie durch ihr Wohlthun im Leben der Hoffnung auf ihren Tod zu begegnen hätten ..... Aber ich habe keinen Vater, keinen Oheim, keinen Bruder; und es ist auch kein großer Herr in der Welt, der mir bei seinem Leben eine Pension von zweihundert Thalern geben will, damit ich ihn zu meinem Manne in der Witwenkasse benennen und mich so von der Versuchung wie von dem Verdachte befreien könne, daß mir hundert Thaler nach seinem Tode lieber sein würden, als zweihundert Thaler bei seinem Leben.

Schreckliche Verlegenheit! woraus ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich hiermit öffentlich bekannt mache: wie ich einen Mann suche, wodurch ich höchstens in zehn Jahren (ich bin jetzt sechzig) Witwe werden und so nur die letzten Tage meines kummervollen lieblosen Lebens außerhalb der Kinderstube meiner Verwandtinnen zubringen könne. Ein Greis von siebzig oder achtzig Jahren — unter diesen findet sich ja noch wol einer, der sein Leben nicht länger als auf zehn Jahr rechnet — soll mir der willkommenste sein; und da ihm mit meiner Liebe nichts gedient sein kann, so will ich den Himmel alle Morgen und alle Abende bitten, daß er ihn dagegen vor allen Anfällen der Gicht, der Schlaflosigkeit und der Lehrsucht in Gnaden bewahren wolle. Meine Adresse ist: An Tante Lore, abzugeben im Intelligenz-Comptoir.

Schließlich bitte ich alle meine Leser, die Vater, Oheim und Bruder heißen, die Gelegenheit, den Ihrigen gleichsam einen Stiftungsplatz zu verschaffen, doch nicht zu versäumen. Sie werden sich dadurch eine Krone auf ihr Grab erwerben und noch gute Werke nach ihrem Tode thun. Auch bitte ich alle unverheirathete Töchter, Schwestern und Nichten, ihren vermuthlichen Wohlthätern also zu begegnen, daß sie nicht nöthig haben sich dereinst im Publikum so auszubieten, wie ich leider jetzt thun muß. Ach wenn sie wüßten . . . Aber sie können es nicht wissen; sie müßten erst so wie ich bis ins sechzigste Jahr die Gnade ihrer Blutsverwandten als Kinderwärterinnen genossen haben — sie würden gewiß keinen Augenblick versäumen, sich die Gelegenheit, die ihnen nun geboten, mir aber versagt wird, geschwind zu Nutze zu machen.

Johann, seid doch so gut!

„Johann! — Nun wo bleibt der Kerl? — Sofort lauft mir zu dem verfluchten Schuster und sagt ihm, wo er mir die Stiefeln nicht in Zeit von zwei Stunden ins Haus lieferte, so sollte er funfzig Stockprügel haben; und du ebenso viel, wenn du nicht läufst was du kannst . . .“

„Ja, Herr Hauptmann“, sagte Johann und ging, ohne eine Nerve mehr als gewöhnlich anzustrengen. Allein indem er noch so ging, rief der Hauptmann: „Johann! bringt mir doch etwas Taback mit.“ „Recht gern“, versetzte dieser und ging etwas eilfertiger zu seinem Hute. In dem Augenblick, da er aus dem Hause gehen wollte, kam ihm der Herr nach und sagte mit einem sehr freundschaftlichen Tone: „Johann, Ihr könntet mir wol einen rechten Gefallen thun, wenn Ihr zu meiner Frau (diese war auf einem nahegelegenen Landgute) hinausliefet und ihr sagtet, daß ich diesen Mittag einige gute Freunde mitbringen würde; Ihr müßt aber, wie Ihr wißt, in der Stunde wiederum hier sein.“

Wer lief freudiger als Johann? In weniger als einer Stunde waren alle Aufträge verrichtet, ohnerachtet das Landgut beinahe eine Stunde von der Stadt lag; und der Hauptmann sah mit Verwunderung seinen Diener noch eher als er ihn erwartet hatte zurückkommen, ihn seinen Bericht mit Freuden abstatten, nach einer kleinen Lobeserhebung von seinem Herrn verschiedene Bedürfnisse, welche die Frau Hauptmännin verlangt hatte, wiederum hinaustragen, den Mittag unverdrossen aufwarten, den Nachmittag seine Geschäfte thun, und in der Nacht zu Fuße neben seines Herrn

Pferde nach der Stadt traben; anstatt daß er sonst gerade nur dasjenige that, was er thun mußte, so oft ihm sein Herr ohne Vorrede: „Johann, thue das!“ sagte.

Der Oberst, welcher mit von der Gesellschaft gewesen war und die Unverdrossenheit des jungen Menschen bewunderte, bat den Hauptmann inständig, ihm diesen Bedienten zu überlassen; lange hätte er gewünscht einen solchen Kerl zu haben; alles Gesinde, was er hätte, wäre träge und faul, und man müßte den Leuten alles, was sie thun sollten, ins Maul stopfen, ohnerachtet er doch meinte, daß sie es besser bei ihm hätten als sonst irgendwo in der ganzen Stadt, und daß er ihnen den Lohn noch kürzlich verbessert hätte...

„Von Herzen gern“, sagte der Hauptmann; „allein der Herr Oberst müssen mir einen von den Ihrigen wieder überlassen, weil ich sogleich keinen andern habe . . .“

Gut, der Wechsel wurde vollzogen: Johann kam zu dem Herrn Obersten, und Peter, ein stöckischer Maulaffe, zu dem Hauptmann. Kaum waren acht Tage vorüber, so führte der Oberst seine vorige Klage, und Johann, dem er doch seinen Lohn verbessert hatte, war nicht besser als die übrigen. Peter hingegen wollte sich für den Hauptmann, der, ob er gleich bisweilen mit Stockprügeln drohte, allemal zu rechter Zeit ein gutes Wort gab, zu Tode laufen.

„Ich weiß nicht, wie Sie es in aller Welt anfangen“, sagte der Oberst zu ihm, „daß Ihre Leute Ihnen so gut dienen; ich gebe den meinigen einen bessern Lohn, sie haben mehrere Freiheit und weniger Arbeit als bei Ihnen, sie erhalten überdem so viel Spielgelder, und doch . . .“

„O“, erwiderte der Hauptmann, „daran liegt es alles nicht. Der Mensch ist ein wunderliches Thier; sein Körper steht unter unserer Fuchtel, aber seine Seele nicht. Wir können diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren, aber dann wird sie immer enger und kleiner, und man kann einem nicht befehlen, Witz und Verstand zu haben. Dieses sind Eigenschaften, welche wir in andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen. Wenn ich zu meinem Koch sage: Schaffe mir eine Pastete! so schafft er mir eine, dergleichen ich ihm alle Jahre eine mit allen Ungewittern wieder in die Küche schicke. Sage ich aber: Mein guter Koch, macht mir doch einmal eine Pastete, so wie sie die Frau Oberstin gern ißt, und so daß wir beide Ehre davon haben! so können Sie glauben, der König hat sie nicht besser. Meiner Frau geht es mit ihrem Kammermädchen ebenso. Ist die Hexe übler Laune, so sitzt meiner Frau das Zeug ordentlich und steif, aber nicht ein bischen gefällig; sie sieht aus wie eine Schuldigkeit in puris naturalibus. Meine Frau, die dieses weiß, versäumt es daher nie, ihr, so oft sie ein wenig glänzen will, schon früh morgens ein gutes Gesicht

zu machen, sie ihre liebe Lisette zu nennen und ihr alles bittweise zu befehlen. Und dann lacht gewiß aus jeder Schleife, die sie ihr anlegt, eine Grazie. Dieses hindert aber nicht, daß sie nicht bisweilen, wenn meine Frau im Nachtzeuge bleiben will, das dumme Thier zum Henker schickt und ihr sogleich das Haus zu räumen befiehlt, wenn sie es nicht besser verdient. Nein, dieses muß auch sein, man muß zu rechter Zeit das Böse mit dem Guten abwechseln lassen, wenn jedes die gehörige Empfindung erregen soll."

„Ei zum Henker", versetzte der Oberst, „wer kann mit den Menschen solche Capriolen machen? Ich befehle meinen Leuten trocken und gut was sie thun sollen, bezahle sie richtig, gebe ihnen was sich gebührt, auch noch wol zu zeiten ein mehreres, und mehr kann ich nicht thun; ich habe andere Sachen zu bedenken, als mich mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben, und . . ."

„Aber, Herr Oberst, wie macht es unser König? Dem einen schreibt er: Mein Herr General, dem andern: Mein lieber Herr General, dem dritten: Mein lieber Freund; den einen versichert er beim Schlusse seiner Gnade, den andern umarmt er, den dritten umarmt er von ganzem Herzen; bisweilen befiehlt er trocken, bisweilen gnädig, bisweilen gar freundschaftlich und zärtlich. Alles dieses thut er, um seinen Generalen neuen Eifer; schärfere Einsichten, muthigere Unternehmungen und gleichsam eine besondere Seele einzuflößen. Jeder ist schuldig ihm zu dienen, jeder hat seinen Sold richtig, auch noch wol eine gute Verbesserung. Allein um Verstand, Zutrauen und Liebe im höchsten Grade zu erwecken, um alle Kräfte in Bewegung zu bringen, macht er es wie eine schlaue Kokette, die ihres Liebhabers Beutel rein ausfegen will. Die hitzigen Liebhaber opfern Gut und Blut auf; und so will die Welt, so mein Koch regiert sein . . ."

Der Oberst schüttelte den Kopf. Johann ging seinen steifen Gang und that seine Pflicht; Peter ließ seinen Hut nach der neuesten Mode fassen und that was er immer konnte. Dabei aber aß der Hauptmann allezeit gute Pasteten, und die Frau Hauptmännin war ganz allerliebst gekleidet.

Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

„Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren und die Lügen unter Gottes Geleit, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?"

„Ja, Herr Kriegsrath; aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprichwort . . ."

„Kein aber, mein guter Kerl, das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprichwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten A=b=c=Buche sein sollten. Sie sind mir verhaßter als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammeretat nicht gut gethan werden."

„Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahrs hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut, so thun die Kaufleute den Beutel zu."

„Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wol, Johann, was Leben sei? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie — das ist die Sache. Der Fürst klagt daß er nicht leben kann, der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegsrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist: wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch, so würdest du ja auch nicht leben können."

„Freilich nicht, Herr Kriegsrath; aber ich hätte dann doch bessere Gelegenheit, als jetzt bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue, so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Nacht und Tag aufsperre."

„Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner; allein er konnte wieder nicht leben. Er kam als Secretär an die Gartenkanzlei; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde, er hatte Bediente, hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun

leben könnte, so gab er ihm zur Antwort: «Ach, gnädigster Herr, der Staat erfordert heutigestages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen; und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant des Jahrs mit zweitausend Thalern auszukommen...» Ich wette, Johann, du würdest auch Bob oder wol gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahre Thorschreiber gewesen wärest."

„Das käme auf die Probe an, Herr Kriegsrath. Indessen ist es doch so gut als eine gestempelte Wahrheit, daß, wenn die Frau Visitatorin eine schwarze Saloppe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von Grosse-Beauté haben müsse."

„Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wol, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? «Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen», sagte er, «daß ich mir gerade die größten Narren zu Mustern gewählt habe!» Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin kollerte, so müßte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wol am besten, daß du das Heirathen noch eine Zeit lang aufschiebst. Denn wirklich, die Weiber sind es jetzt, welche die Männer ins Zuchthaus bringen; und du könntest ohnedas leicht dahinkommen, wenn du die Augen so oft verschlössest."

„Ach, Herr Kriegsrath, das hat gute Wege. Wem der König ein Amt gibt, dem gibt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit und, was das Vornehmste ist, sein eigenes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient."

„Nun kein Wort mehr; ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster und zieht dreimal in der Woche an die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worein er sie setzt, zu leben gebe, so ist ihre Forderung gerecht. Allein daß der Mann, der ihm alle Monat ein Paar Schuhe macht, sogleich von diesen zwölf Paar Schuhen leben will, das ist unerträglich."

„Hören Sie, Herr Kriegsrath, mein voriger Herr, ein Bürgermeister, sprach ebenso. «Wovon», sagte er zu dem vorigen Präsidenten, «muß ich, müssen so viele Rathsherren leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in

die Futterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von jeher ganz andere Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu Bürgermeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr wie das andere, und die beste Besoldung von jedem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können, und nicht wissen, wie sie leben wollen. Eine Zeit lang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht; aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg, und der Herr hat nicht mehr übrig, als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts, indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen und dann ihre Diener über alle andere erheben, und diejenigen, welche keine andern Besoldungen als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andere als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihelasten betrachtet, die jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unserer Ehre haben. Und die Unterbediente, insbesondere aber den Untervogt und den Visitator, besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spintisiren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie alles aufs schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten, so würden sie müßige Spione abgeben und nicht fürs gemeine Beste, sondern blos für die Kasse sorgen.» So sprach mein voriger Herr, der Bürgermeister, zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein: das weiß der liebe Himmel."

„Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden entlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe . . ."

Wer war vergnügter als Johann? Er ward Thorschreiber, und konnte nicht leben. Er heirathete die Kammerjungfer der Frau Kriegsräthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu, und konnte doch alle die Saloppen von Grosse-Beauté, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie machte ihn zum Hahnrei, und dem allen ungeachtet konnte auch sie nicht leben. Sie kamen beide ins Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

Vorschlag zur Versorgung alter Bedienten.

Vom Handwerk sagt man, daß es einen güldenen Boden habe. Allein von dem Dienste kann man behaupten, daß er einen eisernen habe. Ein Mensch, der seine beste Lebenszeit mit Aufwarten zugebracht, ist am Ende seines Lebens insgemein sich und andern unnütz, und wenn er treu gedient, hat er von seinem Lohn kein Kapital gemacht. Er setzt daher oft einen gutherzigen Herrn in die Versuchung, ihn wider sein Gewissen mit einem Dienste zu versorgen, wozu er nicht geschickt ist. Wäre es also nicht billig, eine Invalidenkasse für bejahrte Bediente zu stiften?

Nach meiner Rechnung könnte es füglich angehen, daß ein Bedienter, der 30 Jahre im Lande wohl gedient und jährlich 1 Thaler zu dieser Invalidenkasse contribuirt hätte, die übrige Zeit seines Lebens monatlich 2 Thaler, und wenn er jährlich 2 Thaler contribuirt, monatlich 4 Thaler und so ferner erhielte. Eben dieses könnte in Ansehung der weiblichen Dienstboten statthaben. Und wie manche Herrschaft würde diesen Vorschuß nicht für ihre Dienstboten jährlich gern thun, wenn diese sich dagegen des Kaffees und Thees freiwillig enthalten wollten! Wie glücklich wäre dieses Geld nicht angewandt! Und was kann eine Obrigkeit abhalten, eine solche Anstalt zu treffen? Käme ein Schaden dabei heraus, so müßte ihn das Publikum, das dagegen mit guten und treuen Dienstboten versorgt würde, übernehmen.

Der alte Rath.

„Da liege, so lange bis ich dich wieder aufsetze!“ sagte Sidney zu seiner Brille und warf sie unmuthig vor sich auf den Tisch, da sie seinen verdunkelten Augen nicht mehr die Dienste leisten wollte, die er vielleicht mit Unrecht von ihr forderte. In dem Augenblick trat sein Bedienter herein und meldete ihm eine Dame, deren Name nicht viel zur Sache thut, wenn sie auch Gertrud geheißen hätte. „Ich wollte, daß das Ungewitter alle Quälerinnen zum Henker führte! Sagt ihr, ich sei nicht zu Hause“, war die Antwort, womit er den Bedienten fortschickte. Gelassen nahm er darauf seine Brille wieder auf und machte das Urtheil fertig, warum die Dame bitten wollte und woran er vorher gearbeitet hatte. Kaum hatte er sich in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, um eine Arbeit zu überdenken, die ihm sein Fürst aufgetragen hatte, so kam ein Hoflakai und for-

derte ihn nach Hofe. „Der Fürst denkt doch, ein ehrlicher Kerl habe nichts zu thun als hin und her zu laufen“, murmelte er vor sich, und eilte mit einem solchen Eifer, seinem Herrn aufzuwarten, daß er seine Brille darüber in Stücke warf. Der Fürst sprach ihn über die Sache, welche dieser bereits überdacht und wozu er den Plan schon völlig angelegt hatte; er konnte aber weiter nichts aus ihm bringen als: „Ihro Durchlaucht müssen Geduld haben.“ Bei seiner Zurückkunft begegnete ihm ein alter unglücklicher Mann, den er vorher in bessern Umständen gekannt hatte, und der sich ihm furchtsam näherte. Mit einem wohlthätigen Eifer gab er ihm in der Geschwindigkeit alles Geld, was er bei sich hatte und das nicht unbeträchtlich war, begleitete es aber mit dem rauhen Segen: „Nun geht in Gottes Namen!“ Zu Hause fand er jetzt seine Brille auf der Erde, schalt auf die ewigen Zeitverderber und vollendete die Arbeit seines Fürsten, obgleich die Brille vor dem einen Auge geborsten war. Es ward indessen Abend, und seine liebenswürdige Nichte glaubte den Augenblick zu finden, ihn wegen ihrer Heirath, worein er schon längst gewilligt hatte, zu sprechen. Wie sie in sein Zimmer trat, erzählte er ihr die Geschichte von seiner Brille, und das mit einem solchen Eifer, daß das arme Mädchen das Herz nicht hatte, ihres Anliegens zu gedenken. Als sie endlich traurig weggehen wollte, rief er ihr nach: „Apropos, Cousine, Eure Hochzeit wird bald sein; hier habt Ihr was ich Euch vorerst mitzugeben gedenke; aber nun laßt mich mit allen Anstalten ungeschoren. Macht alles so gut wie ihr könnt und wollt; ich will es bezahlen, aber nun nichts mehr davon hören. Versteht Ihr mich?“ Die arme Hexe ging furchtsam weg, sah, daß ihr der gute Onkel zehntausend Thaler zum Brautschatz geschenkt hatte, und durfte es doch nicht wagen, ihm dafür zu danken. Beim Abendessen faßte sie seine Hand und benetzte solche mit einer dankbaren Thräne. Zum Unglück für sie war er eben in einem wichtigen Project vertieft; er fuhr also auf, und wie er ihre Rührung sah, sagte er ihr weiter nichts als: „Mach' ich es denn immer unrecht?“ In der Eilfertigkeit, womit sie sich zurückzog, warf sie ein Glas Wein um, das vor ihr auf dem Tische stand. Hier forschte er mit der größten Sorgfalt nach, ob sie sich auch erschrocken oder Schaden gethan hätte, beruhigte sie mit den freundschaftlichsten Worten und erzählte ihr, um sie zu trösten, wie es ihm heute ebenso mit der Brille gegangen wäre . . . . . Der alte gute Rath!

Der junge Rath.

Die feine Welt hat eine gewisse allgemeine Sprache, worin sie sich bei jeder Gelegenheit etwas Angenehmes und Gefälliges sagt. Der Einfältige spricht sie so gut wie der Witzige, und man umarmt einen Feind wie einen Freund mit einer gewissen zärtlichen Manier, über deren Werth man sich völlig versteht. Es gibt aber in dieser feinen Welt noch Leute, welche diese Sprache und diese Manier besonders studirt haben, jeden Ausdruck ihrer Augen, jeden Ton ihrer Stimme, jeden Druck ihrer Hand und, was noch mehr ist, selbst einen guten Theil ihres Verstandes und ihrer Tugenden in dieses Geschäft übertragen und eine besondere Wissenschaft daraus machen. Man kann dergleichen Leute nicht hassen, solange ihr Betragen nicht aus Falschheit herrührt; man muß sie auch dulden, wenn es nicht ins Abgeschmackte fällt. Bei dem allen aber ist es doch das Zeichen eines kleinen Genies, so vieles auf den bloßen Ausdruck zu geben und, anstatt sich Wahrheiten und Tugenden zu erwerben, nur immer den Grazien der Figur nachzustreben.

Selimor gehörte völlig in diese Klasse. Außer jener allgemeinen Sprache und den geläufigen Freundschaftsbezeigungen gegen alle seine Mitbürger in der feinen Welt hatte er die Kunst gefällig zu sein aufs höchste gebracht. Dorinde mochte vorlegen oder reden, so bezeugte ihr sein aufmerksames Auge, daß er alle ihre Gedanken und Bewegungen dankbar fühlte. Aus allen seinen Wendungen lächelte ihr eine sanfte Schmeichelei entgegen; und wenn der Fürst in den Hofsaal trat, so sprach die feinste Ehrfurcht aus jedem sanften Tritte, womit er den Boden des Zimmers berührte. Seine Stellung war der schönste Ausdruck einer liebenswürdigen Bescheidenheit; und alle Tugenden dienten seiner Begierde, der angenehmste Mann zu sein. Ohne Liebe und Freundschaft zu fühlen, wußte er die Spröde zu gewinnen und der Zärtlichen einen Seufzer abzulocken. Die Flatterhafte sah sich flüchtig nach ihm um, und die Ernsthafte verweilte sich gern bei ihm. Kurz, in der ganzen feinen Welt war kein Auge, das ihn durchschaute; er herrschte durch die Größe seiner Kunst über alle verfeinerten Geschöpfe und entzog ihnen durch die Macht seiner Bescheidenheit den ganzen Umfang seiner Herrschaft. Wäre das menschliche Leben nur ein Rosenmonat gewesen, so würde Selimor als der vollkommenste Mann gestorben sein.

Aber nun stellten sich auch rauhe Winter ein. Der Fürst war in Schulden gerathen und überwarf sich mit seinem Kammerpräsidenten, einem würdigen und geschickten, aber trockenen Manne. Das Wohl des Herrn und des Staats erforderte durchaus, diesen

Mann beizubehalten, und Selimor wurde an ihn abgeschickt, eine Versöhnung zu stiften. Anstatt aber solche zu befördern, verdarb er die Sache, weil er die trockene Begegnung des Präsidenten für Grobheit aufnahm und das Herz des Fürsten immer tiefer verwundete. Selimor übernahm endlich auf Begehren des Fürsten die Kammersachen. Kaum hatte er solche ein halbes Jahr versehen, so war alles in Verwirrung, weil weder Arbeit noch Dauer in ihm war, und die bloße Manier außer der Sphäre der feinen Welt den Mangel wahrer Verdienste nicht ersetzte. Die redlichen und natürlichen Beamten verloren die Hochachtung wie den guten Willen für den Mann, der weder Erfahrung noch Wissenschaft hatte. Einer von den geringern Bedienten, dem der alte Präsident für seine zahlreiche Familie jährlich hundert Thaler aus seiner Tasche gegeben hatte, und den Selimor nur mit einem freundschaftlichen Lobe zu seinen betrübten Kindern schickte, hieß ihn einen Hofschranzen, weil dieser den Werth der Geschöpfe aus der feinen Welt nicht besser einsah. Der Militärstand, der in dreien Monaten keine Zahlung gesehen hatte und seine Ungeschicklichkeit in Geschäften bemerkte, schalt ihn einen süßen Herrn. Die Hofdamen, welche das ihrige auch nicht erhielten, fanden ihn nun sehr fade; und wie er einer von ihnen einen kleinen Dienst mit aller der feinen Anständigkeit leistete, die er in seiner Gewalt hatte, zog diese ihm den Mann vor, der ihr rundweg ohne viele Frisur diente, und fand es abgeschmackt, daß sie für jede Kleinigkeit ein zugeschnittenes Compliment machen sollte. Eine Witwe, welche die gerechteste Forderung an die Kammer hatte und sich bei ihm melden ließ, ward nicht vorgelassen, weil er hörte, daß sie keinen guten Ton im Vortrag hätte; und der Fürst, der zuletzt von allem was vorging auf das genaueste unterrichtet wurde, bezeigte ihm eine völlige Verachtung.

Selimor, der so vielen Unglücksfällen nicht widerstehen konnte, entzog sich endlich der feinen Welt, und starb, weil er niemand mehr gefallen konnte. Der einzige Hofbildhauer erbarmte sich seiner und setzte ihm ein Denkmal, woran jeder die Draperie bewunderte und die Figur, welche weder Größe noch Charakter und Erfindung zeigte, mit Gleichgültigkeit ansah.

II.

Dorf und Stadt.

Kurze Geschichte der Bauerhöfe.

Da unlängst die Frage aufgeworfen ist: ob es nicht gut sein würde, die ungewissen Eigenthumsgefälle auf ein gewisses Jahrgeld zu setzen, so wird es zu einiger Vorbereitung sowie zur bessern Bestimmung verschiedener Begriffe dienen, wenn wir die Natur der Bauerhöfe und ihrer Pflichten etwas genauer untersuchen und in ihr wahres Licht setzen. Es wird solches aber nicht besser als durch folgende kurze Geschichte geschehen können.

In Ostfriesland, nicht weit von der Jade, wo man die Thürme versunkener Städte noch in der Tiefe des Meeres erblickt, lagen vor undenklichen Jahren tausend Baue oder Höfe, welche, ehe und bevor die See einbrach und das Meer die Küsten bestürmte, tausend unabhängigen Eigenthümern zugehörten, die davon keinem sterblichen Menschen den geringsten Zins entrichteten. Wie aber die See einbrach und fast alle ihre Nachbarn in den Abgrund spülte, sahen sie sich gezwungen, einen Deich oder Damm gegen das Meer anzulegen und ein Gesetz zu machen:

daß ein jeder von ihnen täglich mit der Spade in der Hand auf dem Deiche erscheinen, oder aber, wenn er nicht mehr könnte, sein Eigenthum verlassen und seinen Hof einem andern übergeben sollte.

Dies war eine Pflicht, welche ihnen die Noth auflegte; und die sonderbare aber unvermeidliche Folge davon war, daß sofort das Meer Guts- oder Lehnsherr aller Höfe, und ein jeder Eigenthümer in einen bloßen Bauer (cultorem) verwandelt wurde. Denn von nun an durfte

1) keiner von ihnen sein Gut mit Schulden beschweren, versäumen oder versplittern, weil sonst die gemeine Nothdurft

nicht mehr davon erfolgen konnte. Man zwang sogar den gewesenen Eigenthümer, sein Spann- und Fuhrwerk in guter Ordnung zu erhalten, damit er jederzeit im Stande wäre Erde zum Deiche zu fahren. Ja, weil viele Eichenpfähle erfordert wurden, so wurde ihm vom Meere als Gutsherrn verboten, Eichenholz nach Belieben zu hauen;

2) zeigte ihnen die Erfahrung, daß wenn sie ihre Knechte an den Deich schickten, die Arbeit schlecht von statten ginge und nichts dauerhaft gemacht würde. Sie mußten also persönlich arbeiten und aus dem Spadendienst einen Ehrendienst machen, worauf niemand weiter einen Knecht zum gemeinen Werke schicken durfte;

3) sahen sie sich genöthigt, das Primogeniturrecht einzuführen, damit wenn einer von ihnen verstürbe, der Dienst am Deiche nicht auf die Großjährigkeit des jüngsten Sohnes ausgestellt bliebe;

4) fanden sie es unumgänglich nöthig, dem nächsten männlichen Agnaten die Vormundschaft und die ganze Nutzung des Hofes während der Minderjährigkeit oder auf Mahljahre zu überlassen, damit man gleich wisse, wer mit der Spade am Deiche erscheinen müsse, und dieser sich aus Mangel von Spaden, Spannung und Belohnung zu keiner Zeit entschuldigen könnte;

5) ward es einem jeden nothwendig untersagt, seinen Hof aus der gemeinen Reihe zu bringen, ihn an einen schlechten Menschen, der nicht zum Ehrendienste mit der Spade kommen konnte, oder an einen Knecht und Heuersmann, der bei einbrechender Gefahr weniger als andere zu wagen oder zu vertheidigen hatte, zu überlassen, oder durch ein Testament die gesetzmäßige Primogenitur und Vormundschaft zu verändern;

6) mußten sie unter sich einen Deichgrafen und zehn Deichvögte erwählen, welche die ihnen von dem Meere auferlegten Gesetze handhabten, die Bestellungen verrichteten, die Ausgebliebenen bestraften, die Unvermögenden oder Widerspenstigen vom Hofe setzten, und überhaupt die Stelle einer Obrigkeit vertraten.

7) Starb einer von ihnen ohne Erben, so fiel sein Hof dem Deichgrafen zur Wiederbesetzung anheim, damit sich kein ungeehrter und unsicherer Mann eindringen konnte. Und so oft ein neuer Besitzer kam, mußte derselbe sich bei diesem melden, sich von ihm beschauen lassen, ob er den Spaden führen könne, und bei dieser Gelegenheit, da er in die Deichrolle aufgenommen wurde, dem Deichgrafen eine Erkenntlichkeit entrichten;

8) kam derselbe auch, so oft einer verstarb, und besichtigte Spaden und Spannung oder was sonst zum Deichgeräthe gehörte, besorgte daß es dem künftigen Besitzer des Hofes richtig überliefert und der Hof bis zur Annahme des Vormundes oder des Erben wohl verwahrt wurde; wofür ihm denn das beste Stück aus der Erbschaft zur Belohnung gebührte. Den abgehenden Kindern durfte ohne seine Bewilligung nichts ausgelobt werden, damit die Höfe nicht durch gar zu große Versprechungen außer dienstfertigen Stand gerathen möchten.

9) Endlich durfte keiner abwesend sein oder sich in fremde Dienste begeben, weil er sonst nicht täglich mit der Spade am Deiche fertig werden konnte.

Unter dieser glücklichen und nothwendigen Einrichtung wurden endlich in hundert Jahren sämmtliche Deiche fertig. Indessen blieb die ganze Verfassung, weil man dem Meere nicht trauen konnte, bestehen. Man diente aber nicht täglich mit der Spade, sondern versammelte sich jährlich etlichemal, um sich in der Deicharbeit zu üben. Den Deichgrafen und Vögten war ein Gewisses von jedem Hofe an Korn und Hafer zugelegt. Dieses blieb ihnen; ingleichen die Gerichtsbarkeit und was ihnen von jedem neuen Besitzer oder aus dem Sterbehause zugebilligt war.

Das Meer war über hundert Jahre still. Dadurch wurden die Höfner sicher und verlernten die Deicharbeit. Plötzlich aber zeigte sich eine neue Gefahr, und der Deichgraf ward gezwungen, ausgelernte Deichgräber kommen zu lassen, solchen von jedem Hofe zur Belohnung gewisse Kornpächte anzuweisen und die Höfe denselben gleichsam zu Afterlehen zu übergeben, deren Besitzer nunmehr blos den Acker zu bestellen, die Fuhren zu verrichten und ihre Vorarbeiter, welche Dienstleute genannt wurden, zu ernähren hatten.

Es währte aber nicht lange, so riß das Meer von neuem ein; und weil inmittelst eine neue Art zu deichen aufgekommen war, welcher die vorigen Dienstleute nicht gewachsen waren, und zugleich das Geld, so bisher unbekannt gewesen, bis zu ihnen gedrungen war, so fand man mehrere Bequemlichkeit darin, zur beständigen Deicharbeit eigene Söldner anzunehmen und einen Geldbeitrag von den Höfen zu fordern, ohne jedoch im Stande zu sein, die vorhin angenommenen Lehnarbeiter, welche sich einige hundert Jahre wohl verhalten hatten und bereit waren so viel zu thun, als ihre Kräfte vermochten, abzuschaffen.

Nunmehr ging es mit den Höfen über und über. Einige rissen sich 1) aus der gemeinen Reihe los; andere wurden 2) von den Deichgrafen und Vögten mit allerhand Arten von Knechten und

unter allerhand beschwerlichen Bedingungen besetzt; die Amtsgefälle wurden 3) verkauft und zerstreut. Was den Dienstleuten an Kornpächten zugestanden war, hatte gleiches Schicksal; und der neue Oberdeichgraf, der das Geld für die besoldeten Deichgräber zu erheben hatte, bekümmerte sich gar nicht mehr um den Besitzer des Hofes, wenn ihm nur der darauf gelegte Sold zu rechter Zeit bezahlt wurde.

Wenn man für jene Anwohner des Meeres unsere schätzbaren Unterthanen, welche Voll- und halbe oder viertel Erbe besitzen, für das Meer den Krieg oder die gemeine Noth, für den Deichgrafen den Carolingischen Grafen, und für die Deichvögte die Reichsvögte setzt, so hat man die Geschichte unserer Bauerhöfe, und mit derselben zugleich die Art und Weise, wie freie Eigenthümer ganz natürlicherweise zu leibeigenen und hofhörigen Pächtern herunterſinken können.

Man kann diesem noch hinzuthun, daß unter dem Amtsschutz sich gar kein vollkommenes Eigenthum erhalten könne; indem das Amt oder diejenige Obrigkeit, welche die Direction der gemeinen Angelegenheit hat, eine gewisse Aufopferung des Eigenthums nothwendig machen und schlechterdings fordern kann, daß die unter ihm stehenden Erbe mit keinen Schulden und Pflichten beschwert, mit keinen Auslobungen erschöpft, nicht versplittert, nicht verhauen und nicht verwüstet, auch nicht unbesetzt gelassen werden sollen, weil das Unvermögen des einen zur Zeit der Noth den übrigen beschwerlich wird, und was der eine nicht leisten kann, den andern nothwendig zuwächst.

Ja man kann behaupten, daß unter dem Amte aller Unterschied zwischen Leibeigenen und Freien mit der Zeit verdunkelt werden müsse. Insgemein schließt man jetzt, daß alle und jede, welche ihre Kinder am Amte ausloben lassen, Bewilligungen über ihre Schulden nehmen, wenn sie einen Baum hauen wollen, die Erlaubniß dazu nachsuchen, und bei der Einfahrt und Ausfahrt gewisse Urkunden entrichten müssen, durchaus als Leibeigene anzusehen sind. Allein jene Anwohner des Meeres, welche nie einem sterblichen Menschen pflichtig gewesen waren, mußten sich ebendiesen Gesetzen unterwerfen, und wir denken es nur nicht so deutlich als wir es fühlen, daß das Eigenthum seinen Anfang mit Exemtion vom Amte nehme, und nur derjenige ein wahrer Eigenthümer sei, der ein exemtes oder adeliches Gut besitzt. Es ist auch ganz natürlich, daß, sobald ein Gut nicht zur Besserung des Deiches kommt, keinen Spaden schickt und keine Pfähle liefert, dessen Verwüstung, Versplitterung und Beschwerung zu einer für den Staat ganz gleichgültigen Sache werde, folglich auch dessen Besitzer von seinem ursprünglichen Eigenthum nichts aufgeopfert habe.

Noch mehr: die Anstalten, welche ein Edelmann zur Erhaltung seiner Güter und Familie trifft, beweisen jene Wahrheit, nämlich den nothwendigen Verlust des Eigenthums unter jeder Amtsverfassung. Um seinen Stamm und seine Güter zu erhalten, um ihre Verwüstung, Versplitterung und Beschwerung zu verhindern, hat er zuerst angefangen Testamente zu machen, deren diejenigen, wofür das Amt sorgte, gar nicht nöthig hatten. Er hat Stammgüter erfunden, Fideicommisse, Majorate oder Minorate verordnet, die Brautschätze seiner Töchter bestimmt, Vormünder angesetzt u. dgl. m., und solchergestalt seinen Nachkommen das Eigenthum und die Freiheit entzogen, welche das Amt seinen Untersassen entzogen hat. Der Unterschied zwischen beiden ist, daß dieses durch ein allgemeines, jenes durch ein besonderes Familiengesetz geschieht, daß dieses von den versammelten Eigenthümern auf ewig bewilligt, jenes von einem einzelnen Manne für seine Nachkommen am Gute gesetzt wurde, daß der Staat dieses nothwendig erfordert, jenes aber der freien Willkür des Stifters überläßt. Die aus beiden Anstalten fließende Wahrheit ist aber diese, daß der Mann, der durch ein öffentliches Gesetz das Recht verloren hat, sein Gut zu versplittern, zu verschulden, zu verhauen oder mit Auslobungen zu erschöpfen, der dieserhalb die Bewilligung vom Amte nachsuchen und für die Beschauung seines Deich- oder Heergeräthes das beste Pfand liefern und, wenn er sein Erbe beziehen will, sich als tüchtig darstellen und die Einweisung erwarten, auch eine billige Gebühr dafür entrichten muß, noch nicht sogleich für einen leibeigenen Knecht gehalten werden könne.

Aber hier im Stifte, wird man sagen, schadet das Amt dem Eigenthume nichts. Der Inhaber eines Erbes, Halberbes oder Kottens, der sich freigekauft hat, verschuldet sein Erbe nach Gefallen, verhaut und verwüstet es wie er will. — — Allein dies ist ein Fehler unserer Verfassung, der sich erst seit zweihundert Jahren eingeschlichen hat. Er findet sich in andern Ländern nicht, und in diesen Ländern sind die größten Rechtsgelehrten noch über die Kennzeichen uneinig, woran der amtsässige Freie von dem Leibeigenen zu unterscheiden sei, weil dem einen wie dem andern alle Auslobung, Beschwerung, Verhauung und Versplitterung verboten, beide die Einfahrt dingen, und beide den Sterbfall von der Landesobrigkeit lösen müssen; eben wie der Pastor bei seiner Einfahrt auf die Wehdum die jura investiturae bezahlen und seine Exuvien lösen muß. Dies hat das hiesige Amt ebenfalls von allen amtssässigen Unterthanen, welche keinen Gutsherrn haben, fordern können, ehe die Zeit es verdunkelt hat. Indessen sieht man noch an den sogenannten Freien eine Spur davon. Wer kann diese von den Leibeigenen unterscheiden? Wie viele Verordnungen, wie viele

Zeugnisse sind nicht vorhanden, welche allen Unterschied unter ihnen aufheben! Und wie viele Mühe hat man nicht oft, einen Nothfreien von einem Wahlfreien zu unterscheiden! Das einzige Kennzeichen der erstern ist der Gewinn (laudemium), wofür letztere nur Einschreibegebühren bezahlen. Wie aber, wenn eine Zeit gewesen wäre, worin man sowol den Gewinn als die Einschreibungsgebühren mit dem Namen von Ein- oder Auffahrtsgeldern belegt hätte? Würden sodann nicht schon beide verwechselt und der Unterschied gar nicht mehr anzugeben sein?

Jedoch es lassen sich diese Dinge nicht hinlänglich einsehen, ohne von der alten Hörigkeit der Personen zu handeln. Das Land, worauf wir wohnen, gehört dem Staate. Aber der Staat kann auch ein Recht auf die Personen haben. Auch diese können angehörig werden. Die Deichanwohner konnten durch die Größe der Noth und den Mangel der Hände gezwungen werden, ein Gesetz zu machen, daß alle ihre Kinder dem Meere eigen bleiben sollten. Sie konnten verordnen, daß keins davon seinen Abschied (Freibrief) haben sollte, ohne einen andern in seine Stelle zu verschaffen. Jedes Kind ist ein Schuldner des Staats, der zur Rettung seines väterlichen Erbes von der Ueberschwemmung den Vorschuß gemeinschaftlicher Kräfte gethan hat ..... Doch hiervon ein andermal.

Schreiben eines westfälischen Schulmeisters über die Bevölkerung seines Vaterlandes.

Eure Intelligenzien erlauben mir großgünstig, daß ich mir durch den Kanal Ihrer Blätter von Sr. Wohlweisheiten dem Herrn Publico etwas Erläuterung über einen Punkt ausbitte, den ich in meinem einfältigen Kopfe nicht recht begreifen kann. Ich höre und lese nämlich oft, daß unser dunkles Westfalen unter allen Ländern am schlechtesten bevölkert und angebaut sei; und man will daher schließen, daß wir faule, ungeschickte und ungezähmte Leute wären, die sich aller guten Polizei schlechterdings widersetzten und lieber auf Abenteuer in die weite Welt gingen, als zu Hause den ihnen von Gott verliehenen Acker bauten. Nun will ich nicht leugnen, daß unsere Kinder sehr häufig in die Fremde ziehen, und manches ehrlichen Mannes Sohn in den benachbarten Handelsorten hängen bleibe, auch wol auf der See sein junges Leben einbüße. Allein es kommt mir doch immer so vor, als wenn wir auch etwas meh-

reres verlieren könnten als andere Länder, und daß der undankbare Boden, worauf uns die Vorsehung so hingeworfen, wol so gut besetzt sei als die reichen und gesegneten Fluren, welche glücklichere Nationen zu ihrem Erbtheil erhalten haben. Ich kann solches Eurer Intelligenzien nicht besser bedeuten, als wenn ich Ihnen den Streit vorlege, welchen ich mit meinem Sohne, den ich, ohne Ruhm zu melden, selbst im Rechnen und Schreiben unterwiesen habe, bei Feierabend mehrmalen gehabt habe.

Gedachter mein Sohn, der mit einem Herrn aus unserm Lande nur als Bedienter gereist ist, aber doch auf alles gut Acht gegeben hat, erzählte mir, daß die Franzosen, diese volkreiche Nation, ihr Land auf 10000 geographische Quadratmeilen rechneten, und daß auf diesem großen Boden zur Zeit Ludwig's XIV. zwanzig, nachwärts unter der Minderjährigkeit Ludwig's XV. achtzehn, und im Jahre 1764 sechzehn Millionen gezählt und gerechnet worden. Gut, dachte ich, nun wollen wir bald sehen, wer der beste sei. Unser Stift hält nach der von dem Herrn Oberstlieutenant von dem Bussche verfertigten Karte 28 Quadratmeilen, und folglich beträgt unser Land den 350. Theil von Frankreich. Wie viel Einwohner müßten wir also haben, wenn unser Land ebenso volkreich als Frankreich sein sollte? Die Antwort war leicht: höchstens 50000. Wie viel haben wir aber wirklich? An gezählten Köpfen 116664.

Das ist nicht möglich, sagte mein Sohn; in Frankreich sind so viele Hauptstädte, so viele Seehäfen, und allein über achtmalhunderttausend Bediente; denkt nur einmal, an 12000 Equipagen in Paris! — Das kann alles wol sein, war meine Antwort, und ich freue mich, daß wir nicht den 350. Theil von Bedienten und Kutschen haben. Allein es ist klar, daß unser Land mehr als doppelt so stark bevölkert sei als Frankreich und, aller ihrer Hauptstädte und Seehäfen ungeachtet, den Vorzug behalte. Doch wir wollen der Sache näher treten. Wie viel Feuerstätten haben die Franzosen im Lande?

Man rechnete sie ehedem, sagte er, auf vier Millionen; andere sagen nur von 3½ Millionen oder 3,713563. Noch andere setzen sie auf 2½, und zu meiner Zeit (1764) nahm man sie zu zwei Millionen an. — Gut, erwiderte ich, wir wollen ihnen die 4 Millionen lassen, es kommt hier auf ein paar Millionen nichts an; und so müßten in unserm Stifte nur etwa 11000 Wohnungen sein. Es sind ihrer aber, wie du weißt, vom Herzog Ferdinand 18000 gezählt worden; und man kann wol annehmen, daß man diesem großen bösen General zweitausend weniger gesagt habe, als wirklich vorhanden sind. Du siehst also, daß nach dem angenommenen Verhältnisse in unserm Lande doppelt so viel Feuerstätten als in Frankreich sind.

Es sei darum wie es wolle, versetzte er, so hat Frankreich 38000 Kirchspiele, und hier im Stifte sind deren nicht viel über funfzig. In Frankreich wird das Säeland auf 150 Millionen, und das Wiesen-, Garten- und Weinbergsland auf 50 Millionen Arpens, den Arpent zu 150 Quadratruthen gerechnet, angeschlagen. So viel wird von unsern Heiden und Mooren doch jährlich nicht genutzt. Und wie schön ist dort nicht der Acker gebaut, seitdem man eigene Akademien dafür errichtet! Wie herrlich ist nicht ihre Viehzucht! Und wie fleißig sind nicht alle Menschen!

Höre einmal, sagte ich zu ihm, ein westfälisches Kirchspiel, worunter einige 1500 bis 2000 Feuerstätten haben, ist gewiß dreimal so stark als ein französisches. Ich habe in meiner Schule 373 Kirchspielskinder, diejenigen, so in die katholische Schule und in die vorhandene Nebenschule gehen, ungerechnet. So viel wirst du schwerlich in einer französischen Dorfschule gefunden haben. Und was den Acker betrifft, so besitzen wir an Heiden, Mooren und Gebirgen 948672 Morgen, jeden zu 120 calenberger Ruthen gerechnet; hierauf leben 116664 Menschen; und nach diesem Verhältniß müssen in Frankreich über 40 Millionen Menschen sein, ohne daß wir einmal untersuchen wollen, ob unter den 200 Millionen Arpens lauter urbares, oder auch Heide- und Moorland mit begriffen sei. Ueberdem glaube ich dir, lieber Fritz,

erstens dieses, daß so viel gebautes Land in Frankreich sei, auf dein Wort noch gerade nicht. Denn der Landschatz in Frankreich beträgt nur, wie du wol eher gesagt hast, 75 Millionen Livres; und wenn ich den vierten Theil deiner 200,000000 Arpens für die Geistlichkeit und den Adel abrechne, als welche zum Landschatze nichts beitragen, so müßte jeder Arpent nur zu $\frac{1}{2}$ Livre angeschlagen sein, folglich in Frankreich von jeden funfzig Quadratruthen nur 1 Gr. an Schatzung jährlich bezahlt werden. Das glaube ich nicht. Denn du hast mir von einem französischen Pachter gesagt, der von 550 Arpens oder von 1500 Scheffelsaat 1800 Livres im Landschatze bezahlt hätte.

Fürs andere machen sie in Frankreich ein Geschrei über die 400 Millionen Livres, die jährlich aufzubringen sind, als wenn Himmel und Erde vergehen sollte. Dies wäre nicht möglich, wenn die Bevölkerung und der Ackerbau mit den westfälischen Landen in Vergleichung stünde. Denn im Verhältniß mit ihnen müßten wir 800000 Livres, oder 200000 Thaler jährlich aufzubringen haben; und diese werden wir mehrentheils, mit Einschluß der Domänen, aufbringen, ohne daß wir alle die Auflagen kennen, die in Frankreich ein eigenes Wörterbuch erfordern, ohne einen Pfennig von allem, was wir essen, trinken, rauchen, schnupfen und am Leibe

tragen, zu bezahlen, ohne von Stempel-, Accise-, Licent- und Kopfgeld etwas zu wissen.

Fürs dritte hast du mir gesagt, daß dein Herr sich bei einem Edelmann zu Brie aufgehalten hätte, der von 550 Arpens, oder 1500 hiesigen Scheffelsaat, des besten Landes jährlich 4800 Livres oder 1200 Rthlr. an Pachtgeld erhalten hätte. Daneben hätte der Pachter 450 Thaler Landschatz und 150 Thaler Kopfschatz jährlich entrichten müssen. Die 1500 Scheffelsaat haben also überhaupt zur Heuer gethan 1800 Thaler. Hier im Stifte hätten solche über 3000 Thaler zur Heuer oder Pacht thun müssen, ohnerachtet zu Brie das Land weit besser ist als hier. Du siehst also, daß wir unsere Heiden und Moore eben wohl nutzen.

Fürs vierte mußt du wissen, daß man in Frankreich Brache, und in Westfalen keine habe, weil wir die Heideplaggen anstatt der Brache gebrauchen. Es baut also Frankreich jährlich ein Drittel Land weniger als du angegeben hast; wohingegen wir solches jährlich nutzen und im Ackerbau den Franzosen gleich sein würden, wenn wir von unsern 28 Quadratmeilen ein Drittel schlechterdings ungenutzt, und noch ein Drittel des genutzten anstatt der Brache in der Heide liegen hätten.

Fürs fünfte zähltest du zu Brie bei dem Pachter 40 Stück Hornvieh auf 1500 Scheffelsaat genutztes Land; wenn du aber die westfälische Wirthschaft ansiehst und aus diesen 1500 Scheffelsaat $12\frac{1}{2}$ Bauerhöfe, jeden von 10 Maltersaat, machst, so kommen auf jeden Hof etwa 3 Stück Hornvieh; und ich glaube doch, daß Höfe von 10 Maltersaat nicht unter 8, viele aber wol 16 haben werden, besonders wenn ich das Vieh der Heuerleute mit einrechne.

Fürs sechste hatte der Pachter zu Brie 48 Leute an Knechten und Mägden im Dienste; welches mit ihm, seiner Frau und 4 Kindern 56 Personen auf 1500 Scheffelsaat ausmachte. Wenn du aber hier dafür $12\frac{1}{2}$ Bauerhöfe nimmst, auf jeden Hof die Leibzucht und nur einen einzigen Kotten rechnest, deren doch jeder insgemein 2 oder 4 hat, so kommen $37\frac{1}{2}$ Häuser heraus, und diese enthalten, auf jedes Haus 5 Menschen gerechnet, 187 Menschen.

Du magst mir also sagen was du willst, mein Sohn, so sehe ich noch nicht, daß die Franzosen Ursache haben, unser Land la vide Westphalie zu nennen. Denn was von unserm Stifte gilt, das gilt, höchstens mit einem Fünftel Absatz, von ganz Westfalen. —

Eure Intelligenzien dürfen aber nicht denken, daß ich unsere Moore und Heiden allein mit dem galanten französischen Boden verglichen habe. Nein, ich habe auch meine beiden Augen, womit ich noch zurzeit ohne Brille sehe, auf andere Länder gewandt. So hält zum Exempel England 2916 geographische Quadratmeilen und 5,340000 Einwohner. Dies macht auf jede Quadratmeile

1831 Einwohner, wovon man noch ein Fünftel abrechnen sollte, weil London nicht mit zum Anschlag bei der gegenwärtigen Vergleichung kommen kann. Dagegen aber hält unser Stift 28 dergleichen Quadratmeilen und hat folglich, bei der sicher als richtig angenommenen Zahl von 116664 Einwohnern, über 4000 Köpfe auf jede Quadratmeile, und lauter Köpfe, die lesen und schreiben lernen.

Dies übertrifft auch noch die schlesischen Lande, als welche nach Herrn Büsching's Angabe (wenn der Multiplicator gehörig verbessert wird) 2552 Seelen auf jede Quadratmeile haben, und die königlich preußischen Lande überhaupt, worin im Jahre 1756 4,512528 auf 2940 Quadratmeilen, folglich auf jede derselben nur 1534 gerechnet wurden.

Nach gedachten Herrn Büsching's Rechnung hat auch Deutschland im Durchschnitt nur 2135 Menschen auf jeder Quadratmeile. Das Elsaß, das für ziemlich bevölkert gehalten wird und wo gewiß alle Lebensmittel im Ueberfluß und wohlfeil sind, ernährt nach Süßmilch nur 1835 auf einer dergleichen; und um wieder auf Frankreich zu kommen, so zählt solches nach Süßmilch 1900, nach Büsching 2000, und nach dem Schmeichler d'Expilly 2201 Menschen auf einer Quadratmeile. Aus welchem allen denn meiner unterdienstlichen Meinung nach zur Genüge erscheint, daß ich recht, die ganze übrige Welt aber unrecht habe.

Dieselben werden mir zwar vermuthlich erwidern, daß man in Westfalen an der Heerstraße kaum ein Haus, und noch seltener ein Dorf sehe; wohingegen man in den blühenden Gegenden Deutschlands oft 70 bis 80 Dörfer aus einem nur einigermaßen erhobenen Fenster erblicken kann. Allein ich kann Ihnen hierauf weiter nichts antworten, als daß eins von den obgedachten Dörfern insgemein 80 bis 100 Ziegeldächer halte, deren sich eine Menge in einem ebenen Feld leicht übersehen läßt; wohingegen sich schwerlich ein Standort finden lassen wird, woraus man die in einem westfälischen Kirchspiel auseinandergestreuten 1000 bis 2000 Wohnungen übersehen kann, weil das Land uneben und mehrentheils jedes Haus mit Bäumen umgeben ist. Daneben findet man, daß sich alles von der Heerstraße entfernt, in Winkel versteckt und die Aussicht, wo es die bloße Heide nicht verhindert, so viel immer möglich unterbrochen habe: eine Politik, die im Kriege nicht ohne Nutzen und vermuthlich eine Folge desselben ist. Soll ich Ihnen aber auch meine Meinung von der vorzüglichen Bevölkerung der westfälischen Länder sagen? Don Geronimo de Ustaritz — erschrecken Sie nicht, es ist ein Spanier — hat bemerkt, daß die spanischen Provinzen, welche die mehrsten Leute nach Indien schicken, die volkreichsten sind; und man kann — verzeihen Sie mir das Gleichniß — das menschliche

Geschlecht mit einer Waare vergleichen, die, wenn sie stark abgeht, auch stark verarbeitet wird.

Vollständige Berechnung der Menschen im Stifte Osnabrück, wie solche im Jahre 1771 gezählt wurden.

Hausväter	21308
Hausmütter	24481
Söhne über 14 Jahr	5197
„ unter 14 Jahr	19668
Töchter über 14 Jahr	5228
„ unter 14 Jahr	19647
Männliche Angehörige bei ihren Verwandten im Hause	1552
Weibliche	1949
Gesellen und Bursche	549
Knechte	5062
Mägde	5910
Ohne Unterschied der Jahre und des Geschlechts angegebene	6113
Summa	116664

Schreiben eines reisenden Gasconiers

an den Herrn Schulmeister.

Eure Wohlehrwürden mögen mir noch so viel zum Lobe Ihres Vaterlandes sagen, so kann ich es Ihnen doch nicht verhehlen, daß ich noch zur Zeit, ohnerachtet ich zu Lande und zur See gereist bin, kein Land angetroffen habe, worin es weniger Originalnarren gibt als in dem Ihrigen. Ich bin meines Handwerks ein Komödienschreiber und in der Absicht zu Ihnen gereist, um einige besondere lächerliche Charaktere für meine Bühne bei Ihnen aufzusuchen, so wie mancher in die Fremde reist, um Löwen und Meerkatzen oder andere seltene Thiere zu erhandeln. Allein es ist mir in Dero Heimat kein Narr vorgekommen, wovon ich es der Mühe werth geachtet hätte eine Schilderung mitzunehmen. Dies beweist denn doch wol unstreitig, daß Sie auch keine große Genies unter sich haben.

Ich will Ihnen den Ruhm von guten, ehrlichen und fleißigen Leuten nicht absprechen. Allein dergleichen findet man überall; und wenn man einen gesehen hat, so hat man sie alle gesehen. Es liegt mir auch nichts daran, wieviel Menschengesichter sich in Ihrem Lande befinden, wenn sie alle die Nasen auf einer Stelle haben. Die Hauptsache ist jetzt, Wunder der Natur zu sehen; und bei mir kommt hinzu, sie für Geld sehen zu lassen.

Anfangs glaubte ich, der Fehler dieser Einförmigkeit wäre blos den gemeinen Leuten in Ihrem Lande eigen, und ich hoffte noch immer unter den Vornehmen, oder doch wenigstens unter den Damen etwas zu finden, was sich in meine Sammlung von seltenen Thieren schicken würde. Allein auch hier schlug meine Vermuthung fehl. Ich traf einen vornehmen Edelmann an, der mit seinen Leibeigenen als mit vernünftigen Menschen umging, der ihre Bedürfnisse fühlte, ihnen mit Rath an die Hand ging, ihnen in der Noth Vorschuß that und sich um ihr ganzes Hauswesen mit einer väterlichen Sorgfalt bekümmerte. Die Frau vom Hause verließ mich mitten in einer interessanten Erzählung, um mit einer armen Frau zu sprechen. Und, was ich beinahe für etwas Originales gehalten hätte, so ging das gnädige Fräulein aus dem Zimmer in den Keller um den Wein auszulangen, ohnerachtet ich ihr eben eine neumodische Caricaturhaube vorzeichnete. In dem Zimmer fand sich nichts als Ordnung und Reinlichkeit; und wie wir nach Tische in den Garten gingen, fanden sich — erzittern Sie doch! — keine Orangeriebäume mehr. Der Herr vom Hause erzählte mir dabei, daß zu seines Großvaters Zeiten kein Edelmann ohne eine Orangerie gewesen wäre, und jeder sein bestes Gehölze dazu verbraucht hätte, um diese fremden Puppen zu unterhalten. Jetzt aber hielte man mehr auf eine Eiche als auf einen Lorberbaum. Der gute Mann, daß er seine Orangerie nicht behalten hat! Wer vordem zu ihm kam, erzählte ihm allemal, wo er dieselbe besser gesehen; und das mußte er für ein Compliment aufnehmen. Jetzt wird man ihn fragen müssen, ob es dieses Jahr auch Mast geben werde? Und dann wird die Rede wol gar auf die Schweine fallen. Was für eine Erniedrigung!

Ich dachte endlich: auf dem Lande ist es schlecht; aber in den Städten wird es doch Merkwürdigkeiten für mich geben. Aber nein, auch hier fand ich, einige verunglückte Copien, wovon ich die Originale unendlich schöner gesehen hatte, ausgenommen, nichts als gesunde Leute, die emsig und zufrieden vor sich hin arbeiteten und mir nichts zu malen gaben; nicht Eine menschliche Figur, welche werth gewesen wäre in einem Kunstsaale aufbehalten zu werden. Eine Dame, der ich meine Verwunderung hierüber bezeigte, versprach mir jedoch eine Seltenheit zu zeigen, welche ich in andern Ländern nicht gesehn haben würde; und hierauf führte sie mich in ihre Kinderstube, wo der Mann sich die Mühe gab, seinen Kindern die Gründe des Christenthums beizubringen, wo er dem Hofmeister Lehren gab und sich, nachdem die ersten Höflichkeiten vorüber waren, in meiner Gegenwart nicht scheute in seiner Arbeit fortzufahren. Die Dame setzte sich, wie ich glaube mir zum Possen, bei ihrer Tochter nieder und drückte ihr die Hand, wenn sie dem Vater

wohl antwortete; und das Mädchen war entzückter über diesen Beifall als über mich, ohnerachtet ich doch glaube kein alltäglicher Kerl zu sein.

Himmel, dachte ich bei mir, wie willst du aus dieser verwünschten Kinderstube kommen! Ich sah es dem Herrn an, daß er es nach Dero Landesart für eine Grobheit aufgenommen haben würde, wenn ich ihm nicht mit Aufmerksamkeit zugehört hätte; und die Frau vom Hause, ohnerachtet sie mich anfangs auf eine lose Art dahin geführt hatte, schien nunmehr ebenfalls bei dem Vergnügen ihre Kinder zu sehen auf meine Ungeduld keine Acht zu haben. Zum Glück für mich nahm die zu dieser Arbeit bestimmte Zeit von selbst ein Ende; und ich hatte wahrlich kein Verlangen, mehrere Originalien in einem Hause aufzusuchen, wo man nichts als die Erfüllung solcher Pflichten sah, die jeder Pfarrer seiner Gemeinde alle Sonntage ohne Unterlaß vorpredigt. Ich glaube gar, daß die Leute mit dem gemeinsten Mann zur Kirche gehen und sich nicht einmal davon träumen lassen, daß die Zehn Gebote mehr als hundert Jahr aus der Mode sind.

Bei einer solchen Lebensart, und in einem Lande, worin, wie ich vermuthe, Mann und Frau noch in Einem Bette schlafen, ist es wol kein Wunder, daß aus Langerweile des Jahres viele Kinder erzeugt werden. Mich wundert nur, daß Eure Wohlehrwürden nicht auf jeder Quadratmeile eine ganze Million gefunden haben. Allein Ihre Kirchspielsschule mag sich so gut dabei stehen als sie immer will, so danke ich für ein Land, worin man nichts als Gesundheit und Arbeit kennt, und ohne Cedrat verdauen muß. Ich nehme aus demselben nichts als einen rohen Schinken und ein Stück Pumpernickel mit, um es die Pariser für Geld sehen zu lassen.

Ich will Ihnen nächstens eine Rechnung schicken, wieviel Thoren sich in andern Ländern auf jeder Quadratmeile finden; und da sollen Sie sehen, wie sehr Sie die Bilanz gegen sich haben. Bis dahin begnügen Sie sich, der einzige in Ihrem Kirchspiel zu sein, den ich auf meiner Wunderreise einiger Aufmerksamkeit gewürdigt habe.

Geschrieben auf der Reise.

N. S.

Apropos, noch eins! In ganz Westfalen habe ich keine Obstbäume an der Heerstraße gefunden; und ich habe mich wirklich oft danach umgesehen, weil ich hungrig war. Wie ist es aber möglich, in einem so wesentlichen Stücke zu fehlen? Sollten Sie nicht überall Datteln-, Pignolen-, Kapern-, Oliven- und Feigenbäume stehen haben? Sollte jedes Dorf nicht angewiesen sein, einen Zuschlag für Melonen zu machen? Wahr ist es zwar, in manchen niedersächsischen Gegenden sehen die Obstbäume an der Heerstraße

ziemlich verfroren, krüpplicht und bemoost aus, und es hat das Ansehen als wenn der erste Nordwestwind dieser herrlichen Polizeianstalt bald ein Ende machen und den Cameralisten sagen werde, daß die Natur das für zweiunddreißig Winde offene Feld nicht eigentlich zum Obstbau bestimmt habe. Indessen ist es doch ein Beweis von dem Genie einer Nation, wenn sie den Kirchthurm mit zur Windmühle gebraucht. Sie kann sodann allemal deren Flügel nach dem Hahne stellen.

Das Glück der Bettler.

Neulich sah ich einen Handwerksmann mit seiner Frau bereits um vier Uhr des Morgens in seiner Werkstätte an der Arbeit. Der Mann schien mir munter und zufrieden zu sein, die Frau aber mit einer gewissen ängstlichen Eilfertigkeit zu spinnen. Auf eine kleine Warnung, sie würde sich auf diese Weise überarbeiten, antwortete sie mit Seufzen: „Ach, ich habe acht lebendige Kinder!" Und in dem Augenblick traten die vier ältesten schon munter herein, um zu beten und zu arbeiten. Der Anblick war überaus rührend, und der Mann erzählte mir mit einem anständigen Stolze, wie sauer er es sich werden ließe, als ein ehrlicher Mann mit den Seinigen durch die Welt zu kommen, und wie sichtbar Gott seinen Fleiß und Ordnung segnete. „Wir haben", setzte er hinzu, „im Anfang oft Wasser und Brot genossen, waren aber gesund und freudig dabei, bis uns endlich Gott mit Kindern segnete und mein täglicher Verdienst mit ihnen zunahm. Sauer ist es mir geworden", schloß er, „blutsauer! aber ich habe Brot und bin vergnügt . . ."

Ich verglich hiermit eine Scene, die mir einmal zu London in einem Speisekeller im Kirchspiel St. Giles aufgestoßen ist. Herr Schuter, ein berühmter Acteur auf dem Schauplatze im Conventgarten, welcher damals eben die niedrigen Klassen der Menschen studirte, um sich in der komischen Malerei festzusetzen und eine völlige Kenntniß vom high life below stairs zu erhalten, führte mich dahin. Die Magd, welche uns empfing, setzte geschwind die Leiter an, worauf wir herunterstiegen, und zog solche sogleich wieder herauf, damit wir ihr ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabeln in langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe, etwa vier Loth Rindfleisch mit Senf, einen Erbsenpudding mit etwa sechs Loth Speck, zwei Stück gutes Brot und zwei Gläser Bier vor; und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin

unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen, alles für $2^1/_2$ Pence, oder 16 Pfennig unserer Münze, mit Einschluß der Wäsche. Doch diese Beschreibung im Vorübergehen. Am Sonntag wird kein Hemd gewaschen und dafür $^1/_2$ Pfund gebratenes Rindfleisch mit Kartoffeln zur Mahlzeit vorgesetzt.

In diesem Keller fanden wir uns in Gesellschaft der Gassenbettler. Da wir uns vorher eine dazu schickliche Kleidung vom Trödelmarkt gemiethet hatten, so wurden wir bald mit ihnen vertraut, und man that uns leicht die Ehre an, zu glauben daß wir Diebe oder Bettler aus einem andern Kirchspiel wären. Allein wie sehr erstaunten wir nicht, als wir die angenehme und unbekümmerte Lebensart dieser Bettler erblickten!

Erstlich zählte ein jeder seinen Gewinst vom Tage; und besonders ließen sich die Blinden von zwei andern ihre Einnahme öffentlich und auf ihre Ehre zählen, damit sie von ihren Führerinnen nicht betrogen werden möchten. Es war keiner unter ihnen, der nicht doppelt und dreimal so viel erbettelt hatte, als der fleißigste Handwerksmann in einem Tage verdienen kann. Nachdem das Finanzwesen in Ordnung gebracht und die Mahlzeit vorüber war, ließ sich ein jeder nach Gewohnheit einen Humpen mit starkem Porterbier geben, welcher auf die Gesundheit aller wohlthätigen Seelen ausgeleert wurde. Hierauf spielten die Blinden zum Tanz; und es war ein Vergnügen, zu sehen wie geschickt Bettler und Bettlerinnen, auch sogar einige die des Tages über lahm gewesen waren, miteinander tanzten. Die kräftigsten Gassenlieder folgten auf diese Bewegung, bis endlich der erwartete Durst erfolgte. Dann ward von gewärmtem Porter und Rum ein starker Punsch gemacht, die Zeitung dabei gelesen, und der Abend bis drei Uhr des Morgens mit Trinken und politischen Urtheilen über das Ministerium auf das vergnügteste zugebracht.

Ueberhaupt aber hat der Bettelstand sehr viel Reizendes. Unser Vergnügen wird durch nichts besser befördert als durch die Menge von Bedürfnissen. Wer viel durstet, hungert und friert, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme als einer, der alles im Ueberfluß hat. Was ist ein König, der nie zum Hungern und Dursten kommt und oft zwanzig große und kleine Minister braucht, um eine einzige neue Kitzelung für ihn auszufinden, gegen einen solchen Bettler, der sechs Stunden des Tages Frost, Regen, Durst und Hunger ausgehalten und damit alle seine Bedürfnisse zum höchsten gereizt hat, jetzt aber sich bei einem guten Feuer niedersetzt, sein erbetteltes Geld überzählt, vom Stärksten und Besten genießt und das Vergnügen hat, seine Wollust verstohlenerweise zu sättigen! Er schläft ruhig und unbesorgt, bezahlt keine Auflagen, thut keine Dienste, lebt ungesucht, ungefragt, un-

beneidet und unverfolgt, erhält und beantwortet keine Complimente, braucht täglich nur eine einzige Lüge, erröthet bei keinem Loch im Strumpfe, kratzt sich ungescheut wo es ihn juckt, nimmt sich ein Weib und scheidet sich davon unentgeldlich und ohne Prozeß, zeugt Kinder ohne ängstliche Rechnung wie er sie versorgen will, wohnt und reist sicher vor Dieben, findet jede Herberge bequem und überall Brot, leidet nichts im Kriege oder von betrügerischen Freunden, trotzt dem größten Herrn und ist der ganzen Welt Bürger. Alles was ihm dem Anschein nach fehlt, ist die Delicatesse, oder derjenige zärtliche Ekel, womit wir alles, was nicht gut aussieht, verschmähen. Allein wer ist im Grunde der Glücklichste, der Mann, der ein Stück Brot, wenn es gleich sandig ist, vergnügt hinunterschlucken kann, oder der Zärtling, der in allen Herbergen hungern muß, weil er seinen Mundkoch nicht bei sich hat? Und wie sehr erweitert derjenige nicht die Sphäre seines Vergnügens, der sich jenes Brot wohl schmecken läßt.

Wie beschwerlich ist dagegen der Zustand des fleißigen Arbeiters, der sich von dem Morgen bis zum Abend quält, sich und seine Familie von eigenem Schweiße zu ernähren! Alle öffentliche Lasten fallen auf ihn; bei jedem Ueberfall feindlicher Parteien muß er zittern; um sich in dem nöthigen Ansehen und Credit zu erhalten, muß er oft Wasser und Brot genießen, seine Nächte mit ängstlicher Sorge zubringen und eine heimliche Thräne nach der andern vergießen . . . . Wenn ich solchergestalt den ehrlichen fleißigen Arbeiter mit dem Bettler vergleiche, so muß ich gestehen, daß es eine überaus starke Versuchung sei, lieber zu betteln als zu arbeiten. Das einzige, was den Bettlern bisher gefehlt, ist dieses, daß ihre Nahrung unrühmlich gewesen; und diesem Fehler will ich nächstens abhelfen.

Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten.

Wie, Sie wollen das Betteln rühmlich machen? In der That, das fehlt den faulen Müßiggängern noch! Allein herunter mit dem Schleier, herunter mit dem Regentuche, worin sich viele unserer Bettlerinnen verstecken, um ihre Ehre nicht zu verlieren. Verdient eine arme unglückliche Person so viel Schonung, so sorge man für sie daheim und setze dieselbe nicht der traurigen Nothwendigkeit aus, ihr Brot vor den Thüren zu suchen. Verdient sie es aber nicht, so verfolge Schimpf und Verachtung den verschuldeten Bettler. Er gehe, wenn er ja gehen soll, als ein Scheusal durch die Gassen

und sei allen jetzt wankenden, jetzt auf die faule Seite nach und nach sinkenden, jetzt sorglos darauf los zehrenden Einwohnern ein so schreckliches Exempel, daß sie sich lieber das Blut aus den Fingern arbeiten und Wasser und Brot genießen, als auf künftige Almosen ihre Zeit und ihren Fleiß ungenutzt verschlafen oder verprassen. Eine Bettlerin im Regentuche ist eine Satire wider die Obrigkeit, die entweder die Unglückliche nicht versorgt, oder die Schuldige nicht straft. Nirgends gibt es mehr Bettler als wo eine unüberlegte Gütigkeit sich als christliches Mitleid zeigt und jeden Armen ernährt; nirgends gibt es weniger als bei den Fabriken wo man den Bettler, der noch arbeiten kann, auf dem Misthaufen sterben läßt, um andere zum Fleiße zu zwingen.

Doch ich will die Sache gelassen betrachten. Von dem großen Gesetze, daß niemand im Staat sein Brot umsonst haben müsse, weil die Versuchung zur Faulheit sonst zu stark werden würde, und daß es besser sei, denjenigen, der nur noch einzig und allein ein gesundes Auge übrig hat, sein Brot durch eine ihm anvertraute Aufsicht verdienen zu lassen, als ihn auf dem Faulbette zu ernähren, will ich jetzt nichts erwähnen. Es ist bekannt genug. Der Satz, worauf ich bauen will, soll sein: Armuth muß verächtlich bleiben.

Nur muß man mich wohl verstehen. Ein gesunder fleißiger Mensch ist nie arm. Der Reichthum besteht nicht im Gelde, sondern in Stärke, Geschicklichkeit und Fleiß. Diese haben einen güldenen Boden und verlassen einen nie, das Geld aber sehr oft. In der letzten Ernte sah ich die Frau eines Heuermanns, deren Mann ein Hollandsgänger ist, welche selbst mähte und band und ihr vierteljähriges Kind neben sich in der Furche liegen hatte, wo es so geruhig als in der besten Wiege schlief. Nach einer Weile warf sie muthig ihre Sense nieder, setzte sich auf eine Garbe, legte das Kind an die gesunde Brust und hing mit einem zufriedenen und mütterlichen Blicke über dem saugenden Knaben. Wie groß, wie reich, dachte ich, ist nicht diese Frau! Zu mähen, binden, säugen und Frau zu sein gehören sonst vier Personen. Aber dieser ihre Gesundheit und Geschicklichkeit dient für viere. Die Natur zeigt hier eine homerische Allegorie für die Arbeitsamkeit, ohne Caylus und Winckelmann.

Wenn ich es also als ein Gesetz annehme, daß Armuth schimpfen müsse, sobald sie nicht durch ein besonderes Unglück ehrlich gemacht wird, so verstehe ich darunter den Mangel, der aus Ungeschicklichkeit und Faulheit entspringt, und mache mit Fleiß dieses große Gesetz hart, weil wir von Natur ohnehin weichherzig genug sind, mit jedem Armen ohne Untersuchung Mitleid zu haben, und unser Herz insgemein den Verstand betrügt, wenn es aufs Wohl-

thun ankommt. Das Sprichwort: Armuth schimpft niemand, dient insgemein nur dem stolzen Armen, dessen Eitelkeit sich beleidigt fühlt Und wenn wir mit dem Armen ins Verhör gehen, so finden sich immer viele zweideutige Umstände zu seiner Entschuldigung. Daher mag die Armuth überhaupt immer etwas Verächtliches behalten, wenn wir nur dabei unsere Hochachtung gegen die Frau, die zugleich mäht, bindet und säugt, verdoppeln. Jene Verachtung und diese Hochachtung müssen zusammen bleiben und die Bewegungsgründe zum Fleiß verstärken.

Dieses Gesetz muß aber nicht in Uebung kommen, bevor wir nicht einige Veranstaltungen gemacht haben, wozu folgende, meines Ermessens, hinreichen werden.

Man theile alle Arme in drei Klassen.

In die erste Klasse sollen diejenigen kommen, welche durch Unglücksfälle oder Gebrechlichkeit arm sind und einige Schonung verdienen.

In die andere: alle, welche eben keine Schonung verdienen und sich nur damit entschuldigen, daß sie keine Gelegenheit zu arbeiten haben um ihr Brot zu gewinnen.

In die dritte: alle muthwillige Bettler, die durch ihr eigen Verschulden arm sind und gar nicht arbeiten wollen, ohnerachtet sie Gelegenheit, Geschicklichkeit und Kräfte dazu haben.

Die Einrichtung dieser Klassen werde mit Zuziehung der Pfarrer und mit der genauesten Untersuchung gemacht; sodann aber die erste Klasse durch öffentliche Vorsorge zu Hause versorgt, die andere mit Arbeit versehen, und die dritte in dem angelegten Werkhause dazu gezwungen.

Man sieht leicht ein, daß bei diesem Plan alles auf die Vorkehrungen für die zweite Klasse ankomme. Und wenn ich zeige, daß mit den Armengeldern, welche jetzt vertheilt werden, noch halb so viel mehr als sonst ausgerichtet werden könnte, so glaube ich wenigstens einen guten Rath dazu mitgetheilt zu haben. Ich will solchen auf einen ganz leichten Satz bauen:

Man nehme z. E. in seine Hand 2 Thaler und gebe einigen Armen davon 6 Mgr., so sind 12 Personen versorgt. Man lasse aber diese 12 Personen jede 2 Stücke Garn, welche zusammen 4 Mgr. werth sind, spinnen, und bezahle ihnen solche mit 8 Mgr., so ernährt man

a) mit eben diesen 2 Thalern 18 Personen; jede davon bekommt
b) 2 Mgr. mehr; es bleiben
c) die Armen durch die Arbeit gesund, sie genießen
d) ihr Brot nicht umsonst, locken also
e) andere nicht zum Unfleiße, und laufen
f) nicht herum.

Diese Sätze sind klar; nur wird man sagen: Die Armen werden entweder das Garn von andern aufkaufen; oder es werden auch selbst fleißige Leute sich zu den Armen gesellen, um ihr Garn zum doppelten Preise zu verkaufen.

Der Einwurf ist richtig. Allein hier muß man durch einigen Schimpf vorbauen.

Man wähle folglich ein öffentliches Zimmer auf einem Armenhofe; dort seien Räder und Flachs; dieses sei des Winters gewärmt und erleuchtet und von dem frühesten Morgen bis zum spätesten Abend keinem Armen verschlossen. Und was in diesem Zimmer gesponnen wird, das werde doppelt bezahlt. Der Schimpf, in einem öffentlichen Zimmer zu spinnen und in der Zahl der Armen bekannt zu sein, wird den fleißigen und empfindlichen Mann hinlänglich abhalten, seine Hand sinken zu lassen. Hingegen ist eben dieser Schimpf nicht unschwer für diejenigen zu tragen, die sonst auf den Gassen betteln und von Obrigkeits wegen in die zweite Klasse gesetzt sind. Die Anstalt wird den Betrug verhüten; und bei Einem Lichte und einer Wärme können mehrere Personen zusammensitzen, mithin vieles ersparen. Dabei hat jeder Arme seine Freiheit zu gehen und zu kommen und, wenn er des Tages eine bessere Arbeit findet, solcher nachzugehen.

Sobald ist aber nicht die öffentliche Anstalt gemacht, so muß keiner sich unterstehen zu betteln, oder er muß sich gefallen lassen, in die dritte Klasse gesetzt, ins Werkhaus eingesperrt und zur Arbeit gezwungen zu werden. Denn nun ist die Entschuldigung, daß er keine Gelegenheit habe sein Brot zu verdienen, gehoben, und folglich die Obrigkeit berechtigt, das letzte Mittel zu gebrauchen.

Die Armengelder in hiesiger Stadt, welche von Obrigkeits wegen gesammelt und vor den Thüren gegeben werden, belaufen sich des Jahres zum allerwenigsten auf 12000 Thaler. Davon sollen 40 Hausarme einen jährlichen Zuschuß von 50 Thaler empfangen, so bleiben noch 10000 Thaler übrig. Wenn diese auf obige Art verwendet werden, so können 150 Arme der zweiten Klasse jeder das Jahr 100 Thaler verdienen; und so viel Arme finden sich hoffentlich nicht.

Man wird einwenden: die Anstalt sei ganz gut, wenn man jährlich mit Gewißheit auf eine sichere Summe rechnen könnte. Allein warum kann man das nicht? In der Stadt London sind die Almosen von jedem Hause fixirt und zum Etat gebracht. In Deutschland, oder doch wenigstens in einem großen Theil desselben, hat man die unbeständigsten Gefälle zu fixiren gewußt. Warum sollte dieses nicht auch mit den Almosen geschehen können? Wir legen Schatzungen an, um Pulver zu kaufen und die besten Städte damit in den Grund zu schießen. Sollte man denn nicht auch so

etwas thun können, um andere wiederum glücklich zu machen? Sind die Armen nicht ein ebenso wichtiger Gegenstand der öffentlichen Vorsorge als andere Dinge? Und würde sich nicht jeder Hauswirth jährlich gern zu einem gewissen Almosenbetrag selbst subscribiren, wenn er dagegen von allem andern Ueberlauf enthoben sein könnte? Würden diese Gelder nicht besser angewandt werden als diejenigen, die wir ohne genugsame Prüfung vor den Thüren oft an Unwürdige verschwenden? Und werden wir von unserm neuangelegten Werkhause, welches wir mit so großen Kosten aufgeführt haben, den wahren Vortheil haben, wofern wir nicht durch jene Klassifikation zuvor alle mögliche Ungerechtigkeit entfernen? Wie viele Vermächtnisse, Hospitäler und Stiftungen ließen sich nicht ohnehin mit jener Anstalt für die Armen vereinigen, so daß eins dem andern die Hand böte und den Fleiß gemeinschaftlich beförderte!

Die Frage: Ist es gut, daß die Unterthanen jährlich nach Holland gehen? wird bejaht.

Es liegt alles an dem Gesichtspunkte, woraus man eine Sache betrachtet; und Phidias lief Gefahr, von den Atheniensern gesteinigt zu werden, wie sie die von ihm mit aller Kunst verfertigte Statue der Minerva, welche für einen hohen Altar bestimmt war, in der Nähe und nicht in gehöriger ehrfurchtsvoller Entfernung knieend betrachteten.

Ebenso wahr ist es, daß große Rechnungen die Probe nicht leicht im kleinen halten. In einer großen Menge von Fällen kann jeder einzelne Fall für sich unrichtig, und doch der daraus gezogene Schluß auf das genaueste wahr sein. Man weiß z. E., wieviel Menschen von einer gewissen gegebenen Anzahl jährlich sterben; man weiß zu seiner großen Beruhigung, daß ungefähr Knaben und Mädchen in gleichem Verhältniß gegeneinander geboren werden. Nun mögen alle Hausmütter auftreten und auf ihr Gewissen bezeugen, Gott habe ihnen Töchter und Knaben in ungleicher Anzahl beschert; es mögen alle Todtengräber bezeugen, sie hätten mehr oder weniger Leute von der in ihren Dorfgemeinden befindlichen Anzahl begraben, als nach jener Regel hätten sterben sollen: so schadet dieses der Rechnung im großen nichts. Die große Regel bleibt wahr, wenn sie gleich in der Anwendung auf jeden einzelnen Fall nicht zutrifft.

Nach dieser kurzen Vorerinnerung will ich alles, was wider die Hollandsgänger aus diesem Stifte angeführt worden, zugestehen. Ich will aber zeigen, daß der Gesichtspunkt, woraus man die Sache betrachtet, zu nahe an der Statue genommen, und ein einzelner Fall von diesen oder jenen Kirchspielen nicht hinlänglich sei, um danach die Rechnung im großen zu machen. Jedoch noch eins zum voraus.

Es gehen jährlich über zwanzigtausend Franzosen nach Spanien, um den Spaniern in der Ernte zu helfen. Ebenso viel Brabänder gehen in gleicher Absicht nach Frankreich. Eine nicht geringere Menge Westfälinger geht den Holländern und Brabändern zu Hülfe; und mittlerweile kommen die Schwaben, Thüringer und Baiern nach Westfalen, um unsere Mauern zu verfertigen; die Italiener weißen unsere Kirchen und versorgen uns mit Mausefallen; die Tiroler reinigen unsere Teiche; die Schweizer gehen nach Paris, um den Franzosen die Thür zu hüten oder die Schuh zu putzen: und so wandert eine Nation zur andern, um bei ihr des Sommers ein Stück Brot zu verdienen, was sie des Winters zu Hause verzehrt. Nichts ist hier leichter als zu fragen, warum jede Nation nicht zu Hause bleibe, solange sie noch Bedürfnisse hat, welche sie durch fremde Hände bestellen lassen muß? warum nicht der Westfälinger seine Teiche selbst rein mache? warum er seine Kirchen nicht weiße und seine Häuser nicht selbst maure? und ob es nicht leichter und vortheilhafter sei, Wettergläser zu machen, als in Holland Torf zu stechen, oder in England Thran zu sieden? Allein nichts ist auch offenbarer, als daß Landeseinwohner, welche sich auf gewisse Dinge allein legen und ihre Kinder von Jugend auf dazu erziehen, es darin zu einer so vorzüglichen Fertigkeit und Geschicklichkeit bringen können, daß sie für halbes Geld mehr thun als andere für doppeltes. Nichts ist sichtbarer, als daß auch in groben Arbeiten ebendie Vortheile aus der Simplification entstehen, welche den feinern Künsten daraus zugewachsen sind, wenn nämlich ein anderer die Federn, ein anderer die Räder, und ein dritter die Zifferblätter verfertigt, sodann der Uhrmacher nur blos zusammensetzt. Nichts ist endlich gewisser, als daß sich oft in ganzen Gegenden eine Handarbeit von Vater auf Sohn und von Nachbar zu Nachbar auf das glücklichste ausbreite und sich gleichsam mit dem Nationalcharakter vermische.

Gesetzt nun, die Einwohner eines Landes bringen es durch das Exempel ihrer Vorfahren, durch die tägliche Uebung und andere Vortheile zu einer vorzüglichen Geschicklichkeit in einer groben Arbeit, so können sie nicht wie die feinern Handarbeiter an Einem Orte wohnen, sondern müssen herumziehen, weil eine Nation, die aus lauter Maurern besteht, keine Brücken zu Hause machen und

solche auf der Post verschicken kann. Sie müssen weiter doppelt gewinnen und ihre Art zu arbeiten lieben, weil sie durch ihre Fertigkeit und Geschicklichkeit gar zu viel vor allen andern voraushaben. Und man könnte sich wirklich den Fall vorstellen, daß die Tiroler in Westfalen Gräben ausbrächten, die Westfälinger hingegen in Tirol Torf grüben, und beide mehrern Vortheil von ihren weiten Reisen hätten, als wenn sie jedes Orts ihre Sachen zu Hause verrichteten. Denn die Nerven, der Rückgrat und alle Gliedmaßen biegen sich zu einer von Jugend auf gelernten, täglich gesehenen und geübten Arbeit auf das vollkommenste, und auch der kleinste Vortheil wird zuletzt entdeckt und genutzt. Wer würde es nun aber wagen, jede Nation hierin auf andere Gedanken zu bringen? Die Alten von dreißig, vierzig und funfzig Jahren zu bekehren, ist fast unmöglich und allezeit gefährlich. Um die Kinder aber in ihrer Aeltern Hause, unter ihrer Aufsicht und Lehre völlig umzubilden, dazu gehören solche Anstalten, welche nicht so leicht auszuführen sein möchten. Und so ist es eine sehr bedenkliche Sache, einem Volke seinen gewohnten Weg zu versperren, um ihn mit Unsicherheit auf einen ungewohnten zu führen.

Wahr ist es, daß die Leute, welche nach Holland und England zur Arbeit gehen, früher alt und unvermögend werden als andere, die bei ordentlicher Land- und Hausarbeit ihre Kräfte nicht übernehmen; denn wenn sie etwas verdienen wollen, müssen sie alle Augenblicke nutzen und keinen Odemzug ohne Arbeit thun. Der Gewinst stärkt ihre Begierde, und die Begierde gibt eine größere aber kurze Stärke. Allein es ist auch nicht weniger wahr, daß die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts unter den Heuerleuten um ein Drittel schneller gehe als unter den Landbesitzern. Hier muß insgemein der Anerbe warten, bis der Vater stirbt oder abzieht; eher ist für eine junge Frau kein Platz im Hause offen. Die Mahljahre von Stiefältern gehen insgemein so weit, bis der Anerbe sein dreißigstes Jahr erreicht. Dreißig Jahre machen also das gewöhnlichste Alter aus, worin Landbesitzer heirathen; und wenn Tacitus es der deutschen Enthaltsamkeit zuschreibt, daß sie vor dem fünfundzwanzigsten Jahre nicht heiratheten, so bedachte er nicht, daß das frühere Heirathen nur bei Hantierungen, wovon Bürger und Heuerleute leben, möglich sei, und die deutsche Nation, welche er schilderte, nicht aus Bürgern und Heuerleuten, sondern aus Landbesitzern bestand. Die hiesigen Heuerleute heirathen mit zwanzig Jahren, und mithin zehn Jahre früher als Anerben. Gesetzt also, sie wären mit funfzig Jahren alt und kümmerlich, gesetzt, ein ganzes Kirchspiel sähe seine besten Leute, und ein Mann alle seine Brüder und Verwandte sterben, so wird derjenige, der nahe am Kirchhofe wohnt, oder den dieser

Verlust hauptsächlich trifft, das unglückliche Hollandsgehen leicht beklagen. Allein die große Staatsrechnung leidet darunter nichts. Es verhält sich hierin mit den hiesigen Hollandsgängern wie mit den Bergleuten. Diese erreichen kein hohes Alter und sind früh kümmerlich. Ihre Anzahl vermindert sich aber dadurch nicht. Sie werden sich doppelt vermehren, wenn hinlängliche Arbeit vorhanden.

Wahr ist es weiter, daß von den Leuten, welche solchergestalt in die Fremde gehen, jährlich zehn von hundert verloren gehen. Einige gehen auf den Herings- und Walfischfang; und die Reisen zur See verführen manchen nach Ost- und Westindien. Wie viel Einwohner in Curassao sind nicht aus hiesigem Stifte! Viele, die nach England in die Thransiedereien oder nach Holland auf allerhand Arbeit ausgehen, lassen sich, wenn sie zu Hause keine Weiber haben, leicht bereden gar auszubleiben. Allein es ist auch wiederum wahr, daß wir die große Menge von Heuerleuten nicht haben würden, wenn der Verdienst in der Fremde wegfallen sollte. Wir würden alsdann sicher nicht den zehnten Theil derjenigen haben, die jetzt im Lande sind; und so ist der gegenwärtige Verlust nichts gegen denjenigen, welchen wir im Gegentheil leiden würden. Ein Baum, wovon viele wurmstichige Aepfel fallen, ist insgemein fruchtbarer als ein anderer, worunter keiner liegt. Wer hier blos auf die Erde und nicht in die Höhe sieht, der wird leicht unrichtig urtheilen und nicht erkennen, daß jener mehr Früchte habe als dieser.

Es läßt sich sehr wahrscheinlich zeigen, daß in diesem Jahrhundert sich über viertausend Neubauer im hiesigen Stifte niedergelassen haben; und der unmäßige Preis unserer Ländereien, welcher höher ist als er irgendwo in Europa sein wird, bestärkt diese Vermuthung. Sechsundfunfzig Quadratruthen von unserm besten Feldlande — und wahrlich unser bestes kann in Vergleichung anderer Länder kaum für mittelmäßig gelten — ist in verschiedenen Gegenden über vier Thaler jährlichen Heuergeldes ausgebracht worden, und das Gartenland doppelt so hoch als das Feldland. Es ist kein einziger sogenannter großer Haushalt im ganzen Stifte mehr, weil kein Pachter das Land so hoch bezahlen, und kein Eigenthümer es so theuer nutzen kann, als es die Heuerleute bezahlen. Da diese in den öffentlichen Lasten weislich geschont, von aller Werbung befreit, und an manchen Orten mit der Feuerung und Weide leicht versorgt werden, so verheuert der Eigenthümer der Ländereien nicht blos sein Land, sondern auch die freie edle Luft unter einer milden Regierung und alle die Vortheile, die ein Land ohne Truppen, ohne Accise und ohne Cameralisten gewähren kann, die Vortheile, welche Heiden und Moore darbieten, und den öffentlichen Credit, worin unsere glückliche Verfassung sowol die

heilsame Gerechtigkeit als die landesherrliche Macht erhalten hat. Alle diese Vortheile würden ungenutzt sein, wenn wir die Menge von Heuerleuten nicht hätten, und diese wieder wegfallen, wenn sie ihr Brot aus dem Heide-, Sand- oder Moorlande ziehen sollten.

Viele Edelleute machen sich mit Recht ein Gewissen daraus, ihre Länder an den Meistbietenden zu vermiethen. Die geringen Nebenwohner, da sie einmal da sind und in benachbarten Ländern nicht gleiche Vortheile finden, können es nicht entbehren; und die Prediger in manchen Kirchspielen eifern gegen das Verheuern an den Meistbietenden auf den Kanzeln als gegen eine Sünde. Wo ist aber ein Land, da man diese Art von Sünde kennt? Der vornehme Verfasser des „Hausvaters", der gewiß den Haushalt von allen möglichen Seiten betrachtet hat, der Herr Landdrost von Münchhausen, gesteht, daß wenn er seine Güter in unserm Stifte hätte, sie ihm doppelt so viel als jetzt einbringen würden. Dies würden sie thun, ohne daß er nöthig hätte sich des Jahrs mehr als einmal, wenn der Zahlungstag der Heuergelder ist, danach umzusehen. Die Ursache, so derselbe hiervon angibt, besteht in der vorzüglichen Bevölkerung durch jene Heuerleute.

Wahr ist es, daß diese Bevölkerung den Landbesitzern auf sichere Weise zur Last falle: und die unzähligen Beschwerden, welche die Landstände ehedem über die Zunahme der Neubauer geführt haben, sind damals nicht ohne Grund gewesen. Wir haben landesherrliche Verordnungen von dem Bischof Philipp Sigismund, worin die Ansetzung eines neuen Hauses bei einer Strafe von 10 Goldgulden verboten ist; und der Landtagsabschied vom Jahre 1608 enthält buchstäblich, daß auf den ganzen und halben Erben, wo vorhin zwei Feuerstätten gewesen, nur die Sahlstätte und Leibzucht gestattet, auf den Kotten, wo vorhin keine gewesen, keine neue errichtet, und auf jeder Feuerstätte nur eine Partei geduldet werden sollte. Allein seitdem sich unter der Territorialhoheit die Grundsätze in diesem Stücke verändert haben, und die Bevölkerung in einen andern Gesichtspunkt gekommen ist; seitdem der Landbesitzer sich nicht mehr mit seinem eigenen Vieh und Korne fertig machen kann, sondern auch Geld nöthig hat; seitdem die Landesherren ihre Naturalgefälle in Geld verwandelt haben, und der Edelmann diesem Exempel gefolgt ist; seitdem endlich tausend vorhin entbehrte Reizungen der Wollust und Bequemlichkeit den Fremden baar bezahlt werden müssen: haben sich die Grundsätze in diesem Stücke so geändert, daß man jene Verordnung lächerlich findet. Jetzt wohnen nicht eine, sondern vier Parteien in Nebenhäusern, welche in die Quer durchgesetzt sind, und wovon jede Partei eine Seite hat. Man mag immerhin sagen: die Heuerleute beschweren nur die ge-

meinen Weiden, bestehlen die Holzungen und zeugen Bettler oder Diebe. Solange die Theurung der Landpreise im ganzen ein Vortheil für Zeiten ist, worin alles auf Geld ankommt, so sind jene Zufälle nur Flecken, die von der prächtigen Höhe kaum gesehen werden müssen und durch gute Verordnungen gehoben werden können.

Jedoch die wichtigste Betrachtung verdient Garn und Linnen. Schwerlich kann ein Mensch sich mit Spinnen ernähren. Spinnen ist die armseligste Beschäftigung und kann nur insoweit vortheilhaft sein, als es zur Ausfüllung der in einem Haushalt überschießenden Stunden gebraucht wird. Hätten wir nun keine Leute, die im Sommer nach Holland gingen, so würden diese auch den Winter nicht spinnen können. Wir würden auch ihre Weiber und Kinder nicht beim Rade haben. Es würde also vielleicht nicht die Hälfte des Linnens im Stifte gemacht werden, was aus demselben jetzt verführt wird.

Der scheinbarste Einwurf unter allen, welcher gegen das Hollandsgehen gemacht wird, ist die Theuerung des Gesindes. Ich will diesen Einwurf mit den Worten vortragen, womit er in der Landtagsproposition vom Jahre 1608 vorgetragen ist, um dabei zu erinnern, daß unsere Vorfahren sich mit uns aus einerlei Ton beklagt, und die Zeiten sich also in 160 Jahren nicht verschlimmert haben. Der Bischof Philipp Sigismund erklärt sich aber folgen dergestalt:

> Ueberdies zum Vierten wären J. F. G. nun eine zeither fast aus allen Aemtern vielfältige Klage und Ueppigkeit, Muthwille und Frevel des gemeinen Dienstvolkes, Knechten und Mägden und Jungen, auch gemeinen Arbeitsleuten und Tagelöhnern vorgekommen; indem weil Gott allmählich etliche Jahre her wohlfeile Zeit am Getreide und andern verliehen, daß fast alles Gesinde daher widerspenstig würde, sich hin und wieder auf dem Lande in den Dörfern, Flecken und Städten, in Backhäusern, Spiekern, Kotten, Gaden und sonsten niederließe und selbst erhielte, und niemand zu dienen begehrte, und darüber die erbgesessenen Bauern, Bürger und andere, so ihrer Arbeit gebrauchen müßten und nöthig hätten, zum äußersten aussögen, sonsten auch das ledige Volk seines Gefallens wiederum davonstreiche, anderer Orten sich verhielte, auch wol bei andern in Dienst sich wieder einstellete und aufgenommen würde, auch wol ganz an andere Orte nacher Friesland und sonst außerhalb Stifts davonstreiche, da es etwa auf eine geringe Zeit ein mehrers verdienen könnte, hernacher seines Gefallens wieder hereinkäme, und das ganze Jahr hernach im Stifte unterhalten werden müßte, wie denn ebenmäßig bei den Arbeitsleuten und Tagelöhnern die

Bezahlung übermäßig wäre; und zweifelten J. F. G. nicht, die Anwesende von den Ständen sämmtlich würden davon gute Zeugniß geben können; stünde derowegen zu reiflicheu Bedenken, ob man sich nicht mit einer beständigen Polizeiordnung, wie es damit auf alle Fälle gehalten werden solle, dem gemeinen Nutzen zum Besten sich hierüber zu vergleichen 2c.

Damals hielt man es also dem Lande sogar nachtheilig, daß die Leute, welche nach Friesland (worunter das jetzige Westfriesland und Holland verstanden ist) gingen, des Winters zurückkamen und das Korn, über dessen Wohlfeiligkeit doch geklagt wird, für ihr erworbenes Geld verzehren halfen. Man suchte durch Erschwerung der Heirathen, durch Verminderung der Anbauer und durch Einschränkung des Erwerbs wohlfeiles Gesinde zu erhalten. Jetzt aber wünscht man viele Mitesser zum Korn, um gute Preise, viele Heuerleute, um theures Land, und viele Menschen, um desto leichter Gesinde zu haben. Schade für beide Grundsätze, daß das Land kein Sack ist, worin man die unangesessenen Heuerleute nach seinem Gefallen schütteln kann. Wie weiland Ihre Kurfürstl. Durchl. Ernst August der Erste das Hollandsgehen zum Vortheil der Werbung einschränkten, beschwerten sich unterm 19. Februar 1671 die Stiftsstände:

daß wegen der Hollandsgänger, so vor diesem viel Geld ins Stift geholt, itzt dem Lande viele tausend abgingen, indem selbige sich erst bei den Amtshäusern melden müßten, weil die Leute bei vorgehendem Zwang zur Werbung sich befürchteten, daß sie beim Kopf genommen würden.

Hier war der Sack zugeknüpft, und man war auch nicht zufrieden. Die Klage in den alten Zeiten war indeß noch gegründeter als jetzt. Damals ging es dem Landeigenthümer wie jetzt dem Menschen überhaupt. Dieser glaubt, alle Sterne und Thiere seien blos um seinetwillen erschaffen; und der Landeigenthümer behauptete, vielleicht gar nicht mit Unrecht, er sei der Mann, um dessentwillen ein Regent und Staat zuerst errichtet worden. Jetzt sind alle Menschen um des Regenten willen in der Welt, und wann diesem die Menge von Köpfen zu seiner Größe dienlich ist, so ist es besser, daß zehntausend geringe als tausend wohllebende Familien im Lande sind. Vordem war es umgekehrt.

Jedoch um auf den Einwurf zurückzukommen, so ist es überhaupt noch eine große Frage, ob es besser sei, daß der Handlohn hoch, oder niedrig stehe. Zur Bequemlichkeit der Großen ist vielleicht ein niedriger Lohn das beste; die kleine Menge aber, die den Gesetzgeber ernährt und daher auch seine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, dürfte wol eine andere Sprache führen. So viel aber ist allezeit gewiß, daß ein Land, wo die Handarbeit wohlfeil ist, die

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

wenigsten, und wo sie theuer ist, die mehrsten Einwohner habe. Dieser Satz gründet sich in der Erfahrung und Vernunft. Es ist weiter gewiß, daß das Handlohn, welches hier verdient wird, dem Staate nicht entgehe. Der Verpachter kann mehr Geld von seinem Pachter ziehen, wenn dieser seinen Acker mit lauter wohlfeilen Händen bestellen kann; allein was jener mehr zieht, geht vielleicht für Wein aus dem Lande, und was dieser mehr verdient, wird zu Hause für Korn ausgegeben. Endlich ist es offenbar, daß der Handlohn nicht niedrig sein könne, ohne daß das Korn und mithin auch Länderei im Preise falle. Diejenigen also, die einen Knecht für den niedrigsten Lohn, und zugleich für ihr Land den höchsten Preis haben wollen, fordern etwas Widersprechendes. Wie kann der Heuermann seinen Sohn dem Landeigenthümer des Jahrs für 8 oder 10 Thaler Lohn vermiethen, wenn er dasjenige Land, welches er geheuert hat, so übermäßig bezahlen muß? Er würde sich nie gesetzt, nie geheirathet, oder doch, wie die Vornehmen in Italien und Frankreich zur Erhaltung der Stammgüter thun, nur Einen Sohn gezeugt haben, wenn er für sich und seine ungezählten Kinder keine andere Aussicht als ein so geringes Dienstlohn gehabt hätte. Der Gutsherr würde seine Pächte alle in Natur empfangen und sie für die Hälfte des jetzigen Preises verkaufen müssen, wenn der Hände so wenig, oder die Erwerbungsmittel so gering wären, daß man einen Knecht für 5 Thaler des Jahrs haben könnte. Ich könnte Exempel von Ländern beibringen, wo sich die Umstände wirklich so verhalten, wo niemand nach Holland geht, das hiesige Malter Roggen im vorigen Jahre halb so viel als hier gegolten, und dennoch der Mangel des Gesindes Klagen veranlaßt hat.

Aber wie, wenn ein reiches und ein armes Land nebeneinanderlägen, wovon das erstere die Handarbeit immer doppelt bezahlte, würde dann nicht endlich das letztere von Leuten völlig erschöpft werden? Dem ersten Anblick nach, ja; allein in der That, nicht. Ich berühre die großen Gründe nicht, nach welchen Hume dieses politische Problema zum Vortheil der Bejahenden entschieden hat, glaube aber, daß wenn jährlich noch zehntausend Leute mehr nach Holland gingen als jetzt, die Vermehrung in dem Lande, worin diese Leute Freiheit und Brot finden, in gleichem Verhältniß steigen werde. Ich glaube, daß das arme Land seine in reiche Länder reisenden Heuerleute eher in ihre Heimat zurückziehe als das reiche; weil jeder doch gern in seinem Dorfe und vor seinen Nachbarn glänzen und sein erworbenes Geld da am liebsten ausgeben will, wo es am mehrsten gilt. Ich schließe endlich, daß Leute von der Art, wie wir sie annehmen, nie so viel erwerben, um in dem reichen Lande bleiben zu können, und daher immer wieder zurückkehren müssen. Und alles dies ist der Erfahrung gemäß. Westfalen müßte längst

von den Holländern verschlungen, und diejenige Provinz, woraus gar keine Leute noch Holland gehen, die volkreichste sein, wenn obiger Satz seine Richtigkeit hätte. Es zeigt sich aber von beidem das Gegentheil.

Insgemein klagt man auch darüber, daß die Hollandsgänger den Landbauer in die Tasche steckten, ihm leichtfertiger- und unnöthigerweise Geld vorstreckten, seine besten Ländereien dafür unternähmen, zu den öffentlichen Lasten fast nichts entrichteten und zur Zeit der Anfechtung den Landbauer in der Beschwerde stecken ließen. Diese Klage hat nun zwar einigen Grund, insofern man sich beklagen darf, daß die Braut zu schön sei. Allein seitdem man in den neuern Zeiten sich keine Mühe verdrießen lassen, den Landbauer um allen Credit zu bringen, indem man den Leibeigenen, ja sogar den Freien, wie doch ohne gehörige Untersuchung und Bewilligung der Gläubiger nie geschehen sollte, einen Stillestand fast nach Willkür gegeben und sonst dafür gesorgt hat, den leichtfertigen Gläubigern Ziel zu setzen: so ist zu glauben, daß diese Klage in den nächsten funfzig Jahren nicht gemacht, und in solcher Zeit ein Gutsherr nicht den vierten Theil an außerordentlichen Gefällen erhalten werde, die er vorhin erhalten hat, als der Leibeigene noch tapfer borgen und die Heuerleute in dieses schöne Spiel ziehen konnte. Wer borgt jetzt noch einem Leibeigenen? Um zehn Thaler willen muß er sich pfänden und zum Concurs bringen lassen. Und wenn es mit Verheuerung der Stätten nur erst recht zur Ordnung ist, und die Abäußerungsursachen völlig bestimmt sind, so sind hundert gegen eins zu wetten, daß jene Klage nie wieder vorkommen werde. Denn die Welt wird immer besser und klüger.

Die Ursache, warum man die Heuerleute in den öffentlichen Lasten so sehr schont, ist aber gewiß der feinsten Politik gemäß. Wir haben keine bessere Rekruten für den Leibeigenthum als die Heuerleute; diese allein sind im Stande, ihren Kindern etwas Erhebliches mitzugeben oder ein erledigtes Erbe mit voller Hand zu beweinkaufen; und so schimpflich es ehedem der leibeigene Landbauer hielt, seine Kinder unter ihrem Stande unangesessenen freien Leuten zu geben, so anständig ist es doch in den neuern Zeiten geworden; und wenn die Gutsherren, so wie der Eingang gemacht ist, fortfahren den Stand des Leibeigenthums immer mehr einzuschränken, zu erniedrigen und zu beschimpfen, so dürfte sich bald der freie Heuersmann zu vornehm halten, sich oder sein Kind auf ein Erbe zu bringen. Was ist aber der erste Grund des Vermögens der Heuerleute? Sicher das Hollandsgehen, als wodurch sie zur Einsicht, Unternehmung und Handlung gelangen. Wie manches Vermögen, wie manche Erbschaft ist nicht überdem aus Holland und Ostindien in hiesiges Stift gekommen! Und wie mancher, der sich in Holland

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

glücklich niedergelassen, hat von dorther seine armen Verwandten unterstützt oder ihnen Mittel und Wege zum Erwerbe geöffnet!

Daß in hiesigem Stifte überhaupt der Ackerbau vernachlässigt werde, glaube ich nicht, und daß das Hollandsgehen daran schuld sei, noch weniger. Fremde geben den hiesigen Einwohnern, welche gute Wirthe sind, das Zeugniß einer guten Ackerbestellung; und da die Länderei im höchsten Preise steht, so darf man eine bessere Vermuthung fassen. Ich habe 56 Quadratruthen, worauf noch erst einige Fuder Plaggen gebracht werden mußten ehe sie urbar gemacht werden konnten, und welche die Marktgenossen nicht an den Meistbietenden, sondern an die unter ihnen wohnenden geringen Kötter aus der Gemeinheit überließen, mit hundert Thaler freudig bezahlen sehen und fasse daher gute Gedanken von ihrem Fleiße, ohne mich durch die schlechte Wirthschaft einiger der Faulheit und der Ueppigkeit ergebenen andern irren zu lassen. Wenn der Landbauer selbst nach Holland ginge, so würde es zum Schaden des Ackerbaues gereichen. Dies aber geschieht hier im Stifte nicht, außer wenn der Landbauer, um sich aus seinen Schulden zu retten, sein Erbe meistbietend verheuert und inmittelst eine Handarbeit in der Fremde sucht, um nicht eben bei seinen Nachbarn zu dienen. Die Klage über den Mangel und die Theuerung des Gesindes kann auch wol einen Neid der Landbauer gegen die mit freudigem Gesange nach Holland tanzenden und auf lustige Abenteuer irrenden Heuerleute zum Grunde haben, die bei ihrer Wiederkunft ein petit air étranger zeigen und sich vom Besten einschenken lassen. Wenigstens finde ich die Klage über die Theuerung des Gesindes, wenn ich scharf nachfrage, nicht so gegründet, als es uns der Mund mancher Redner bereden will, und ich habe die Klagen anderer Länder über diese Theuerung, woraus niemand nach Holland geht, noch bitterer als die unserigen gefunden.

Einer Treulosigkeit gegen ihr Vaterland kann man die Hollandsgänger mit Billigkeit nicht beschuldigen. Die Freiheit, nach ihrem Gefallen zu reisen, ist die erste Bedingung gewesen, worunter sie sich bei uns niedergelassen und worauf sie geheirathet haben. Diese Freiheit macht sie eben so getreu, daß sie wiederkommen; und sie zu zwingen, auf einem Boden zu bleiben, der ihnen nicht zum Erbtheil übergeben, sondern für baar Geld verheuert ist, würde so schädlich als unbillig sein. In den strengsten Ländern geht der Zwang nicht weiter, als den treulosen Unterthanen ihr Erbtheil zu entziehen. Eigentlich sollte diese Entziehung sich nur auf das Erbtheil an liegenden Gründen erstrecken, welches der Besitzer unter der Bedingung empfangen hat, es zu vertheidigen oder zu verlassen. Dergleichen Erbtheil aber hat das Vaterland jenen Flüchtlingen nicht angewiesen.

Der Einwurf, daß die Hollandsgänger nichts als Gras oder elendes Korn von ihren geheuerten Ländereien ernten sollten, kommt mit der hohen Landmiethe nicht überein. Wenn er seine Richtigkeit hätte, so würden diese Leute lieber das Korn kaufen, als Land zum Bau miethen; und überhaupt bleibt allemal der Schluß wahrscheinlich, daß keiner auf die Dauer etwas unternehme, wovon er keinen Vortheil hat. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß vom Lande daher kein Korn zur Stadt oder zu Markte gebracht wird. Die Ursache davon ist, daß jeder sein Korn aus dem Hause los werden kann: eine Bequemlichkeit, welche der Landbauer sicher denjenigen zu verdanken hat, die den Sommer über in Holland liegen und des Winters ihr Brot zu Hause kaufen. Wie gern würden unsere Nachbarn an der Weser, die von zehn Meilen her uns ihr Korn zuführen, sich die weite Reise ersparen, wenn einige tausend Hollandsgänger bei ihnen überwintern wollten! Sie würden sie als ehrliche, und nicht als treulose Zugvögel behandeln.

Die Rechnung von demjenigen, was die Hollandsgänger mitnehmen, verreißen und versäumen sollen, scheint mir übertrieben zu sein und wenigstens noch eine nähere Untersuchung zu erfordern, wozu ich einen erfahrenen Landwirth hiermit aufgefordert haben will. Im voraus aber glaube ich, daß die Familie, wovon der Vater den Schinken, den Speck, das Garn, die Wolle und das Linnen in Holland verzehrt und verreißt, den besten Markt habe und ihre Waare am theuersten ausbringe. Meiner Meinung nach wäre es gut, wenn all unser Linnen so glücklich verrissen würde. Das Schwein der Heuerleute würde nicht gemästet und das Garn nicht gesponnen sein, wenn der Weg nach Holland nicht die Ursache gewesen, daß diese Leute sich unter uns gesetzt hätten. In andern Ländern wohnen die Heuerleute, welche Taglohn verdienen, in Baracken und werden nie so reich, eine eigene Kuh oder ein Schwein unterhalten zu können. Ihre Weiber und Kinder tragen keine modefarbige Kleider und keine breite Schuhschnallen. Versäuerte Schafmilch ist ihr Futter, und ihre Gesichtsfarbe nicht röther als die unserige. Wenn dort der Wirth seinem Knechte nicht den Lohn geben will, den er fordert, so wird er Soldat; und hier geht er nach Holland.

Uebrigens bleibt es allemal eine ewige Wahrheit, daß es besser sein würde, wenn alle Landeseinwohner zu Hause blieben und dort ebenso viel oder doch nicht viel weniger verdienten. Bis dahin aber den Leuten diese Mittel zum Erwerb verschafft werden, ist es am sichersten, sie nicht zu stören. Kein einziger wird so unvernünftig sein, in Holland auf der Heufime unterm blauen Himmel zu schlafen und sein schwarzes Brot mit Waddicke zu essen, wenn er zu Hause nur Dach und Stroh und Brot und Milch

haben und ebenso viel als in Holland verdienen kann. Wie stark müssen die Bewegungsgründe dieser Leute sein, wenn sie bei solchem Ungemach Gesundheit und Leben wagen! Und darf der Gesetzgeber hoffen, sie auf andere Art als durch ein besseres Auskommen davon zurückzubringen?

Klage wider die Packenträger.

Die Packenträger sind der Verderb des ganzen Landes. Wie mancher Viehmagd kroch ehedem ihr braunes Haar unter einer mit Schraubschnur eingefaßten Mütze hervor, die der Packenträger erst zu Lioner-Golde, darauf zu Kanten, und zuletzt wol gar zu Spitzen verführt hat! Nur stolz, wenn ihre Kühe nach einem harten und langen Winter dick und glatt waren, dachte sie noch nicht an sich selbst und wünschte blos durch die Zierde ihrer Kühe sich als eine gute Haushälterin dem Großknechte zu empfehlen. Sie schämte sich nicht, in Holzschuhen, diesem den Bewohnern nasser Gegenden von der Vorsehung angewiesenen Fußwerk, zu Dorfe und barfuß zur Kirche, deren Boden noch nicht mit Teppichen belegt war, zu kommen. Ihr Hals zeigte seine wohlerworbene Farbe; und der einzige Staat war eine runde silberne Schnalle, womit sie ihr selbstgezeugtes Hemd befestigte, und zwei Röcke, wovon sich nur einer sehen lassen durfte. Der Knecht hatte die Hälfte seines Garns, welches er bei Feierabend gesponnen, in einer Grube mit Eichenlaub gefärbt, und die Webemagd ihm ein buntes Zeug zum Wamms daraus gemacht, zur Belohnung, daß er ihr Flachs in die Röthe und wieder herausgebracht hatte. Sie wußten miteinander nichts von fremdem Putze und bewunderten den Staat der Frau Pastorin als etwas Fürstliches, ohne sich den Wunsch beifallen zu lassen, so etwas nachahmen zu dürfen.

Wer hat aber diese guten Sitten verderbt? Gewiß niemand mehr als der Packenträger, der mit seinen Galanteriewaaren nicht auf den Heerstraßen, sondern auf allen Bauerwegen wandelt, die kleinsten Hütten besucht, mit seinem Geschwätz Mutter und Tochter horchen macht, ihnen vorlügt, was diese und jene Nachbarin bereits gekauft, ihnen den Staat, welche diese am nächsten Christfeste damit machen werde, mit verführerischen Farben malt, der entzückten Tochter ein Stück Zitz auf die Schulter hängt, ihr eine sanfte Röthe über ihren künftigen Staat ablockt, und der gefälligen Mutter selbst

eine neue Spitze aufschwatzt, damit sie sich vor ihrer Tochter im zitzenen Camisol beim nächsten Kirchgange nicht schämen dürfe. Dem Knechte gefallen die schönen seidenen Halstücher, die großen silbernen Schnallen, der hübsch beschlagene Pfeifenkopf und andere entbehrliche Kleinigkeiten, welche ihm die Wirthin aus Höflichkeit gegen den Packenträger anpreist; und dieser, der gern eine Zeit lang borgt, wenn er nur die Hälfte, als den wahren Werth, bezahlt erhält, geht freudig weiter, um eine andere Frau Nachbarin zur Nachfolge zu ermuntern. Er hat von allem, was sich für jeden Stand paßt, und weiß einer jeden gerade das anzupreisen, was sich am besten für sie schickt. Das Vermögen aller Familien ist ihm bekannt; er weiß, wie die Frau mit dem Manne steht, und nimmt die Zeit wahr, jene heimlich zu bereden, wenn der grämliche Wirth nicht zu Hause ist. Kurz, der Packenträger ist der Modekrämer der Landwirthinnen und verführt sie zu Dingen, woran sie ohne ihn niemals gedacht haben würden.

Solche gefährliche Leute sollten in einem Staate um so viel weniger geduldet werden, da es mehrentheils Ausländer sind, die unsere Thorheiten in Contribution setzen, und keine funfzig Jahre hingehen werden, daß nicht die Franzosen, welche seit dem letzten Kriege die offene Handelsfreiheit der Stifter bemerkt haben, in dem Besitze dieses ganzen Handels sein werden. Wir sehen schon, wie sie sich täglich vermehren, und wie Leute, die im Jahre 1763 noch mit einigen Stücken Kammertuch aus Champagne und dem Lüttichschen herunterschlichen, jetzt mit pariser Nippes auf den Posten reisen und ganze Ballen nachkommen lassen. Knaben, die zuerst mit Chansons handelten, sind große Libraires ambulans geworden und versorgen uns mit den Fabrikromans, die vorhin nach Canada zu gehen pflegten. Wie häufig kommen nicht die Mützenprinzessinnen! Und wie leicht ist es möglich, daß sie auch mit der Zeit einige allerliebste Bauernmützen mitbringen und die Dörfer bereisen! Man darf an nichts mehr zweifeln, und es ist nicht unmöglich, daß wir in funfzig Jahren eine Bande von französischen Komödianten auf jedem Dorfe haben werden. Es ist ein leichter und lustiger Erwerb; und ich sehe es als etwas sehr Wahrscheinliches an, daß, währenddderzeit die Westfälinger in Holland Torf stechen, die Franzosen ihren Weibern ein Ballet vortanzen und eine Opera im Kasten zeigen.

Die Alten duldeten keinen Krämer auf dem platten Lande, sie waren sparsam in Ertheilung der Marktfreiheiten, sie verbannten die Juden aus unserm Stifte. Und warum diese Strenge? Sicher aus der Ursache, damit der Landmann nicht täglich gereizt, versucht, verführt und betrogen werden sollte. Sie bauten auf die

praktische Regel: Was man nicht sieht, das verführt einen auch nicht.

Der Packenträger ist ein wichtiger Mann für solche Fabriken, denen es an einem großen Verleger mangelt. Da er zu Fuße geht, sein Essen von der guten Mutter, die sich etwas von seiner Waare aufschwatzen läßt, in Kauf erhält und des Nachts bei frommen Leuten zu Gaste schläft, so verzehrt er nichts, nimmt auch mit einem kleinen Gewinst vorlieb, und dient den Fabriken, welche keinen Hafer für Pferde abwerfen, statt des Packesels. Die bielefeldischen Linnenhändler würden ohne solche Packenträger längst den wichtigsten Theil ihres Handels verloren haben. So groß aber diese Wohlthat ist, solange sie uns mit nützlichen und unentbehrlichen Dingen versorgen, so gereicht es zu unserm und der einheimischen Manufacturen Nachtheil, wenn durch den wohlfeilen Preis reizender Kleinigkeiten und sofort durch den geringsten Vortheil, welchen eine fremde Manufactur über die einheimische gibt, das baare Geld aus dem Lande und dessen kleinsten Quellen gezogen und der einheimische Fleiß gestürzt wird.

Von Markt zu Markt mag er reisen; das ist nothwendig, um die einheimischen Krämer und Fabrikanten vom Uebertheuern abzuhalten. Auf den Märkten ist er auch so gefährlich nicht, weil der Mann seine Frau dahin begleitet und, wenn sie dort etwas kauft, seinen unmaßgeblichen Rath dazu ertheilt. Allein außer dieser Zeit und von Hütte zu Hütte sollte er nicht geduldet werden. Vordem, da aller Handel in den Städten war, mußte sich ein solcher Packenträger nothwendig an diese wenden, und hier erhielt er, nach vorgängiger Untersuchung der Frage ob seine Waare den Einwohnern nützlich und nöthig sei, die Erlaubniß zu hausiren. Seitdem sich aber die Handelsfreiheit aufs Land ausgebreitet hat, und es fast schwer ist, Handlungspolizeigesetze außerhalb einer Ringmauer beobachten zu lassen, hat sich dieser Theil der obrigkeitlichen Vorsorge nothwendig verlieren müssen . . . .

Schutzrede der Packenträger.

Da die Polizei fast in allen benachbarten Ländern gegen die sogenannten Bund- oder Packenträger aufwacht und selbige entweder gänzlich verbannt oder doch sehr einschränkt, so verdient es allerdings eine Untersuchung, inwiefern diese Bemühung zum Besten eines Staats gereiche oder nicht.

Wenn man die handelnden Parteien eines jeden Landes fragt, so haben dieselben insgesammt nur Eine Stimme gegen diese armen Leute. Die kleinen Städte sehen sie als ihre geschworenen Feinde an; die Cameralisten sagen, daß sie das Geld aus dem Lande schleppten; die Moralisten rufen mit lauter Stimme, daß sie Ueppigkeit und Eitelkeit in die kleinsten Hütten verbreiten; und die Männer schreien, daß sie ihre Weiber und Töchter zu allerhand Thorheiten verführen.

Was sagen aber die armen Packenträger dazu? Bis dato nichts, so oft wir sie auch dazu aufgefordert haben. Vielleicht ist ihnen die in diesen Blättern wider sie eingeführte Klage nicht einmal zu Gesicht gekommen. Vielleicht verlassen sie sich auch auf ihre gute Sache. Es sei aber diese oder eine andere Ursache ihres Stillschweigens, so ist es unsere Pflicht, sie nicht ungehört zu verdammen. Wir müssen sie, da sich kein Advocat für sie gefunden, selbst reden lassen; damit sie aber nicht zu weitläufig werden, sollen sie blos zu uns reden. Denn jeder Staat hat in diesem Stücke sein eignes Interesse, und wir bekümmern uns billig zuerst um das unserige.

„Was bewegt euch", könnten sie zu uns Osnabrückern sagen, „uns das freie Hausiren zu verbieten? Ihr wohnt in einem Lande, wo die Auflagen gering sind, wo ihr gar keine Rekruten zu stellen, keine Cavalerie zu ernähren und keine Accise zu entrichten habt; in einem Lande, wo die Zinsen gering, Hände genug und die Lebensmittel in einem billigen Preise sind. Wenn ihr wollt, so müßt ihr alles, was ihr macht, ebenso wohlfeil geben können, als wir es euch auf unsern Rücken zutragen; und wenn ihr dieses thut, so müssen wir von selbst zu Hause bleiben. Daß in solchen Ländern, wo die Landesschulden hoch und die Auflagen stark, der Hände aber, aus Furcht vor der Werbung, wenig sind, der Landesherr alles Gewerbe und alle Handlung im Lande zu erhalten sucht, damit dessen Einwohner für so viele Beschwerden einigen Vortheil haben und demselben gewachsen bleiben mögen, das lassen wir gelten. Allein bei euch ist dieses glücklicherweise nicht nöthig; und man würde nur eure Faulheit oder die Gewinnsucht eurer Krämer zum Schaden des Ganzen unterhalten, wenn man uns verbannen und diesen die Willkür lassen wollte, euch nach Gefallen zu behandeln. Ihr seht es ja an euern Bäckern und Brauern, wie reich diese Leute werden, da niemand mit Bier und Brot hausiren darf. Daß wir umsonst bei euch schlafen und essen, wo wir für Geld leben müssen, nichts als Wasser trinken und unsern Weg zu Fuße machen, ist euer Vortheil. Ihr habt die Waare, die wir euch bringen, dagegen so viel wohlfeiler. Machen es doch eure Ka leute in vielen Stücken auch so, die ihre Waare aus eben

Hand nehmen, woraus sie der Hamburger, Bremer und Holländer nimmt, und solche hernach wohlfeiler geben als diese, welche aus ihrer Handlungskasse Kutschen und Pferde, Lustgärten und Maitressen unterhalten. Unserer geringen Meinung nach sind in euerm Lande hundert Ackersleute gegen Einen Krämer; wenn nun jene ein Schermesser für zwei Groschen von uns erhalten, so steht sich unfehlbar der größere und wichtigere Theil des Landes besser, als wenn er euerm Krämer dafür einen halben Gulden bezahlt, den sie hernach nur in Wein vertrinken oder auf andere leichtfertige Art verspielen. Ueberdem müssen wir euch sagen, daß ihr mit vielen Sachen gar nicht handeln könnt, womit ein Hausirer handelt. Dieser besucht des Jahrs fünfhundert Dörfer, und wenn er in deren zehn jährlich von gewissen Waaren nur ein Stück absetzt, so kann er schon ein Lager von hundert Stücken darauf halten und euch eine jedem Käufer angenehme Wahl verschaffen, wohingegen ein Kaufmann, der diese zehn Dörfer versorgen will, deren jedesmal nur ein oder zwei vorräthig haben kann, weil ihm der Absatz von mehrern mangelt. Hätte er mehr auf dem Lager, so müßten die Zinsen des Kapitals, welches darin steckt, auf das eine Stück geschlagen und dieses um so viel theurer verkauft werden, wo der Mann nicht zu Grunde gehen will. Wir hingegen, die wir immer von einem Lande ins andere reisen und täglich Markt haben, verkaufen immer und können um so viel wohlfeiler verkaufen, je geschwinder wir unser Kapital umsetzen. Wenn wir 1 Procent verdienen und unser Kapital alle Monat von neuem anlegen, so gewinnen wir mehr als ein Kaufmann, der 10 Procent hat und sein Kapital kaum alle Jahre umsetzt. Denkt aber nicht, daß es damit genug sei wenn ihr uns blos den freien Markt laßt. Ja, wenn eure alten Kreisstände so klug gewesen wären, daß sie alle Jahrmärkte in geographischer Ordnung angelegt hätten, sodaß wir um Lichtmessen von einem Punkt aus in einer Kette immer von einem Jahrmarkt auf den andern ziehen und sodann gegen Martini zu Hause sein könnten, so ließe sich das noch hören. So aber gehen die Jahrmärkte zickzack, zehn Meilen hin, zehn Meilen her, und bald müssen wir vierzehn Tage, bald acht in der Schenke liegen und unser Geld verzehren, wenn wir in der Zwischenzeit nichts verdienen oder von jedem Jahrmarkte nach Hause und sodann wieder auf einen andern reisen sollten. Und würden wir diese Unkosten nicht auf die Waare legen und folglich euch zur Last bringen müssen?

„Was ihr nun von euern Weibern und Töchtern sagt, daß diese sich so leicht von uns beschwatzen ließen, ist eure Schuld. Warum haltet ihr sie nicht in besserer Zucht? Und gesetzt wir sagten ihnen bisweilen ein Wort mehr als sie von andern

hören, sind wir denn allein Diebe unserer Nahrung? Werdet ihr euch nicht in Ewigkeit Ader lassen und den Bart scheren lassen müssen, solange ihr Barbiere im Lande duldet? Sind eure Weinschenken auf den Dörfern nicht ärger als die falschen Spieler? Ihr duldet sie aber doch, damit der Reisende und der Kranke sich bei ihnen erquicke. Je nun, so duldet auch von uns um des größern Vortheils willen ein geringeres Uebel, und werft es euern Weibern und Töchtern nicht so hämisch vor, wenn wir ihnen bisweilen ein paar Nähnadeln in Kauf dafür geben, daß wir bei ihnen oder bei euch zu Gaste schlafen. Was will endlich daraus werden, wenn jeder kleine Reichsstand seinen kleinen Bezirk so zuschließen will? Ihr habt in eurem Lande gewiß fünfhundert Packenträger, welche die benachbarten Länder beziehen. Warum wollt ihr uns denn nicht die Freiheit gönnen, die ihr selbst nöthig habt? Sind nicht unter uns viele, die ihre Waare von euern eigenen Kaufleuten nehmen? Und würden wir nicht noch gern ein mehreres von euern Fabriken nehmen, wenn diese uns ihre Waaren nur ebenso wohlfeil gäben, als wir sie anderwärts haben können? Verbietet uns allenfalls den Handel mit solchen Sachen, die ihr im Lande selbst zieht oder macht; aber laßt es nicht zu, daß eure Kaufleute den Kohlsamen mit schweren Kosten von der braunschweiger Messe holen, den wir euch aus unsern Kohlgärten ohne alle Unkosten zutragen.

„Wie wir das letzte mal in Leipzig waren, fragte uns der Kaufmann, woher wir die gestickten Tücher und andern hübschen Sachen für eure jungen Weiber nähmen, wohin wir alle diese Waaren brächten, und wie es möglich wäre, daß wir zehntausend Stück dergleichen Tücher im Jahre absetzen könnten; und auf unsere Antwort, daß wir solche mehrentheils in den westfälischen Stiftern vertrieben, und die Menschen aus allen vier Welttheilen und mit allerlei Waaren daselbst freien Aus- und Eingang hätten, wollte er sich zu Tode wundern. Mein Gott, rief er aus, was muß da für eine Polizei sein! Das arme Land muß ja bis auf den Grund ausgesogen werden. Es hat ja keine Fabriken und nichts. Die Leute müssen ja ärmer sein als die Wilden; und man hat mir dabei gesagt, sie hätten keine Justiz, und ein Proceß käme nie zu Ende. Da möchte der Henker Kaufmann sein und borgen!

„Wißt ihr, was einer von uns darauf antwortete? Ich kann Ihnen, sagte er, von der dortigen Polizei und Justiz nichts sagen; ich habe wenigstens nie von einem Gesetzbuche, von Hypothekenbuche, von Proceßordnung dort gehört. Aber das weiß ich, daß die Zinsen dort vor dem Kriege nicht höher als zu drei Procent gewesen und jetzt zum Theil zu vieren gestiegen sind, daß man dort hundertmal mehr auf eine Privathandschrift oder auf ein Wort borge als anderwärts auf gerichtliche Briefe, daß die liegenden

Gründe dort höher im Preise sind als sonst irgendwo, daß man seine Bezahlung dort richtig erhalte und der Richter gegen die Schuldner nicht säumig sei, daß die Leute dort zufriedener sind als bei euch, und daß ohne Polizei- und Justizverordnungen ein jeder so ziemlich weiß was er zu thun hat. Dagegen hören wir in den Ländern, worin von nichts als Justiz und Polizei gesprochen wird, daß die Zinsen ohne Handel allemal um ein bis zwei Procent höher gewesen, daß man dort adeliche und freie Güter um ein Drittheil, wo nicht um die Hälfte wohlfeiler verkaufe, und daß man alle Mühe in der Welt habe auf große prächtige und kostbare Verschreibungen eintausend Thaler zu borgen. Es muß also doch, wenn der Erfahrung zu trauen, dort so übel nicht sein als ihr meint; und es muß eine wunderliche Beschaffenheit mit der Klugheit aller Polizeianstalten haben, daß sie das Geld seltener, den Credit schwächer, und die liegenden Gründe wohlfeiler machen.

„Der Kaufmann gab uns seine Waare und schüttelte den Kopf. Was wir aber damals zu ihm sagten, das sagen wir jetzt zu euch. Wenn es nach allen politischen Rechnungen ginge, so müßtet ihr längst keinen baaren Schilling mehr im Lande haben; und gleichwol ist es in diesem Stücke bei euch jetzt nicht schlimmer als in den so gepriesenen wohleingerichteten Staaten, und ihr habt das Vergnügen zu sehen, daß sogar die komischen Packenträger, welche eine Oper im Kopfe und kein Geld in der Tasche haben, aus der Mitte von Frankreich, der Quelle aller Polizei, zu euch kommen. Ihr habt miteinander Menschenverstand, und wenn ihr euern Beutel selbst nicht flicken könnt, so werden ihn wahrlich alle Polizeianstalten nicht vor Löchern bewahren. Fegen können sie ihn, das ist gewiß. Sie können euch auch so arm machen, daß ihr nichts von uns kaufen könnt. Allein dasjenige, was ihr darin habt, wird nie nach Verordnung, sondern allezeit nach euerm freien Willen gebraucht werden. Das glaubt mir gewiß; wir kriegen jahraus jahrein viele Menschen und viele Städte zu sehen, wir kennen sie, und der Große Mogul selbst wird dieses nicht ändern.

„Was ihr übrigens davon sagt, daß sich unter uns Packenträgern viele Diebe und Spitzbuben fänden, ist ein falscher Gedanke. Habt ihr je gehört, daß ein Mausefallen- oder Barometerkrämer zu einer Diebesbande gehört habe? Und warum dieses nicht? Sind die Italiener weniger diebisch als die Deutschen? Nein. Die Ursache ist, daß ein einzelner Mensch, der weder Freunde noch Verwandte hat, sich in einem fremden Lande doppelt in Acht nehmen muß. Kein Franzose wird daher leicht in Deutschland, und kein Deutscher in Frankreich stehlen. Ist diese Ursache wahr, so werdet ihr auch bekennen müssen, daß wir Packenträger nach einer ganz richtigen Politik minder diebisch sind als andere Menschen. Demjenigen

unter uns, der sich damit abgäbe, würde es gewiß an aller Fürsprache mangeln. Seinen Packen behielte man erst, und ihn fütterte man gewiß so lange in Ketten, bis man es müde würde."

Urtheil über die Packenträger.

Die Packenträger lassen sich überhaupt in zwei Klassen theilen, wovon die eine mit Waaren, welche in ihrer Heimat fallen oder gemacht werden, handelt, die andere aber eine Art von zweiter Hand ist, welche die Waare, so sie führt, auf den Messen oder von Großhändlern nimmt und zum Verkauf umherträgt.

Die erste von diesen Klassen verdient eine ganz andere Aufnahme als die zweite, und ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich mit ihnen nach dem großen Grundsatze verfahre, welchen die englische Nation in der weltberühmten Act of Navigation vom 23. September 1660 in Ansehung der Seehandlung festsetzte. In derselben heißt es:

> daß jedes Land seine eigenen Producte und seine eigenen Fabriken mit eigenen Schiffen nach England bringen könnte.

Und die Absicht dabei ist, auf einer Seite zu verhindern, daß die Holländer, welche aller Welt Waaren führen, oder die Schweden, welche aller Welt Fuhrleute abgeben, oder andere Nationen, die eine gute und bequeme Ladung nach England bringen könnten, keine Verkäufer abgeben und ihnen fremde Waaren zubringen sollen; auf der andern Seite aber ihren eigenen Kaufleuten, welche solchergestalt den Einkauf fremder Waaren, die aus der Quelle nicht hergeführt werden, allein haben und die englischen Waaren wieder in die Länder verführen, woher sie fremde holen, diesen Vortheil mit Ausschluß aller andern zuzuwenden.

Nach diesem von der ganzen handelnden Welt bewunderten Grundsatze müssen wir es zum ersten Hauptgesetze machen,

> daß jeder Fremde mit den Waaren, die in seiner Heimat fallen oder gemacht werden, zu uns kommen und hausiren könne; das Recht aber, mit andern Waaren zu handeln und zu hausiren, keinen als einheimischen, im Lande wohnenden Unterthanen verstattet werden solle.

Auf diese Art bliebe den Franzosen der Handel mit Kammertuch, Nesseltuch und andern dergleichen in Frankreich fallenden Waaren, den Leuten von den Glas- und Eisenhütten der Handel mit Gläsern, Schneidemessern, Sensen, Nägeln und dergleichen

Eisenwaaren, den Sieb- und Korbmachern der Handel mit Sieben und Körben, den Ravensbergern der Handel mit klarem und feinem Linnen, verschiedenen Nachbarn der Handel mit Drellen, Kanefassen, wollenen Decken, wollenen und leinenen Strümpfen, mit Mausefallen und Barometern ungehindert; und da dieser Sachen, welche aus der Quelle von Leuten, so an derselben wohnen, hergebracht werden, so gar viel nicht sind, so ließe sich dieses bei weiterer Ueberlegung leicht auf das genaueste bestimmen, indem doch überhaupt keinem das Hausiren im Lande, ohne vorherige Untersuchung und Vergeleitung, gestattet wird. Dagegen wäre es aber blos Einheimischen erlaubt, mit andern Waaren, als Messern, Scheren, metallenen Knöpfen, Schnallen, Spiegeln, Bohrern, Pfeifenköpfen, Handschuhen, baumwollenen Mützen und Strümpfen &c., zu hausiren.

Gleichwie aber jene Act of Navigation die den fremden Nationen erlaubte Einfuhr eigener Waaren nur insofern zuläßt, als diese Waaren nicht Contrebande sind, also muß ein zweites Hauptgesetz sein, ein gleiches auch dahier zu beobachten und sowol den fremden als einheimischen Packenträgern das Hausiren mit sichern Waaren gänzlich zu untersagen, als nämlich mit allen Spitzen, allen gestickten Sachen, allen Seidenwaaren, allen Zitzen oder Kattunen, allen wollenen Stoffen und dergleichen Sachen, als welche entweder in den Städten oder auf Jahrmärkten gekauft werden können.

Ich rede hier blos von dem Hausiren außerhalb Jahrmarkts. Denn dieser muß vor wie nach frei bleiben; und ist es meine Meinung jetzt nicht, solchen gleichfalls auf jene Grundsätze einzuschränken. Damit aber diejenigen, welche zu Markte kommen, diese ihnen zugestandene Freiheit nicht misbrauchen und unterwegs auspacken mögen, so ist drittens nöthig, die Heerstraßen zu bezeichnen und das Urtheil dahin zu fassen,

> daß, wer sich mit den blos auf Jahrmärkten zugelassenen Waaren außerhalb der Heerstraße betreten lassen wird, sofort aller seiner bei sich führenden Waare verlustig sein solle.

Die Lage der westfälischen Länder begünstigt diese Anstalt ungemein. In andern Gegenden gehen die Heerwege von Dorf zu Dorf, und die Landleute wohnen alle im Dorfe. In Westfalen hingegen wohnt in den Dörfern und an der Heerstraße fast kein einziger Landmann, sondern blos Wirthe, Krämer und Handwerker, und diese sind nur schlechte Kunden für die Packenträger. Der wahre Bauer liegt in Hölzern zerstreut, und man kann nicht zu ihm kommen ohne die Heerstraße zu verlassen. Es wäre also sowol in dieser als in mancher andern Absicht nöthig, die Heerstraßen zu bezeichnen, als wodurch zugleich die nach der Lage anderer Länder nöthige und beschwerliche Versiegelung der Packen völlig hinwegfallen würde.

Ich denke nicht, daß durch dieses Urtheil über die Packenträger sich jemand mit Recht beschwert erachten könne; denn daß man darin

1) diejenigen begünstigt, die uns ihre eigenen Waaren, welche wir nöthig haben, mit der ersten Hand zubringen, hat insofern seinen guten Grund, als wir sonst der zweiten und dritten Hand unnöthig zinsbar werden würden; daß man

2) den Vortheil der zweiten Hand, wenn eine Waare aus der ersten nicht zu haben ist, selbst zu gewinnen und solchen einheimischen Unterthanen zuzuwenden sucht, ist der Klugheit gemäß; daß man

3) alles Hausiren mit Spitzen, gestickten Sachen &c., wobei die einfältigen Unterthanen überlistet und übervortheilt werden, verbiete, ist um so nothwendiger, weil der Werth dieser Sachen nicht so gut als der Werth eines Schneidemessers beurtheilt werden kann, und das Geld, was für wahre Bedürfnisse aus dem Lande geht, nicht den zehnten Theil von demjenigen ausmacht, was auf Thorheiten verwandt wird. Endlich und

4) wird ein mäßiger Ueberschlag zeigen, daß von hundert fremden Packenträgern, welche das Land belaufen, neunzig, die nichts als fremde zusammengekaufte Waaren führen, zu Hause bleiben müssen. Die Leute, so von einer Quelle kommen, führen insgemein nur einerlei Waare, und es ist gar nicht schwer, sie zu unterscheiden und dem Befinden nach mit einem beständigen Geleitsbriefe zu versehen.

Man will indessen doch die Gründe derjenigen, welche gegen dieses Urtheil etwas einzuwenden haben, gern vernehmen und ihnen in der fernern Appellations-Instanz nicht allein Gehör, sondern auch Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Vorschlag zu einer Praktika für das Landvolk.

Ich habe mich mehrmals darüber gewundert, warum nicht jede Landesobrigkeit für jede Provinz, insofern dieselbe besondere Gewohnheiten und Gesetze hat, einen kurzen und deutlichen Unterricht für das Landvolk schreiben und drucken läßt, worin die ihm vorkommenden Rechtsfälle nach seinen Begriffen erörtert, und zugleich gute Räthe und Mittel sich zu helfen vorgeschrieben würden, auf dem Fuß, wie Tissot es in Absicht auf die Erhaltung der Gesundheit gethan hat. Ein solches Werk, wenn es von alten er-

fahrenen Männern geschrieben und obrigkeitlich bestätigt würde, müßte unstreitig von großem Nutzen sein und manchen Laien der Rechtsgelehrsamkeit von unnützen Processen abhalten oder doch davor verwahren können. Die gegenwärtigen Zeiten haben vieles in andern Stücken zum Unterricht des Landvolks hervorgebracht. Sie haben ihm die Mittel eröffnet, sich in Nothfällen, wo es keinen Arzt haben kann, selbst zu helfen; sie haben ihm den Bau verschiedener Futterkräuter, die Cultur der Maulbeerbäume, die Bienenzucht, das Branntweinbrennen und viele andere ökonomische Vortheile in besondern kleinen Schriften deutlich und begreiflich gemacht. Warum sollten sie denn nicht endlich auch ein Gleiches in Absicht auf die ihn betreffenden Rechtsfälle thun? Warum soll dieser Theil des menschlichen Unterrichts, der doch für die gemeine Wohlfahrt so wichtig ist, allein ein Geheimniß der Geschwornen sein? Und was kann man für Gründe anführen, die wenige Sorge, welche man hierin für das Landvolk in den mehrsten Provinzen Deutschlands bisher gehegt hat, zu entschuldigen? Die Kenntniß der Landesgesetze und Ordnungen ist jedem, der danach handeln und beurtheilt werden soll, gewiß äußerst nöthig, sie ist edel und erhebt den Geist, sie ist dem Staate vortheilhaft, weil sich in tausend Fällen der Landmann selbst bescheiden könnte und nicht nöthig hätte, jeden guten und schlimmen Rath theuer zu erkaufen. Wie mancher fällt in die Strafe, die er vermeiden könnte, wenn er seinen „Kurzen Unterricht" für sich hätte! Wie mancher leiht sein Geld aus ohne die dabei nöthige Vorsicht zu kennen! Wie mancher klagt eine Schuldforderung ein ohne die Schwierigkeiten zu argwohnen, die ihm gemacht werden können! — welches alles nicht geschehen würde, wenn er besser unterrichtet wäre.

Ein solcher „Unterricht" kann aber nicht allgemein für mehrere Länder sein, dergleichen wir sonst verschiedene haben. Er muß auf die eigene Gerichtsverfassung eines jeden Landes eingerichtet, er muß ein Auszug aller geltenden Landesordnungen und Gewohnheiten, er muß ein kurzer Inbegriff des gemeinen Rechts sein, insofern es in den Handlungen des Landvolks seinen öftern Einfluß hat, und auf alle diese Fälle die nöthigen Klugheitsregeln und Hülfsmittel enthalten, wodurch man entweder einen Proceß vermeiden oder einen unvermeidlichen mit Wahrscheinlichkeit beurtheilen kann. Die Forderungen machen nun zwar ein solches Werk schwer und schrecken sowol einen Verfasser als Verleger ab. Aber eben deswegen sollte es ein Gegenstand der öffentlichen Vorsorge sein, von Obrigkeits wegen verordnet, befördert und veranstaltet werden. Ich will jetzt nur einige Exempel geben, um den Nutzen desselben zu zeigen.

Gewiß sind hundert Fälle in diesem Jahre vorgekommen, worin die Frauen, wenn ihre Männer Schulden halber gepfändet werden sollen, sich der Hülfsvollstreckung widersetzt haben, weil die Sachen, so man pfänden wollte, ihnen gehörten. Sie sind darüber bestraft und in weitläufige Processe verwickelt worden. Wäre es aber nun nicht gut, wenn die Frauen wüßten, wie sie sich in solchen Fällen zu verhalten hätten? Wäre es nicht gut, wenn sie wüßten, auf was Art sie das Eigenthum ihrer Sachen zu bescheinigen hätten, und wie sie solche gleich beim ersten Termin zurückerhalten könnten, wenn sie in demselben mit ihrem Beweise gefaßt erschienen, und falls sie solchen nicht hätten, lieber ihr Unglück ertrügen?

Die Wohlthat des stillschweigenden Pfandrechts, welches die römischen Rechte demjenigen, der Haus oder Land verheuert, auf das eingebrachte Hausgeräthe und auf das Korn, was auf dem verheuerten Lande wächst, verliehen haben, ist von unendlichem Werth. Ohne sie würden tausend geringe Heuerleute, welche keine andere Bürgschaft haben, weder Wohnung noch Ländereien erhalten können, und die ganze Bevölkerung des Staats darunter leiden. Wie oft sucht aber nicht dennoch ein anderer Gläubiger oder die Frau unter dem Vorwande, daß das eingebrachte Hausgeräthe ihr zustehe, dem Haus- und Landherrn sein Vorzugsrecht streitig zu machen! Und würde es nicht für alle Theile ersprießlich sein, wenn ein solcher von der Obrigkeit bestätigter „Kurzer Unterricht" das sichere Recht in solchen Fällen nachwiese?

Eine Menge von Supplikanten, welche wegen entwendeten Holzes aus den gemeinen Holzungen bestraft sind, meldet sich jährlich um Nachlaß der Strafe und gründet sich auf eine bescheinigte Armuth. Könnte man diesen nicht ein für allemal sagen, daß, wenn die Obrigkeit auch noch so viel Mitleid mit ihnen hegte, es doch wider alle Vernunft sei, in diesem Stücke die Entschuldigung der Armuth gelten zu lassen, weil sonst gar keine gemeine Holzungen erhalten werden könnten, und es eben die Armuth sei, die man am mehrsten zu bestrafen hätte, weil Reiche und Vermögende kein Holz stehlen würden?

Wie viele Beschwerden liest man nicht in andern Rügesachen, womit sich die Parteien vergebliche Mühe und Kosten machen, und die sie vermeiden könnten wenn in einem solchen „Unterricht" alle Rügefälle deutlich ausgedrückt, die Ursachen derselben begreiflich angezeigt und zugleich die Räthe ertheilt wären, wie sich die Beschwerten allenfalls zu verhalten hätten! Wie mancher würde eine geringe Strafe, sofern sie keinen Einfluß auf seine Gerechtsame hätte, bezahlen und verschmerzen, wenn ihm in dem „Unterricht" deutlich gewiesen wäre, wie hoch sich die Kosten beliefen, die er auf eine misliche Beschwerde verwenden müßte! Wie mancher

würde mit einer weitläufigen Vorstellung zurückbleiben, oder doch wenigstens sofort Gegenbescheinigungen beibringen, wenn er einmal wüßte, daß der Oberrichter allemal die Rechtsvermuthung für den Unterrichter fassen müßte und sich darin durch keine bloße Erzählungen stören lassen dürfte!

Die vornehmsten Wahrheiten der Dorf-, Marken- und anderer Polizeiordnungen, die Fälle und Maßen der Pfandungen, so zu Erhaltung eines Rechts geschehen, ein kleines Register, wie bei entstehenden Concursen die Gläubiger geordnet werden, eine deutliche Anzeige der Fälle, worin man mit einem Leibeigenen nicht contrahiren könne, ein kurzer Auszug der Taxordnung, was man in den gemeinsten Fällen an Richter, Advocaten und Procuratoren zu bezahlen habe, eine Vergleichung der Maßen im Stifte, ein Unterricht, was und wieviel ein Notariat-Zeugenverhör beweise, wann ein Arrest stattfinde, wann auf die erste und wann auf die andere Ladung Pfändung erfolge, wie es mit der Pfändung und dem Verkauf der Pfänder gehalten werde ꝛc., müßten unstreitig von unendlichem Nutzen für das Landvolk sein, wenn solche demselben in kurzen und deutlichen Sätzen vorgetragen würden.

Sollte man nicht jedem Städtchen seine besondere politische Verfassung geben?

Den schädlichen Einfluß unserer einförmigen philosophischen Theorien auf die heutige Gesetzgebung haben wir zu einer andern Zeit gesehen. Ihnen und der Bequemlichkeit der Herren beim Generaldepartement haben wir es allein zu danken, daß wir so viele allgemeine Verordnungen haben, die entweder gar nicht, oder doch nur so in Bausch und Bogen befolgt werden. Daß sie aber auch das ganze menschliche Geschlecht immer einförmiger machen, ihm seine wahre Stärke rauben, und in den Werken der Natur wie in den Werken der Kunst manches Genie ersticken, solches ist, so wahr es auch ist, noch von wenigen beherzigt worden. Und doch hätten diejenigen, welche den Menschen in seine erste Wildheit zurückwünschen um ihn in seiner Originalstärke zu sehen, mehr als eine Gelegenheit gehabt, dieses zu bemerken.

Der Mensch ist zur Gesellschaft bestimmt; und es fruchtet wenig, ihn in seinem einzelnen Zustande zu betrachten. Der rohe Einsiedler mag, mit der Keule in der Hand und mit einer Löwenhaut bedeckt, noch so stark, glücklich und groß sein, so bleibt er

doch immer ein armseliges Geschöpf in Vergleichung der großen Gesellschaften, die sich überall wider ihn verbunden haben und ewig wider ihn verbinden werden. Das Recht, nach seiner eigenen Theorie zu leben, dient ihm also zu nichts. Allein ob es nicht eine größere Mannichfaltigkeit in den menschlichen Tugenden und eine stärkere Entwickelung der Seelenkräfte wirken würde, wenn jede große oder kleine bürgerliche Gesellschaft mehr ihre eigene Gesetzgeberin wäre und sich minder nach einem allgemeinen Plan formirte, das ist eine Frage, die noch immer eine Untersuchung verdient.

Wenn wir auf den großen Ruhm der vielen kleinen griechischen Republiken zurückgehen und nach der Ursache forschen, warum so manches kleine Städtchen, was in der heutigen Welt nicht einmal genannt werden würde, ein so großes Aufsehen gemacht, so ist es diese, daß jedes sich seine eigene religiöse und politische Verfassung erschaffen und mit Hülfe derselben seine Kräfte zu einer außerordentlichen Größe gebracht habe. Man sieht, daß sie in ihrem Plan alles, was ihnen die Natur gegeben, auf das schärfste genutzt und aus jeder Menschensehne ein Ankerseil gemacht haben. Dieses thaten sie, ehe sie philosophische Theorien hatten, und indem sie, blos von ihren Bedürfnissen geleitet, nach der Richtung arbeiteten, welche zu ihrem Ziele führte.

Der Eifer, womit jedes Volk in der Neuigkeit seinen eigenen Erfindungen fröhnt, erhielt die ersten Stifter in ihrer patriotischen Schwärmerei; eine dazu eingerichtete Erziehung pflanzte solche auf die Nachkommenschaft fort: und jede Tugend erhielt ihren Werth nach dem Maße des Nutzens, welchen sie dem gemeinen Wesen schaffte. Die Größe aller andern berühmten Nationen scheint die Folge einer ähnlichen Art zu handeln gewesen zu sein, ehe allgemeine Religionen, Sittenlehren und Systeme diese eigenen Falten jeder besondern Völkerschaft ausgeglichen und die Art der Menschen zu denken und zu handeln einförmiger gemacht haben. So wie die allgemeine Menschenliebe fast alle Bürgerliebe, und die große Nationalehre die besondere Ehre jedes Städtchens verschlungen hat, ebenso scheinen die allgemeinen Natur- und Völkerrechte die starken Bande, welche aus jenen besondern Verfassungen entsprungen, verdrängt zu haben; daher sie auch weniger wirken und einen wenn man sie anwenden will nicht selten verlassen.

Mit leichter Mühe geriethen die Griechen auf den Schluß, daß man die jungen Menschen wie die jungen Thiere abrichten müsse; und die A b r i c h t u n g ihrer Kinder war ihre erste Sorge. Die gemeinen Bedürfnisse bestimmten die Art derselben; und alle ihre Kinder würden wie die Hänflinge ein Lied gepfiffen, oder wie die Hunde den Ball geholt haben, wenn das gemeine Wohl dieses

erfordert hätte. Aber sie wollten und bildeten Krieger, tapfere und dauerhafte Seelen, wie Harrison's Uhren, womit man die Welt umfahren kann ohne daß sie einen Augenblick fehlen, und Bürger, die ihr Vaterland über alles liebten.

Nach unserer jetzigen Verfassung brauchen wir dergleichen Kriegerseelen nicht, so nöthig es auch sein möchte, daß die minder mächtigen Völker die Zucht ihrer Jugend verstärkten und ein neues Geschlecht bildeten, das man nicht durch Tractate zu Sklaven machen könnte. Wir wollen jetzt lauter geschickte, arbeitsame und mäßige Leute, die viel gewinnen und wenig verzehren müssen. Diese suchen wir zu erzielen; und auch dahin könnte sich die Abrichtung erstrecken, wenn jedes Städtchen seine Polizei danach anlegte und solche auf seinen eigenen Zweck richtete.

In allen unsern jetzigen Verfassungen liegt der Fehler, daß ein Nachbar sich um die Aufführung des andern nicht weiter bekümmert, als es die Neugierde erfordert. Was geht es mich an? was geht es dich an? heißt es, wenn einer den andern auf liederlichen Wegen antrifft. Man fürchtet nur den Fiscus; und was dieser nicht sieht, das wird auch nicht gerügt. Keiner will Anbringer sein, und die Strafen werden als ein Zoll betrachtet, den man öffentlich verfahren kann ohne von seinen Nachbarn verrathen zu werden. Mit einer solchen Denkungsart werden wir nie arbeitsame, fleißige und mäßige Bürger ziehen.

Ich erinnere mich einer kleinen Colonie in Pennsylvanien, die sich vom Spinnen und Weben ernährte. Alle ihre Kinder gingen mit bloßen Köpfen und Füßen, mit einem kurzen Ueberzuge gekleidet. Im siebenten Jahre erhielten sie eine bessere Art von Kleidung, wenn sie bei einer angestellten öffentlichen Prüfung die ihnen vorgeschriebenen Stücken Garn spinnen konnten. Diejenigen, so dieses nicht konnten, durften ihren Ueberzug nicht ablegen und mußten ihn so lange tragen, bis sie diese Geschicklichkeit erlangt hatten. Wer zugleich in diesem Jahre fertig lesen konnte, wurde zu gewissen für die Jugend eingesetzten Spielen zugelassen. Das Recht Strümpfe zu tragen erwarb man sich, sobald man solche selbst knütten konnte, und zur Heirath wurden keine zugelassen als diejenigen so den Preis im Weben davongetragen hatten. Im ganzen Städtchen wurde auf Einen Glockenschlag und nur einerlei schlechte Kost gegessen. Diese war auf jeden Tag vorgeschrieben; ebenso auch die Kleidung. Der Krämer durfte nichts anderes feil haben und verkaufen, als was zu genießen oder zu tragen erlaubt war; und die Aufsicht hierauf war sehr scharf.

Um aber so viele Strenge zu versüßen, mußte jeden Sonnabend auf den Glockenschlag zwölf alle Arbeit aufhören, und nun versammelte man sich zu einem öffentlichen Feste. Hier ward

Wein und Kaffee und Braten nach Gefallen genossen; doch hatte man wenig Beispiele, daß jemand diese Erlaubniß unter den Augen des Publikums gemisbraucht hätte. Die Jugend hatte ihre Tänze und Spiele, und die Alten spielten auch oder genossen ihre vorigen Zeiten in dem frohen Anblick ihrer gesunden und raschen Kinder. Die ganze Woche freute sich ein jeder auf diesen Tag und aß seinen schwarzen Roggenbrei mit Vergnügen, weil er schon den Sonnabendsbraten im Kopfe hatte. Die Versuchung, heimlich Kaffee zu trinken, verführte die Weiber nicht, weil sie ihr Gelüstchen alle Woche einmal völlig stillen konnten; und wo sie es dennoch thaten, oder wo der Mann zu Hause etwas Verbotenes genossen hatte, da hieß es am Sonnabend: Der oder die ist „krank“. Denn den Kranken war nichts vorgeschrieben; nur durften diejenigen, so an einem Tage in der Woche sich des Privilegiums der Kranken bedient hatten, am Sonnabend nicht gesund sein und bei den Lustbarkeiten erscheinen.

In allen Verbrechen dieser Art hatte ein jeder auf das heiligste gelobt des andern Anbringer zu sein. Der Mann konnte seine Frau mit lachendem Muthe angeben und sagen, sie wäre krank; so ein Freund den andern, und das ohne Beweis solange er nicht kam und ihn forderte. Insgemein schämte sich aber der Kranke und blieb traurig zu Hause. Wer aber ein ganzes Jahr krank war, wurde für unheilbar erklärt und als ein Aussätziger gemieden. Bei höhern Verbrechen aber, als z. E. wenn jemand ein Stück Garn verkauft hatte, wurde mehrere Form beobachtet und der überwiesene Thäter vor dem Versammlungshause mit einem Stück Garn um den Hals eine Stunde lang zur schimpflichen Schau gestellt.

Diese Art zu denken und zu handeln war mit Hülfe der Erziehung zu einer solchen Stärke gediehen, daß sie ihre völlige Wirkung that; und es ist unglaublich, wie sehr die zugelassene öffentliche Lustbarkeit die heimliche Schwelgerei verhinderte und das Strenge milderte, was in der täglichen schlechten Kost und der regelmäßigen Kleidung herrschte. Die Einwohner genossen unendlich mehr Freuden als diejenigen, die sich solche durch täglichen Genuß unschmackhaft machen, und die Linnenweberlieder klangen heller als alle unsere Opernarien.

Dergleichen kleine Einrichtungen lassen sich im großen gar nicht machen. Sie sind blos das glückliche Spiel kleiner Städte oder Coterien; und so sollte eine Landesobrigkeit diesen Geist zu erwecken und durch dienliche Begünstigungen oder Belohnungen zu befördern suchen. Vielleicht hätten wir dann auch unsere Solonen und Lykurgen. Wir sehen täglich, was für große Dinge Innungen, Gesellschaften, Brüderschaften und dergleichen Verbin-

dungen schaffen können. Was kann uns also abhalten, die Menschen mit diesem Faden zu ihrem Besten zu leiten? Wie angenehm würde es nicht für Reisende sein, auf jeder Station gleichsam eine besondere Art von Menschen zu sehen und in jedem Hafen ein neues Otaheiti zu finden! Wie viele Philosophen würden nicht reisen, um das mannichfaltige Kunstwerk, den Menschen, zu sehen!

III.

Handel und Gewerbe.

Beantwortung der Frage: Was muß die erste Sorge zur Bereicherung eines Landes sein: die Verbesserung der Landwirthschaft, oder die Bevölkerung des Landes, oder die Ausbreitung der Handlung? Womit muß der Anfang gemacht werden?

Sie sollten jetzt nach C. kommen; wie hat sich der Ort verändert! Vor dreißig Jahren war es das armseligste Landstädtchen, das man nur sehen konnte, von Misthaufen und Hütten zusammengesetzt. Der Morgen Landes konnte damals des Jahrs mit 6 Mgr. zur Heuer thun, und Ochse, Einwohner und Pferd kröpelten das ganze Jahr auf der umherliegenden großen Heide herum, um die dürre Narbe davon ab- und in die Viehställe zu fahren. Man konnte in einiger Entfernung ganze Felder beinahe umsonst haben, wenigstens lag ein großer Theil verlassen und verwildert.

Was das Schlimmste dabei war, so zogen die Einwohner ihre Kinder nur für Fremde auf. Sobald ein Mädchen nur eben dienen konnte, floh es zur Hauptstadt, und die Söhne gingen in alle Welt, sodaß in vierzig Jahren gar keine neue Wohnstätte angelegt, verschiedene alte aber eingegangen waren. Das Korn, das dort wuchs, mußte, wenn die Einwohner etwas zum Absatze übrig hatten, weit zu Markte gefahren werden, und dazu war das Heidefuhrwerk zu schwach; folglich bauten sie selten mehr als sie selbst nöthig hatten; und was allenfalls übrig war, wurde unnöthigerweise verfüttert oder zu Branntwein verkocht. So war dieses Städtchen beschaffen, wie ich vor dreißig Jahren durchreiste und, weil ich etwas an meinem Wagen zerbrochen hatte, mich einen ganzen langen Tag dort verweilen mußte.

Wie groß war aber nicht meine Verwunderung, als ich vor einem halben Jahre wieder dahin kam, und in der Stadt eine Menge

der schönsten Häuser, ringsherum aber eine blühende Flur entdeckte! „Wie“, sagte ich zu meinem Freunde, den ich jetzt dort besuchte, „ist hier ein großer Herr eingezogen, der die Phantasie gehabt hat einige hunderttausend Thaler in der Heide zu verschwenden? Oder hat der Commissarius loci Neubauer angesetzt und denselben die große Heide ausgetheilt? Oder ist ein Philosoph hier erschienen, der den Einwohnern die Verbesserung des Ackerbaues gewiesen hat? Oder hat gar der Graf von ***, dessen Viehmägde aus dem Stalle auf die Opernbühne treten und so geschickt spielen als melken können, seine Zauberkraft hier bewiesen?“

„Ach“, antwortete er mir, „der großen Herren, welche auf diese Art ihr Geld verwenden, gibt es in Deutschland nicht viel; und wenn auch einer von ihnen jedem Wirthe in unserm Städtchen ein neues Ackergespann, einen Stall voll Vieh, eine Schiffsladung Korn und einen Berg von Kartoffeln geschenkt hätte, so würde doch nach Verlauf von zehn Jahren alles wieder in dem vorigen Zustande, die Pferde elend, der Stall schwach, das Korn verzehrt, die Kartoffeln verschlungen und unsere Heide nach wie vor wüste gewesen sein. Mit dergleichen plötzlichen Wohlthaten richtet man bei Menschen von einer gewissen Gewohnheit und einem gewissen Alter selten was aus. Fleiß und Geschicklichkeit müssen dem Menschen von den ersten Jahren angewöhnt und zum unumgänglichen Bedürfniß gemacht werden. Die Neubauer des Herrn Commissarius würden gelacht haben, wenn er ihnen ein Stück Heide zur Urbarmachung angewiesen hätte; und die Philosophen thun genug wenn sie die Buchdruckerfabriken in Aufnahme bringen, den Fleiß werden sie nie erwecken, solange sie nicht selbst Hand anlegen und durch glückliche Erfolge bereden. Von Ihrem Grafen sage ich nichts, als daß er der einzige Mann in seiner Art ist.

„Die ganze glückliche Veränderung ist einzig und allein eine Folge des Gewerbes und der Handlung, die zuerst mein Vater hierhergezogen, ernährt und zu ihrer jetzigen Höhe gebracht hat. Dieser Mann, der eine eigene Religion erfunden zu haben glaubte und eine besondere Gemeinde zu errichten gedachte, ließ sich zuerst in der Absicht hier nieder, um seine Profession als Camelotwirker in der Stille zu treiben und Gott nach seinem Wahne ungestört zu dienen. Den Anlaß dazu gab der Prediger des Orts, der in dem Rufe einer besondern Heiligkeit stand und in der That ein Mann war, an welchem mein Vater in aller Absicht einen getreuen Gehülfen fand. Er baute sich zuerst nur ein kleines Haus, welches aber doch in seiner Einrichtung so etwas Besonderes und Gefälliges hatte, daß sich alle Einwohner ein gleiches wünschten. In diesem schlug er seinen Weberstuhl auf, und der Prediger verschaffte ihm noch einige Kinder aus dem Orte, die für ihn spannen und

arbeiteten. Diesen wußte er eine solche Liebe gegen sich beizubringen, daß fast alles, was in dem Städtchen geboren wurde, sich zu ihm drängte. Der Prediger kam täglich und unterrichtete sie bei der Arbeit; mein Vater sorgte dafür, daß sie alle reinlich und auf eine vorzügliche Art in Camelot gekleidet wurden; und die Aeltern, welche das Wahre vom Falschen nicht unterscheiden konnten, freuten sich ihre Kinder so gut aufgehoben zu sehen. Manche Väter ließen sich bewegen auf die eine oder andere Art bei der Fabrik zu dienen, und viele Mütter hielten es für ein Zeichen der Andacht, sich ebenso wie ihre Kinder zu kleiden; sodaß in Zeit von zwölf Jahren Kleidung, Physiognomien und Menschen eine ganz neue Gestalt, und ich mag wol sagen, einen ganz neuen Geist erhielten.

„Die Einmüthigkeit herrschte vollkommen in der neuen Sekte, und die Menschen gefielen sich mehr und mehr in demjenigen, was den Reiz der Neuheit hatte und das Werk ihrer Erfindung zu sein schien. Sie arbeiteten und beteten und ergötzten sich auch bisweilen untereinander, und der Ruf dieser glücklichen Brüderschaft zog eine Menge von arbeitsamen Schwärmern herbei, die gern für andere arbeiten, aber für sich denken wollten.

„Dabei hatten sie eine so sichere und lebhafte Ueberzeugung von dem Grundsatze, daß alles was betete und arbeitete sein Brot haben könnte, daß nach Verlauf von zwanzig Jahren jeder junge Einwohner mit einer Zuversicht heirathete, dergleichen andere nicht bei großen Einkünften haben. Voll von dem Gedanken, daß ihre Redlichkeit und Geschicklichkeit ihnen bei ihren Mitbrüdern so viel Credit verschaffen würde, als sie zur Ausführung ihrer Unternehmungen immer nur gebrauchen, fiel es ihnen nicht einmal ein an dem Fortgange derselben zu zweifeln. Ihre Meinung in Glaubenssachen war also gleichsam eine Art von Vermögen, welche dem Landeigenthum oder einer andern Hypothek gleichgesetzt werden konnte, und schwerlich hat je eine Gemeinde auf ihre Besitzungen so vielen Credit gehabt, als hier die Seele auf ihre Denkungsart erhielt.

„Nun brauche ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Sie werden es aber leicht von selbst einsehen, wie auf diese Weise nach und nach die Menge von schönen Häusern gebaut, vieles Feldland in Gartenland verwandelt, ein guter Theil der Heide zu Kornfeldern und Wiesen gemacht, das Korn zu einem billigen Preis gehoben, der Ackersmann aufgemuntert, das Spannwerk verbessert und der Viehstapel vermehrt worden. Alles dieses folgte unvermerkt von selbst, und der Morgen Landes, der vor dreißig Jahren 15 Thaler galt, wird jetzt zu 150 verkauft. Die Stadt hat also den Werth ihrer Gründe zehnmal vermehrt und solche gewiß fünfmal vergrößert, sodaß sie jetzt funfzigmal so viel besitzt als vor dreißig

Jahren. Vor Zeiten konnte man die Milch nicht verkaufen, und man hielt deswegen nicht mehr Kühe, als man um des Mistes willen zur äußersten Noth gebrauchte. Jetzt lebt mancher geringe Mensch blos von einigen Kühen und ihrer Milch: so sehr hat sich alles durch die Handlung verbessert.

„Das ist aber doch noch das geringste. Gesetzt, das eigene Vermögen sämmtlicher Einwohner laufe auf eine Million Thaler, so ist ihr Credit auf zehn Millionen und, weil fünf Thaler Credit ebenso gut sind als fünf Thaler baar Geld, das Verhältniß ihres ersten Zustandes zu dem gegenwärtigen wie 1 zu 500."

Mein Freund, der in seiner politischen Rechnung fertiger als ich war und mit Hülfe eines Credits von 10 Millionen, nach der Methode des berühmten Pinto, seiner guten Vaterstadt leicht einen neuen Credit von hundert Millionen verschafft, folglich ihren Werth ins Unendliche erhoben haben würde, war im Begriff weiter fortzufahren, als ich ihm die Frage vorlegte: ob der jetzige Credit der Stadt mit oder ohne die besondere Glaubenslehre seines Vaters bestünde.

„Ja", sagte er, „er besteht nicht allein vollkommen ohne dieselbe, sondern würde auch ohne Zweifel so entstanden sein, wenn wir als rechtschaffene Christen uns zu löblichen Endzwecken vereinigten, und Geringe und Niedrige in der Gemeinde sich das allgemeine Beste mit Eifer zu Herzen nähmen. Der wahre Grund unserer Aufnahme liegt darin: daß ein Mann, der noch zurzeit nichts als seine Redlichkeit und Geschicklichkeit besitzt, auf diese beiden Hypotheken so viel Credit findet als er gebraucht.

„Es finden sich unzählige Leute im Staate, die Redlichkeit und Geschicklichkeit besitzen; beide Tugenden liegen aber, wie unsere Heiden, brach und ungenutzt, weil ihre Besitzer nicht das Vermögen haben sie urbar zu machen. Blos die Religion oder eine moralische Vereinigung der menschlichen Gemüther kann hier aushelfen. Der Reiche muß dem Armen so nahe kommen, daß er ihm völlig ins Herz, und dort seine Sicherheit sehen kann; alle Grundsätze der Religion und der Sittenlehre, welche dem Credit zu statten kommen, müssen auf das lebhafteste gefühlt und in dauerhafter Uebung sein. Die Geistlichen, welchen wirklich die Vorsorge für einen größern Theil unserer zeitlichen Glückseligkeit obliegen sollte als man ihnen insgemein gönnt, müssen die einzelnen Glieder ihrer Gemeinde beständig in einem solchen Lichte erhalten, daß einer dem andern sein Vermögen ohne Handschrift vertrauen kann, wie solches unter den großen Kaufleuten beständig geschieht. Auf solche Art können alle Mitglieder des Staats, ohne eigene Gelder zu haben, nützliche Unternehmungen anfangen und zu jeder Zeit Hülfe finden. Ge-

sundheit, Fleiß und Redlichkeit machen das größte Kapital des menschlichen Geschlechts aus; alles Gold und Silber in der Welt reicht so wenig daran, als das baare Geld an den gesammten Credit reicht; und jedes Mitglied des Staats, das in den Stand gesetzt wird jenes Kapital zu nutzen, ist ein größerer Gewinst für denselben als ein bemittelter Verschwender, der durch Titel und Bedienungen ins Land gezogen wird. Allein unter den strohernen Banden, welche die menschliche Gesellschaft in den mehrsten Ländern verknüpfen, bleibt diese ergiebige Mine ungenutzt, und man hat die Tugenden als den Grund des Credits und des Handels zu wenig betrachtet. Die Eifersucht des weltlichen Standes gegen den geistlichen geht zu weit, und man schätzt ein Volk freier, das durch Karrenschieben und Prügel zu seiner Pflicht geführt wird, als das fromme Häuflein, das durch geistliche Bewegungsgründe zum glücklichen Sklaven seiner Wohlfahrt gemacht worden."

Hier mußte ich meinen Freund unterbrechen, weil ich besorgte, er möchte in eine patriotische Schwärmerei verfallen. Indessen fühlt man doch hieraus den Grund, warum es viele Sekten, welche nach diesem Plane gearbeitet haben, in verschiedenen Arten des Handels und der Fabriken, ja selbst im Ackerbau wenn man auf die Mährischen Brüder, welche doppelte Landheuern bezahlen konnten, zurückgeht, so vorzüglich weit gebracht haben. Die Hauptfrage aber, worüber sich die Anhänger der Colberts und Mirabeaux streiten: ob nämlich der Handel oder der Ackerbau die erste Aufmerksamkeit des Staats verdiene, wäre nun noch zu entscheiden; und wenn ich nach obigem Exempel schließen wollte, würde das Urtheil für den Handel ausfallen, mithin ein glücklicher Ackerbau nur alsdann zu hoffen sein, wenn der Handel sämmtlichen Producten denjenigen Werth verschaffen kann, welcher dem Ackersmanne seine Mühe genugsam belohnt.

Vielleicht wendet man aber ein, es sei hier ein Unterschied zwischen einem reichen und armen Boden zu machen und ein gütlicher Vergleich dahin zu vermitteln, daß auf ersterm der Ackerbau, auf letzterm aber der Handel die erste Aufmerksamkeit verdiene. Allein auch der reichste Boden wird immer noch mehr tragen als er thut, wenn die Handlung die Verzehrung und den Werth der Früchte hebt und den Landmann in den Stand setzt, da Ananas zu bauen, wo er jetzt Kartoffeln zieht. Man weiß, daß die Einwohner zu Montreuil durch ihre Pfirschen einen einzigen Morgen Landes jährlich auf 6000 Livres nutzen, und daß in Polen, wo der Ackerbau ohne Handel getrieben wird, 6000 Morgen nicht so viel reinen Gewinst bringen.

Indessen ist freilich nicht zu leugnen, daß auf einem armen Boden Handlung und Gewerbe zur Verbesserung des Ackerbaues

nöthiger seien als auf einem ergiebigen. Der Anbauer des letztern macht sich immer selbst fertig und lebt gut, während die Gärtnerei auf einem unfruchtbaren Sande nur da gelingt, wo ihr eine mächtige Hauptstadt zu statten kommt; und so wäre freilich ein gütlicher Vergleich nicht zu verwerfen. Der sicherste Weg bei dem allen aber ist, beides, Ackerbau und Handel, zugleich zu befördern und einem durch den andern zu helfen. Der Handel kann zur Noth ohne Ackerbau bestehen, aber dieser nicht leicht ohne jenen. Ein hoher Preis der ersten Bedürfnisse, und selbst die Auflagen auf das Brot, die in Holland den ganzen Werth desselben übersteigen, schaden den dortigen Fabriken so sonderlich nicht; aber die Wohlfeilheit dieser Bedürfnisse, welche ohne Handlung leicht entsteht, drückt den Ackersmann zu Boden.

Doch Gewerbe und Handlung sind flüchtige Güter, die von einer Nation zur andern ziehen. Wie sehr ist die Größe der Holländer nicht gesunken! Ihre Flüsse sind untief geworden; ihren Herings-, Kabeljau- und Walfischfang haben sie mit andern Nationen theilen müssen; ihr Gewürzhandel ist in gleicher Gefahr; ihre Zuckersiedereien sind von den Hamburgern, Bremern und andern gestürzt und nicht ein Viertel von dem vorigen mehr; ihre Verschiffung, womit sie vorhin der ganzen Welt dienten, ist nur noch ein Schatten, da alle Völker ihre Waaren selbst holen; ihre schweren Fabriken sind durch die Franzosen, Schweizer, Preußen und Sachsen unnütz gemacht worden: und so werden sie bald, wenn einmal die Abnahme zu einem gewissen Grade geht, durch ihre Imposten zu Grunde gehen. Wie viel dauerhafter ist dagegen ein Staat, dessen Wohl sich auf den Ackerbau gründet, der allezeit seine Nothdurft und, wenn er etwas übrig hat, auch leicht Absatz findet und Deutschland zum mächtigsten Volke machen würde, wenn es nur auf Mittel dächte, seine Ausfuhr zu vermehren, und durch Vermehrung der Ausfuhr seine ungenutzten Heiden anzubauen gereizt würde. Denn ohne Ausfuhr im großen wird der Kornbau kein Land bereichern. Aller Miswachs und alle glückliche Ernten schränken sich immer auf 60, 80 oder 100 Meilen in der Breite ein. Auf diese Weise sind diejenigen, so blos das Korn auf ihren eigenen Markt bringen, immer geschoren. Hat Einer etwas, so haben sie es alle; und wenn sie alle darben, so hat Einer auch nichts. Dieses ist aber bei der großen Ausfuhr nie zu besorgen. Italien hat zwei Jahre Mangel gehabt, währenddderzeit Deutschland Ueberfluß hatte; und nun es uns fehlt, ist die Ernte in Italien glücklich gewesen...

Allein es ist unnöthig auf diese Declamation zu antworten. Der Handel wird allemal die erste Aufmerksamkeit des Gesetzgebers verdienen, weil selbst in England, wo man glauben sollte daß der Ackerbau sich selbst heben könnte, die Ausfuhr durch besondere Prä-

mien begünstigt werden muß, um einen ziemlichen Preis und durch denselben den Flor eines bessern Ackerbaues zu erhalten. Diese Prämien sind eine milde Gabe der Handlung, welche der Ackerbau denen zu danken hat, die jene auf den Thron gesetzt. In einigen Gegenden von Amerika tödtet man die Büffel um der Häute willen und läßt das Fleisch in den Wäldern liegen: dies ist Wirthschaft ohne Gewerbe und Handlung.

Schreiben über die Cultur der Industrie.

Sie wollen eine Fabrik anlegen, und dieses unter den Augen einer neugierigen und vorwitzigen Menge! O sparen Sie doch Ihr Geld und Ihre Gesundheit! Wer in dergleichen Unternehmungen glücklich sein will, muß keine Aufmerksamkeit, keinen Vorwitz erwecken. Er muß lange in dunkler Stille arbeiten, viele vergebliche Versuche, viele falsche Unkosten und manchen heimlichen Verdruß ausdauern, ehe er die Blendungen fortreißen und sein neues Gebäude öffentlich zeigen darf. Thut er dieses nicht, so wird er ein Märtyrer seiner Empfindlichkeit; die Eitelkeit, dieses allgemeine Ingredienz unserer Handlungen, führt ihn von dem mühsamen Wege auf den geschwindern, von dem richtigen auf den glänzenden, und kurz, er ahmt denjenigen fabricirenden Fürsten oder ihren jungen Kammerräthen nach, die das geschwinde und laute Lob der leichtfertigen und schmeichelnden Menge dem stillen Segen der Nachwelt vorziehen, die eine Fabrik zur Zeit der Frühlingssaat anlegen und in vierzehn Wochen die Gerste aus dem Sacke und wieder darin haben wollen.

Ich erinnere mich immer mit Vergnügen der Frau, die ein Soldat aus Brabant mit sich brachte. Sie machte die schönsten Spitzen, und hatte zwei kleine Kinder, die sie nichts anderes und auch nichts besseres zu lehren wußte. Die Nachbarstöchter in dem deutschen Dorfe, wo sie sich niederließ, sahen es anfänglich mit Verwunderung an und wünschten ihren Gespielinnen gleichzukommen. Ihre Mütter schickten sie endlich zu ihr in die Schule, und in Zeit von dreißig Jahren waren alle Mütter des Dorfes schon wieder Klöpplerinnen, die ihre Kinder zu gleicher Arbeit gewöhnten. Jetzt werden daselbst die schönsten brabantischen Spitzen gemacht: und dieses ist meiner Meinung nach die wahre Art, den Geist der Fabrik zu verpflanzen. Wo ist aber der große Herr, der die Geduld hat, so lange auf den Erfolg seiner Anstalten zu warten!

Glauben Sie aber nicht, daß ich dergleichen fürstliche Unternehmungen tadle. Nein, ich lobe sie, weil von den Trümmern ihrer Anstalten insgemein noch etwas zurückbleibt, was nach langen Jahren wiederum zu einem neuen Gebäude versammelt wird; allein ein Privatmann kann auf diese Art nicht verfahren. Jener kann auf eine rühmliche Art bei solchen Unternehmungen verlieren, ja er sollte billig allezeit verlieren, weil es seine Sache nicht ist, durch Fabriken zu gewinnen. Allein dieser schadet sich und schreckt andere von ähnlichen Unternehmungen ab, wenn er Sachen mit dem Scheine des besten Eifers anfängt und dennoch dabei zu Grunde geht. Hat dieser es nicht zu Stande gebracht, sagt die unerfahrene Menge, wer wird es dann wagen dürfen?

Ueberhaupt aber muß ich Ihnen sagen, ist es ein wunderliches Ding mit Verpflanzung der Fabriken. Unsere alten Linnenhändler sagen, sie wollen es jedem Stücke Linnen ansehen, in welchem Dorfe es gemacht ist; ja ich habe einen Garnhändler gekannt, der einige hunderttausend Stück Garn des Jahrs versandte und die Hand der Familie, welche es gesponnen hatte, ebenso gut zu unterscheiden wußte, als man die Schrift eines Menschen von der des andern unterscheiden kann. Der Aufseher über eine Galerie von Gemälden, der die Werke von hundert Meistern zu unterscheiden weiß, war ein Kind gegen den Garnhändler. Jeder Ort hat also ebenso etwas Eigenthümliches in seinen Arbeiten als in seinem Biere, welches von andern nicht leicht nachgeahmt und nachgemacht werden kann. Vielleicht hat die göttliche Vorsehung auch hierin ihre Weisheit zeigen und nicht zugeben wollen, daß ein Land sich allein alle Künste zueignen solle. Dem sei aber wie ihm wolle, es möge das Original von andern Ländern nachgeahmt, oder aber durch die Nachahmung eine neue Art von Originalien hervorgebracht werden können: so glaube ich doch, daß eine lange und mühsame Vorbereitung dazu erfordert werde, um eine neue Fabrik mit Vortheil anzulegen, ja daß die Erziehung der Kinder, sowol dem Geiste als dem Körper nach, dazu eingerichtet sein, und Gewohnheit, Sittenlehre, Vorurtheile, Exempel und viele andere Umstände zu dem glücklichen und dauerhaften Fortgange derselben mitwirken müssen. Was für Mühe wandte Nicolini nicht an, um Kinder zur Pantomime zu bilden! Was ist dieselbe aber in Vergleichung des starken Exempels, des beständigen Anführens und der unaufhörlichen Versuche, wodurch Kinder in den Nähnadelfabriken zu der ihnen eigenen Fertigkeit gebracht werden! Jene fällt freilich mehr in die Augen; aber diese ist unbemerkt unendlich. Wie viel heimlicher Einfluß muß auf die Kinder wirken, welche zu Gütersloh von ihrer zartesten Jugend an das Garn zu den brabantischen Spitzen spinnen! Wie viel eigenthümliche Handgriffe muß das Dorf Brokhagen im Ravens-

bergischen haben, welches den Flachs dazu bereitet, da es ihm kein ander Dorf hierin gleichthun kann! Was für eine eigenthümliche Beschaffenheit muß der Boden um dieses Dorf haben, da auch der Hanfsamen, welcher dort fällt und hier von Kennern um ein Drittel höher als der zwollische bezahlt wird, einen Hanf liefert, der unendlich feiner und seidenhafter verarbeitet werden kann als aller übriger! Was für ein früher und starker Eindruck gehört dazu, um den Wollenspinnern jeden Unterschleif mit der Wolle als die größte Sünde einzubilden! Wie früh wird das Ohr des künftigen Virtuosen gewöhnt! Welch eine Reihe von Jahren arbeitet er, um seine Finger, seinen Arm und sein ganzes Gefühl zu bilden! Wie anhaltend sind seine Bemühungen! Und wenn solche frühe, starke und große Studien dazu erfordert werden, um geschickte Leute in jeder Kunst zu bilden; wenn der Einfluß so vieler Exempel, wenn eine beständige Gewohnheit, wenn eine ordentlich darauf eingerichtete Sittenlehre nöthig ist, um diese Nation mit Lust auf die See, und jene singend in die Bergwerke zu führen; ja, wenn man dem Volke, was zu einer besondern Art von Arbeiten auf zeitlebens gewidmet bleiben soll, mit Hülfe der Erziehung gleichsam alle andern Sinnen nehmen und ihm nur den einzigen, den es gebraucht, lassen muß, um es zu einem beständigen Sklaven seines einzigen Berufs zu machen, um ihm die Geschicklichkeit, die Lust und die Kräfte zu benehmen, jemals ein ander Handwerk ergreifen zu können, und um es solchergestalt zu zwingen, ewig in seinen Fesseln zu bleiben: wie darf man dann von neuen Fabriken an Orten, wo solche gar nicht zu Hause sind, wo noch keiner durch Erziehung, Gewohnheit und Noth gezwungen ist, Arbeit bei der Fabrik zu betteln, wo die ganze Denkungsart der Einwohner noch nicht dazu gewöhnt ist, alles auf den großen Punkt zu leiten, wie darf man hier, sage ich, das erwarten, das leisten und das unternehmen, was an andern Orten, wo alle obige Vortheile den Fabrikanten zu statten kommen, schon längst vorbereitet ist und nur auf die Hand eines Verlegers wartet?

Glauben Sie aber nicht, mein Werthester, daß ich Sie dadurch von Ihrer Unternehmung abschrecken wolle. Meine Absicht geht blos dahin, Sie vor dem Fehler unserer heutigen Fabrikanten zu warnen, die insgemein mit einem prächtigen Gebäude den Anfang machen und ehe es fertig schon halb ermüdet sind, die alles sogleich mit fremden Händen und vollem Lohne zwingen wollen und die Jahre nicht erwarten können, worin der ausgestreute Same an ihrem Orte keimen, aufgehen und zur Reife gelangen kann. Nur alsdann erst, wenn einheimische Kinder unter der Anführung von Fremden gebildet sind und diese Kinder erst wiederum ihre eigenen Kinder erzogen haben, wenn das neue Geschlecht nichts anderes gesehen

und gelernt, und sich nothdürftig vermehrt hat, wenn dasselbe den Verleger als seinen Vater betrachtet und sich um die Wette beeifert besser und wohlfeiler zu arbeiten, wenn bei ihnen die Arbeit zum Bedürfniß, der Fleiß zur Ergötzung, die Noth zum Zuchtmeister geworden ist, wenn die Ernährung der Faullenzer nicht mehr Barmherzigkeit heißt, und keiner als einer der bei der Fabrik unvermögend gewordene ist Anspruch auf Mitleid und Unterstützung hat, wenn die erlernte Kunst sich mit der einheimischen Art hauszuhalten erst völlig vereinigt hat, wenn die Weiber und Kinder alle Zwischenräume der Haushaltung mit einschließen, wenn die Kinder bei ihren frühen Beschäftigungen das ewige Fressen vergessen und den Bauch nicht immer zum Schaden des Kopfes hervortreiben: dann steht ein Verleger auf seiner Höhe, regiert sein Volk und bezwingt die reichsten Staaten mit fleißiger Armuth. Dann kann er eine Fabrik auf die andere impfen, vom Leichtern zum Schweren übergehen und die rohe Waare, welche in Einer Art von Fabrik immer noch mit einigem Schaden genutzt wird, in mehreren mit allen möglichen Vortheilen gebrauchen.

Uebereilen Sie sich also nicht in der ersten Anlage; legen Sie den Grund dauerhaft und langsam; fahren Sie stille und unbemerkt fort und erwarten Sie den Erfolg Ihrer Bemühungen nicht eher, als bis er sich nach dem ordentlichen Laufe der Sachen darbietet.

Der nothwendige Unterschied zwischen dem Kaufmann und Krämer.

Billig sollten die Kaufleute überall von den Krämern unterschieden, für sie der erste Rang, für die Krämer aber der unterste nach den Handwerkern sein. Billig sollte jede Stadt zwischen beiden die genaueste Grenzlinie ziehen und keinen der Ehre eines Kaufmanns genießen lassen, der nicht für eine bestimmte Summe einheimischer Producte jährlich außerhalb Landes absetzte, oder für eine gleichfalls bestimmte Summe einheimische Fabrikanten mit rohen Materialien verlegte, oder auch sonst einen großen Handel von außen nach außen triebe. Jede Stadt könnte hierin ihr eigenes Maß halten; ein Landstädtchen könnte denjenigen als einen Kaufmann verehren, der jährlich nur tausend Thaler auf solche Art umsetzte, und größere Städte könnten auf zehn-, zwanzig-, hundert- und mehrere hunderttausend Thaler steigen, um die Summe zu bestimmen, durch deren Verkehr einer das Recht zu dem Namen und den Vorzügen eines Kaufmanns erlangen sollte. Mit der

Kaufmannschaft wäre sodann auch die höchste Ehre und Würde verknüpft; so wie im Gegentheil der Krämer von allen höhern Ehrenstellen in der Bürgerschaft völlig ausgeschlossen sein müßte. In den mehrsten großen Städten ist dieser Unterschied vor zeiten eingeführt gewesen, und in der Welt könnte die Ehre nicht nützlicher als auf diese Weise angelegt werden. Im Gegentheil kann man nicht unpolitischer verfahren, als daß man diejenigen, welche allen einheimischen Fleiß unterdrücken und auf nichts anderes denken, als an ausländischen Sachen zu gewinnen, mit jenen vermischt und beide in eine Klasse setzt.

Die Ehre und der Rang, welchen sich die Krämer mit den Kaufleuten und über die Handwerker erworben haben, ist unstreitig die offenbarste Erschleichung, welche jemals die gesunde Vernunft erlitten hat. Denn es gehört gewiß sehr wenig Kunst dazu, um hundert Pfund Zucker, Kaffee oder Rosinen in Empfang zu nehmen und bei kleinern Theilen wieder auszuwiegen. Die ganze Buchhaltung besteht hier im Anschreiben und Auslöschen, und die ganze Rechenkunst in der armen Regel de tri. Hundert Leute haben sich auf dem Lande niedergelassen und die Krämerei ergriffen, ohne sie jemals gelernt zu haben, und hundert Frauen sind in die Butiken gekommen, welche niemals vorher in der Handlung unterrichtet worden. Aber unter Millionen Menschen wird kein einziger auf einem so leichten Wege ein geschickter Schneider oder Schuster; und unter hundert, die das Handwerk gelernt haben, findet man oft nur einen, der es in einem vorzüglichen Grade versteht. Zum Handwerke wird also offenbar weit mehr Kunst und Geschicklichkeit erfordert als zur Krämerei; und es ist ein wichtiger Staatsfehler, die Kunst unter jene herabzusetzen.

Ueberhaupt wäre es gar nicht nöthig, eine eigene Klasse von Krämern oder eine sogenannte Krämergilde zu haben. Die ganze Krämerei sollte eine Ergötzung für die Handwerker und ihre Frauen sein. In den mehrsten großen Handelsstädten hat der Handwerker seine Werkstätte hinten im Hause, und gleich beim Eintritt glänzt die wohlaussehende Frau in ihrem Kramladen. Mit dieser Einrichtung sind unzählige Vortheile verknüpft. Die Frau des Schneiders handelt mit Mützen, Saloppen und andern dergleichen Waaren, die der Mann entweder selbst machen oder doch ebenso leicht als ein Krämer anschaffen kann. Der Mann bekommt, wenn letzteres geschieht, alle neue Moden in die Hände, er ändert danach seine eigene Arbeit, bessert an den empfangenen, lernt nachahmen, nutzt alle Kleinigkeiten und bedient sich aller Vortheile seines Amts. Auf gleiche Weise verfahren alle andern Handwerker. Ihre Frauen handeln mit solchen Waaren, worunter der Mann immer noch etwas von seiner eigenen Arbeit mit verkaufen, oder

woran er durch Aendern, Bessern oder Zusetzen etwas gewinnen kann. Alles, was an den Waaren zerbrochen oder verdorben ist, versteht er durch seine Kunst zu ersetzen; er bedarf keiner fremden Hand, wie der Krämer, und versteht die gute Erhaltung und Bewahrung der in sein Handwerk schlagenden Waaren besser als wie dieser, der oft nicht weiß, ob eine Waare sich in trockener oder feuchter Luft, in Holz oder Glas, auf dem Boden oder im Keller am besten erhalten will. Der Handwerker, der bei dieser Gelegenheit die fremden Preise kennen lernt und findet, daß sie geringer sind als er sie in seiner eignen Arbeit geben kann, sinnt den Kunstgriffen nach, die der Fremde gebraucht, entdeckt das Verfälschte oder Unvollkommene mit einem halben Auge, und erfindet durch seine kunstmäßige Einsicht sogleich einen Vortheil, wodurch er den Fremden wieder überholt.

Und wer kann ein größerer Kenner von Waaren sein als der Handwerker, der solche täglich selbst verfertigt? wer kennt die Farben besser als ein Färber oder Maler? wer Rauch- und Lederwerk, wer Wolle und Filz, wer Metall und Eisenwaaren besser als diejenigen, so darin arbeiten? und wer kann geschickter und fähiger sein, die Krämerei mit den dahin gehörigen Sachen zu treiben, als eben diese? Warum wird nicht den Handwerkern oder deren Frauen eine eingeschränkte Art von Handel damit gestattet? und was braucht man eigene Krämer, deren Vortheil immer gerade dem Vortheil der Handwerker entgegensteht, die selbst keine Waaren kennen und blos nach dem Scheine urtheilen, selbst betrogen werden und andere wieder betrügen?

Gleichwol ist es ein Verbrechen der beleidigten Bürgerschaft, so oft ein Schneider mit Nähnadeln, oder ein Maler mit Farben handelt, oder ein Schmied fremde eiserne Waare, die auf Hütten und großen Fabriken wohlfeiler gemacht werden, mit durchsetzt oder daran eine Politur und Verbesserung gewinnt. Unsere Vorfahren haben zwar den Grundsatz gehabt, die Zweige der bürgerlichen Nahrung so viel thunlich zu trennen, um die Zahl der bürgerlichen Familien zu vermehren und zu verhindern, daß nicht eine mächtige Hand alles an sich ziehen und, anstatt den Staat mit seßhaften Bürgern zu vermehren, mit einer Menge flüchtiger Gesellen arbeiten möchte. Diese Grundsäze waren gut und bleiben allezeit richtig, wenn auch ein Reichsabschied die unendliche Anzahl von Gesellen der Vermehrung bürgerlicher Familien vorzieht. Allein unsere Vorfahren haben es nie geargwohnt, daß eine Zeit kommen würde, worin die Krämer alle Ehre und Geld an sich ziehen und mit Hülfe von beiden ihre Mitbürger, die Handwerker, verdunkeln und ersticken würden. Bei diesem offenbaren Verfall würden sie nicht ihren Plan geändert, aber sicher eine Wendung in ihrer Polizei

gemacht, den Kaufmann erhoben, den Krämer heruntergesetzt und den Handwerker durch neue Privilegien begünstigt haben. Dieses hätten sie nach ihrer großen Einsicht gewiß gethan, und ich sehe keinen Grund ein, warum nicht eben diejenigen, die den Krämern unter andern Umständen Vorzüge eingeräumt haben, solche auch, nachdem es die gemeine Wohlfahrt erfordert, wieder mindern sollten.

Das Recht, mit Thee, Kaffee, Zucker, Wein und dergleichen zu handeln, könnte den eigentlichen Kaufleuten verbleiben. Jeder, der vor dem vertrauten Ausschusse darlegte, daß er z. E. für zehntausend Thaler jährlich einheimische Linnen- oder Wollenwaaren verschickte, könnte dabei füglich das Recht haben, mit jenen Waaren allein zu handeln. So würde die Krämerei eine Nebensache des Kaufmanns, und nur der Patriot, der mit der einen Hand seine Mitbürger höbe, hätte die Befugniß, sich mit der andern durch solche Waaren, welche sich nicht füglich für Handwerker schicken, zu bereichern. Dieses wäre eine gerechte Vergeltung; und weil die Krämerei dadurch zugleich zu einem bloßen Nebenzweige gemacht würde, so dürfte man auch so leicht nicht fürchten, daß einer sich zu sehr darauf legen würde. Der Kaufmann, der einheimische Producte im großen verschickt, hat eine edlere Seele; er denkt größer und hebt seinen Mitbürger, um seinen vorzüglichsten Handel durch ihn zu befördern. Dieses ist eine natürliche Folge der menschlichen Denkungsart, und die Ehre, ein Kaufmann zu sein und durch diesen Namen sich den Weg zu den höchsten bürgerlichen Würden zu bahnen, würde ihn scharfsinnig machen, neue Erwerbungsmittel für seine Mitbürger auszusinnen, um auf diese Weise durch neue Zweige seinen Handel und seine Ehre zu erhalten.

Bisdahin diese guten Wünsche erfüllt sein, muß man es als eine Glückseligkeit unserer Zeiten ansehen, daß allmählich große Krämer entstehen, deren jeder zwanzig kleinere verschlingt. Die kleinen Raubvögel, die unsere guten Handwerker zuerst verzehrt haben, werden solchergestalt ein Raub der größern; und da es nicht eines jeden Sache ist, sogleich ein großer Krämer zu werden, so muß man hoffen, daß unter diesen Aspecten sich wenige der kleinen Krämerei widmen werden. Man muß hoffen, daß dadurch mancher sich bewegen lassen werde, sich wieder zum Handwerk zu wenden, und daß endlich die Handwerker, wenn es zuletzt nur noch auf einige wenige Feinde ankömmt, diese überwältigen und durch eine neue und verbesserte Einrichtung sich Ehre und Recht verschaffen werden.

Gedanken
über den Verfall der Handlung in den Landstädten.

.... Wir müssen uns schämen, wenn wir an unsere Vorfahren in der Deutschen Compagnie (die Hanse) gedenken. Alles was wir jetzt in den Landstädten thun, ist dieses, daß wir unsere Manufacturen einem Bremer oder Hamburger vertrauen und uns durch dieselben herumführen lassen. Mancher ist gar so feige oder geldbedürftig, daß er gleich in Bremen und Hamburg verkauft und sich dem Preise unterwirft, welchen die auf der Börse daselbst versammelten Aufkäufer seiner Verlegenheit oder seiner kurzen Einsicht bestimmen. Die Laune eines Seestädters, eine Zaghaftigkeit, welche ihm seine größere Verwickelung in mehrern Arten des Handels auf einen Posttag zuzieht, eine zufällige Veränderung des Wechsels, eine vortheilhaftere Fracht, die Zeit welche er noch abwarten kann, die Noth des Verkäufers und andere Zufälle entscheiden den Vortheil des Mannes, der den ganzen Verdienst haben sollte; und der Kuppler entführt ihm die Braut. Kaum wissen unsere Landstädter die Zeit, wann ihre Waaren am besten gehen. Sie verkaufen ihr Korn nach der Ernte, ihr Linnen um Pfingsten, und bekümmern sich nicht darum, wann die Flotten aus England und Spanien nach Osten und Westen abgehen, und der Factorist an der Stelle den verlogenen Schiffspatron züchtigt oder doch an der Waare, wobei die erste Hand sich kaum das Leben gefristet, noch dreißig vom Hundert gewinnt. Alles, alles wird dem Seestädter gelassen, der mit runzelnder Stirne und hangenden Lippen die Ungeduld des Landstädters, der ihm seinen Segen feilbietet oder auf den Hals schickt und Geld und Waare darauf nimmt, hämisch demüthigt.

Wie erweitert, wie stark, wie glücklich waren dagegen die Einsichten unserer Verfahren in der Deutschen Compagnie! Sie bedienten sich zwar des Schiffbodens der Seestädter; allein sie verkauften ihre Waaren nicht auf dem bremischen Markte, sie überlieferten sich nicht mit Leib und Seele der Aufrichtigkeit eines Hamburgers. Für eigene Rechnung wurde ihre Waare eingeladen. An dem Orte ihrer Bestimmung, zu Bergen, London, Nowgord, Brügge und anderwärts, hielten sie ihre eigene Bedienten, ihre eigene Packhäuser und ihren eigenen Markt. Ihre Bediente, welche solchergestalt an allen Enden der Welt waren, gaben ihnen getreue Berichte. Sie sahen nicht durch die Brillen der seestädtischen Unterhändler. Sie ließen sich nicht von einigen Nebenbuhlern unterbohren, sondern wußten gleich, wann und warum eine Waare nicht mehr zog, wie sich Geschmack und Nothdurft änderten, wer bessere Preise gab, wodurch demselben der Rang abzugewinnen, was für

Farben und Streifen den Vorzug hatten, welche Moden am liebsten, und in welchem Stücke es auf die Güte der Sache, oder nur auf den Glanz ankam, wo sich neue Quellen eröffneten, und welche Handlungsmaxime der fremde Staat faßte. Jede Veränderung wurde ihnen zeitig, gründlich und von getreuer Hand bekannt, jede Theuerung oder Thorheit unmittelbar und schnell genutzt, jede Aussicht schleunig eröffnet und jede Unternehmung derselben angemessen. Alle Zahlungen gingen ohne Umschweife, und die Seestädte mußten ihren Wechsel aus den Landstädten in der Hanse kaufen.

Jetzt ist es einem Seestädter leicht, den Handel eines ganzen Landes zu verderben. Ungestraft macht er die Wappen und Zeichen anderer Länder nach, drückt solche auf schlechte Waare und verleumdet damit die Redlichkeit des Mannes und des Orts, der mit aller Treue seinem Zeichen und Wappen Ehre zu machen suchte. Er verändert das Gewicht, verkürzt die Elle und verkauft polnisch für preußisch, bis endlich die Empfänger, der schlechten Waare überdrüssig, auf eine neue Spur geleitet und durch andere Länder oder Waaren besser versorgt werden. Wo ist jetzt der Landstädter, der sich rühmen kann, einige Nachricht aus dem wahren Sitz der Handlung zu empfangen, die Ursache eines steigenden oder fallenden Wechsels zeitig zu bemerken, seinen Plan auf sichere Gründe zu bauen, die Bedürfnisse jeder Colonie, jedes Reiches zu kennen und sofort seine Maßregeln danach zu nehmen? Kaum kann er noch eine geringe Zahlung durch eigene Wechsel verrichten. Moses und Abraham rechne ich aber nicht mit. Diese können freilich Wechsel in Menge schreiben; aber darf man fragen wie? und können wir ohne Erröthen daran gedenken? Sie lassen die Wechsel in Bremen, Hamburg oder Amsterdam aufkaufen, schicken solche zur Erhebung an ihre Freunde in Spanien oder England, und verkaufen uns dann ihre Anweisungen auf das erhobene Geld. Der Hamburger, Bremer oder Holländer gewinnt also daran ein Halbes vom Hundert, der Engländer und Spanier ebenso viel, und Moses und Abraham sicher ein Ganzes. Und woher rühren diese Gelder? Sind es nicht Zahlungen, die wir aus Spanien und England zu fordern hatten? Geschehen sie nicht für Waaren, die man aus dem Lande nach den Seestädten geschickt hatte? Und verkauft man uns nicht unser eigen Geld? Erst schnellen uns die Seestädter um die Waare, und nun plündern sie unsern Beutel. Kann man sich etwas Schimpflicheres vorstellen? und würde nicht ein Kind aus der alten Hanse sagen, wir hätten allen Verstand verloren?

Dies ist aber die Sache nur noch von einer Seite, von der Seite wie wir unsere eigenen Producte und Manufacturen durch die Hände der Seestädter los werden, betrachtet. Nimmt man nun auch vollends die andere, wie wir unsere Bedürfnisse und den

sogenannten nothwendigen Ueberfluß aus fremden Ländern erhalten, hinzu, so vermehrt sich der Schade der Landstädter nach dem Maße, als die Einfuhr die Ausfuhr jetzt überwiegt. Unsere Vorfahren im Hansischen Bunde, da sie an den Enden der Welt ihre Factoreien hatten, erhielten nothwendig alles ohne Mittel und aus der ersten Hand. Sie kauften ihre Heringe nicht von den Holländern; ihr Factor zu Bergen ließ sie selbst fangen. Sie kauften den Leinsamen nicht um Ostern zu Bremen, sondern im Herbst von dem Landmanne an dem Orte wo er wächst, oder doch wenigstens auf dem Markte zu Riga oder in Libau. Jeder Kaufmann, der in einer Hansestadt wohnte, ließ den Thran bei seiner Factorei in Bergen sieden, seine Fische daselbst salzen oder trocknen, und die Kaufleute der Stadt Soest hatten so vieles für eigene Rechnung auf der See, daß es ihnen der Mühe verlohnte, besondere Freiheitsbriefe von dem dänischen Monarchen zu nehmen. Wo aber ist jetzt der Geist einer gleichen Unternehmung? Wie viele sind in der Hauptstadt, die nur einmal den Reis aus England ziehen? Und gleichwol schickt ihn der Engländer ohne Zahlung nach Bremen und wartet gern ein Jahr auf sein Geld. Wer kauft nicht seinen Taback bei fünf oder sechs Fässern in Bremen und läßt sich nicht oft dasjenige, was bei der Stürzung in England als schadhaft von dem Gewichte der Tonne abgezogen wird, für gute Waare verkaufen? Wer achtet auf die Schiffe, welche in England aus den maryländischen Colonien damit ankommen? Wer hat im voraus einige Nachricht, wie der Jahrwachs daselbst gerathen? Wer unterscheidet die guten glasgowischen und liverpoolschen Preise von den londonschen? Wer weiß die Rechte eines jeden Hafens und den Einfluß, welchen solche auf eine Waare haben? Dies überläßt man der Aufmerksamkeit des Hamburgers und Bremers; und dieser allein zieht den Vortheil, ohne Arbeit. Bei dem letzten Verkauf der Ostindischen Compagnie in Amsterdam sah man italienische und französische Gewürzhändler, aber keinen einzigen deutschen in Person. Gleichwol hatte man eine neue Art von Versteigerung durch Uebergebot eingeführt, welche die Gewürze merklich theuerer, und die Ausrichtung durch die Mäkler für die Zukunft weit bedenklicher machen wird. Alles was man von deutscher Aufmerksamkeit dabei bemerkte, war dieses, daß der feine Canel für Italien, der mittlere für Frankreich, und die schlechteste Borke für Deutschland erhandelt wurde.

Wie weit sind diese Grundsätze von den Grundsätzen der ehemaligen Hanse entfernt! Diese betrachtete die Seestädte als bloße Niederlagen. Sie behauptete zum Vortheile der Seestädte, daß jede Bundstadt nur ihre eigenen Waaren ausführen sollte, und zum Vortheile der Landstädte, daß jede Manufactur an dem Orte, wo sie fiele, zur Vollkommenheit gebracht werden müßte. Diesem großen

Gesetze zufolge durfte der Seestädter sich nicht unterstehen, das Färberlohn an einem Stücke Tuch zu gewinnen, oder ein Stück Linnen zu glandern, welches nicht dort gemacht war. Man sah ein, daß es dem Seestädter an wohlfeilen Händen mangelte, um die Spinnerei zu bestreiten, und daß es ihm im Gegentheile leichter fiele, einem rohen Stücke Tuch Farbe und Glanz zu geben. Man sah ein, daß, wenn ihnen dieses gestattet würde, die Landstädte nur für die Seestädte arbeiten, und diese zuletzt sich der Handlung und des wahren Vortheils bemeistern würden.

Was würden die Männer von solchen Einsichten denken, wenn sie hörten, daß jene zwei große Gesetze in ihrem ganzen Umfange kaum noch begriffen würden, wenn sie hörten, daß jetzt in den Seestädten alle Arten von Fabriken bestehen, und von dort her Hüte und Strümpfe in die Landstädte geschickt werden können! Sie würden glauben, die Welt hätte sich umgekehrt, und die Handarbeit sei wohlfeiler in der Seestadt als in der Landstadt. Unsere Gelehrten beschreiben uns die hansischen Kriege, aber nicht den Geist der damaligen Handlung. Leben und Thaten eines lübeckischen Bürgermeisters sind ihnen so wichtige Gegenstände, daß sie die Thorheit einer handelnden Compagnie, die in das Eroberungssystem verfällt, nicht einmal ahnden. Auch damals haben die Seestädter die deutsche Landhandlung einem Schwindelgeiste aufgeopfert. Ist denn aber den Landstädten der Weg nach andern Gegenden versperrt? Sind ihnen die schottischen Fabriken und Häfen unentdeckt? Ist ihnen Oporto und Bourdeaux mehr als den Seestädtern verschlossen? Können sie nicht ebenso gut als diese ihre Factoren in Lissabon und Cadix haben? Können sie nicht ebenso gut als ein Engländer und Holländer nach allen spanischen und portugiesischen Colonien handeln, wenn sie ein Packhaus in Lissabon und den Namen eines Spaniers oder Portugiesen miethen? Verleiht ein Bürger in London seinen Namen einzig und allein an einen deutschen Seestädter? Oder ist es unmöglich, an jedem Orte einen Freund zu finden, der gegen einigen Genuß des Vortheils auf aller Welt Bedürfnisse Acht gibt, neue Aussichten eröffnet, und blos die Stelle eines getreuen Spediteurs vertritt? Und könnten unsere müßigen Residenten nicht in mancher Absicht dem Staate dienen?

Man wird einwenden, daß man auf solche Art sein Gut dem Meere und unbekannten Personen anvertrauen, drei Jahre auf den Umschlag warten, aus dem spanischen und portugiesischen Indien Waare zurücknehmen, und für letztere einen großen Markt haben müsse. Eine Ladung Oel, Citronen, Rosinen, Weine, Wolle, Domingo, Indigo und dergleichen Waaren, welche Spanien zurückgäbe, würde eine Landstadt nicht mit Vortheil verschlingen können, und letzteres sei der wahre Vorzug der Seestädte, wodurch sie sich

der Handlung bisher allein bemeistert hätten. Allein Unsicherheit ist die Seele des Handels; und je länger man auf sein Geld warten muß, je größer ist auch der Vortheil, weil Krämer und Schleicher, die ihrer wenigen Pfennige gleich wiederum bedürfen, sich nicht daran wagen und den Handel verderben können. Blos die letzte Schwierigkeit würde erheblich sein, wenn der bremer und hamburger Bürger den Markt für sich allein, und Auswärtige nicht die Freiheit hätten, auf diesem Markt im großen zu verkaufen. Ein Landstädter kann alle seine spanische Rückfrachten dort ablegen, verkaufen, und an alle Enden der Welt gehen lassen. Er darf nur Kunden auf dem Lande haben; und wenn er dann bessere Preise als der Bremer geben kann, so wird dieser keinen Vorzug vor ihm gewinnen. Bessere Preise aber kann er geben, wenn er die Waare, als zum Exempel das Linnen, welches der Bremer in Bezahlung nach Spanien, oder unter eines Spaniers Namen nach den Indien geschickt und aus den Landstädten gekauft hat, unmittelbar dahin versendet. Sollte Hamburg und Bremen nicht wollen, so ist Harburg und Emden offen, und beiden fehlt nichts als Rückfracht in die Fremde.

Man denke nicht, daß der Neid zu stark dagegen arbeiten würde. Der deutsche Seestädter ist verlegener als man glaubt. Er wünscht, und der Holländer wünscht es mit ihm, daß aus Deutschland jährlich zehn tausend Schiffsladungen ohne seine Gefahr abgehen und ihm weiter nichts als die Packhausheuer, die Besorgungsgebühr und die Schiffsfracht einbringen möchten. Er verlangt nicht für eigene Rechnung zu handeln und erkennt gern, daß Lübeck und Hamburg zur Zeit der Hanse größer durch die Waarenlager von Deutschland als durch eigenen Handel geworden. Zu diesem Preise wird er seinen Lieblingshandel mit französischen Weinen gern den Landstädten selbst überlassen und noch etwas mehr als Tonnenstäbe nach Frankreich zurückführen können. Es fehlt ihm oft an Rückfrachten, und er muß gleich den Schweden in Ermangelung einiger Waaren bei dem Fremden ein Fuhrlohn verdienen. Allein der Landstädter muß die Entwürfe machen und den Seestädter leiten. Er muß wissen, was für Waaren aus Curassao oder St.-Eustache am besten verschleift, was in der Levante erfordert und im Norden gebraucht wird. Der Seestädter, solange er blos seine Gebühren für die Besorgung zieht, wird ihm keinen Factor in Smyrna halten und nicht für den Verkauf der Waaren an den Orten der Abladung einstehen. Dies muß der Landstädter selbst wissen, und diese Idee hat er jetzt völlig verloren. Wenn ihm eine Pflanzung in Surinam angeboten würde, wenn er seinen Kaffee dort selbst bauen lassen sollte, er würde glauben in einer ganz neuen Welt zu sein. Und gleichwol ist er so nahe dazu als ein

anderer und durch die Umstände zu weiter nichts verbunden, als seine Ernte in Holland auszuladen.

Die ganze Levante steht ihm offen; der Holländer hat den Handel, theils weil er der kleinen Vortheile satt war, theils weil er aus Deutschland mit keinen Waaren versorgt wurde, eine ganze Zeit über vernachlässigt. Der aufmerksame Engländer hat ihn verdrängt, und die leydener Tuchfabrik, welche in der Türkei noch berühmter als in Deutschland war, ist darüber versunken. Allein in Deutschland hat niemand darauf gedacht, einige Producte nach der Levante zu schaffen.

Keiner gedenkt sich in Alexandrien einen Markt zu machen, oder aus Cairo etwas zu erhalten; man läßt den Engländer und den Franzosen dort seinen Tüchern den Preis setzen, und das ärmste Städtchen in Deutschland wagt es nicht, die seinigen dort wohlfeiler auszubieten. Was die amerikanischen Colonien den Engländern, und was England der Stadt London ist, das sollte Deutschland den Holländern und übrigen Seestädten sein können. Oder sollte eine Schiffsladung von Schuhen aus London wohlfeiler abgehen können als aus Bremen? Und sollten selbige, wenn sie rechtschaffen gemacht werden, nicht ebenso viel Käufer in dem spanischen Indien finden als andere, die unter dem Namen eines spanischen Einwohners dahingehen? Jetzt ist es freilich die Zeit nicht mehr, auf die Schuhe zu gedenken, nachdem die amerikanischen Colonien das Leder so wohlfeil liefern, daß Deutschland bald seine Schuhe aus England erhalten wird. Indessen findet ein aufmerksamer Geist allemal noch neue Wege. Es gehen noch ganze Ladungen von geflickten Schuhen aus Sachsen nach Rußland; und der Franzose brachte die Federmüffe wieder in Mode, nachdem er das Rauchwerk aus Canada verloren hatte. Einer fleißigen Hand ist nichts unmöglich.

Ueberhaupt aber ist der deutsche Handel nicht allein in dem äußersten Verfall, sondern wir stehen auch in Gefahr, unser Brot mit der Zeit wohlfeiler aus Amerika zu erhalten, als es bei uns gebacken wird. England, das von uns nichts zurücknimmt und Gottes Wort für Contrebande erklärt, wenn es auswärts gebunden ist, wird unsere offenen Häfen mit aller Leibesnotbdurft und Nahrung versorgen; und die Seestädter, welche entweder bei der wenigen Ausfuhr aus Deutschland die Hände in den Schos legen, oder alle fremde Handlung begünstigen müssen, werden uns noch mehr Butter, Talg, Wachs, Honig, Hanf und Korn zuführen, uns mit Burton- oder Dorchester-Bier tränken und, wenn es ihnen an bessern Frachten fehlt, aus Noth mit Eis aus Grönland handeln. Nach England darf ohne besondere Erlaubniß des Königs keine irländische Butter kommen. Allein in Deutschland findet sie überall ihren Markt und,

was noch schlimmer ist, Käufer welche sie aus Mangel einheimischer nehmen müssen. Woher rührt denn dieses? Und warum befinden wir uns in diesem Bedürfnisse? Das einzige, was wir jetzt noch ausführen oder den Namen einer Ausfuhr verdient, ist Linnen. Auf selbigem liegen in England 40 vom Hundert, wovon auf dasjenige, was nach Amerika, 35, und auf dasjenige, was über Lissabon und Cadix nach Indien geht, fast alles zurückgegeben wird.

Gesetzt nun, es käme dahin, wie es bei der vorigen Parlamentssitzung beinahe gekommen wäre, wenn sich nicht einige besondere Nebenursachen ins Mittel gelegt hätten, daß die 35 vom Hundert auf dasjenige, was nach Amerika geht, nicht weiter zurückgegeben würden, so ist nicht der geringste Zweifel, daß nicht die schottländischen Fabriken alles schlesische, und die irländischen alles osnabrückische, ravensbergische, lippische und Weser-Linnen verdrängt haben würden. Womit wollte aber dann Deutschland noch weiter bezahlen? Und woran hängt es, daß jener große Entwurf, nach welchem die amerikanischen Colonien entweder schottländisch und irisch Linnen nehmen, oder aber dem Staate die 35 Procent davon bezahlen sollten, nicht zu Stande gekommen? An einer Furcht vor dem Amerikaner, an einem Haß gegen Schottland, an einem Neide der londonschen Kaufleute, die, solange das Linnen über Bremen kommt, mehr Meister von der Quelle sind, und an einiger Rücksicht auf die spanische Handlung, wohin das deutsche Linnen den Weg mehr über Holland wie vordem genommen haben möchte. Wie leicht mögen aber diese Bedenklichkeiten nicht verschwinden, wenn die Seestädter ohne Ueberlegung und ohne Gewicht nur immer und aus Noth von den Auswärtigen abhangen, Weine von Bordeaux holen, aber nichts als Holz wieder zurückbringen dürfen!

Ich erwähne mit Fleiß nichts von der Menge des Kaffees, Thees, Zuckers und Weines, welche nunmehro zu den Bedürfnissen eines Bettlers gehören und Deutschland auf das sichtbarste erschöpfen. Dergleichen Dinge sind zu klar und zu abgenutzt, als daß ich ihrer erwähnen sollte. Und die Gefahr kann nicht größer sein als sie ist, wenn man die äußersten Bedürfnisse wohlfeiler aus der Fremde zieht als daheim baut, gleichwol aber mit seinen Händen wenig oder nichts schafft, um das Gleichgewicht dagegen zu halten, keinen Blick in die Welt thut, welche dem Fußgänger wie dem Reiter offen steht.

Es ist fast unglaublich, wie sehr wir seit einigen Jahren die Bilanz der Handlung verloren haben. Wie lange ist es, daß 100 Albertsthaler 120 Thaler unserer Münze galten? Und wie lange stehen sie nun an und über 135? Wer denkt die Zeit, daß der englische Wechsel so lange und so anhaltend um und über 600 geschwebt? Und welcher Mensch in der Welt hätte es sich vor-

stellen sollen, daß England in wenigen Jahren an die zehn Millionen Pfund Sterling hätte nach Deutschland übermachen können, ohne dort schuldig zu werden und den Wechsel gegen sich zu haben? Flüsse und Häfen könnten uns dienen. Allein zufüllen und versenken sollten wir sie beinahe, da sie ihrem Vaterlande ungetreu und Fremden dienstbar werden.

Jedes Seestädtchen handelt blos nach seiner eigenen Politik, und die Wohlfahrt des Reichs, welche leider mit jedem einzelnen Theile desselben contrastirt, ist kaum noch dem Namen nach bekannt. Aber auch in keinem Friedensschlusse wird für die Befestigung der Handlung gesorgt. Man hat sich von Rußland, Frankreich, England und Holland nie etwas Fruchtbares dafür bedungen und ist stolz, einen Rangstreit ausgemacht, oder eine neue Messe angelegt zu haben.

Man glaube aber nicht, daß die Seestädter ihren Vortheil zuerst von dem Vortheile des Reichs getrennt haben. Den ersten Fehler ausgenommen, welchen sie jetzt mit der englischen Ostindischen Compagnie gemein haben, daß sie Kriege mit den Reichen anfingen, mit dessen Einwohnern sie handeln wollten, so sind es die Landstädte, welche sich ihnen zuerst entzogen und sie dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt haben, alles für eigene Rechnung zu thun und, in Ermangelung deutscher Waaren, uns so viel mehr fremde zuzuführen. Es liegt an uns, daß wir nicht unsern Vortheil mit dem ihrigen wieder vereinigen und Leute aus ihnen aufmuntern, welche zum Vortheile Deutschlands reisen, neue Oeffnungen für den Handel suchen, neue Quellen entdecken, die Bedürfnisse eines jeden Landes ausfinden, den Mitteln, wodurch es jetzt von andern Nationen ausgeholfen wird, nachspüren, die Möglichkeit, ihm besser und wohlfeiler zu dienen, überlegen und uns dann die Vorschriften geben, wonach wir in den Landstädten arbeiten müssen, um ihre Erfahrungen zu nutzen. Dieses ist wenigstens, da wir selbst dergleichen Reisen nicht unternehmen und nur mit fremden Augen sehen wollen, das Erträglichste; und vielleicht brächten alle unsere Landstädte mehr als dreihundert Fragen zusammen, welche solchen Reisenden mitgegeben werden könnten.

Es geht kein Jahr vorbei, daß nicht wenigstens zehn Engländer der Handlung wegen Deutschland bereisen und sich Kunden erwerben. Zwar sind es mehrentheils Londoner, welche blos Bestellungen suchen und eben so viel nicht schaden, weil Leute von Einsicht, welche ihre Waaren aus den innern Häfen und aus den Landstädten Großbritanniens selbst ziehen, ihnen eben das, was sie anzubieten haben, wohlfeiler in Deutschland geben können, als es ein Londoner, der seine Gebühren auf der Waare und der Zahlung sucht, verschaffen kann. Wie mancher Landstädter glaubt aber nicht,

alles gefangen zu haben, wenn er seine Waaren nur aus der beschwerten Themse erhält! Und wie sehr beweisen die Reisen die Aufmerksamkeit des Briten! Es war eine Zeit, wo ganz Niederdeutschland mit den sogenannten englischen Adventurers (mercatoribus adventuratoribus) überschwemmt war. Sie hatten ihre Stapel in allen hansischen Städten, und diese mußten ihnen ebendas Recht gestatten, was sie selbst in ihrer Guildhall, der hansischen Niederlage in London, genossen. Nun haben zwar die Engländer den Hansischen so viele Schwierigkeiten gemacht, daß sie den Platz räumen müssen, und die Adventurers sind diesseits aus ihren Nestern gestoßen. Allein letzteres ist in der That nur dem Namen nach geschehen; die Seestädter dienen ihnen mit geringern Unkosten als Factoren, und die Engländer würden ein Gleiches für uns thun, wenn wir nur etwas hätten, was ihnen zu gebrauchen beliebte. Letzteres aber ist sehr wenig. Wir tragen alles, was sie machen; sie aber nehmen nur von uns, was sie selbst nicht hervorbringen können. Sie haben sogar im vorigen Jahre, nachdem die große Gesellschaft zu Beförderung der Künste einen Preis von hundert Pfund Sterling demjenigen versprochen hatte, welcher eine gewisse Menge osnabrücksches Linnen auf gleiche Art und zu gleichem Preise, als hier geschieht, liefern würde, das Garn aus Westfalen kommen lassen und sich erst durch wiederholte Versuche von der Unmöglichkeit überzeugen lassen. Anfangs wunderten sie sich, wie wir so einfältig sein und ihnen das Garn zukommen lassen könnten, ohne das Weberlohn daran zu verdienen. Wie sie aber das Garn fast theuerer fanden als das Linnen, was davon gemacht werden konnte, so schienen sie uns dennoch etwas mehr als Klugheit zuzutrauen. Der Brite ist in der That so gefährlich nicht als wir glauben. Es gibt nahe bei London so schöne Heiden als in Deutschland; und die Engländer rechnen sehr mäßig, wenn sie auf vierhundert Millionen Quadratruthen wüster Gegenden blos in England rechnen. Nil desperandum! Wenn wir uns nur angreifen wollen! Allein wir kennen die Welt von der Seite der Handlung nicht, und der Seestädter treibt die Handlung als die Alchemie. Sonst müßten wir, die wir unter einer Last von Pfennigen seufzen, wo der Engländer Pfunde zu entrichten hat, längst weiter sein als wir sind. Alles, was wir zu unserer Entschuldigung sagen können, ist, daß uns der Markt fehle. Woran liegt es aber, daß wir ihn uns nicht verschaffen? Und warum muß ein Deutscher zu Birmingham uns die lackirten Tische auf die Messe schicken? Warum müssen wir eine Sache wie die Fußdecken, wovon die Mode in funfzig Jahren so allgemein als in England sein wird, von Wilton haben? Sollte die Stahlarbeit nicht ebenso gut auf dem Harze als in Schweden und England gerathen?

Ein Grund unsers Verderbens liegt in der Schwächung der Handwerker und in der Ermunterung unserer Krämer. Man lasse sich die Rollen von unsern Handwerkern nur seit hundert Jahren zeigen. Die Krämer haben sich gerade dreifach vermehrt, und die Handwerker unter der Hälfte verloren. Der Eisenkram hat den Kleinschmied, der Bureau- und Stuhlkram den Tischler, der Tuchhandel den Tuchmacher, der Goldkram den Bortenwirker, der goldene, härene, gelbe und weiße Knopf den Knopfmacher und Gelbgießer verdorben. Und kann man sich eine Sache gedenken, womit der Krämer jetzt nicht heimlich oder öffentlich handelt? Lauert er nicht auf alle Gelegenheiten und Thorheiten, um etwas Neues, Wunderbares und Fremdes einzuführen? Und kann man ein Exempel aufweisen, daß ein einziger Krämer auch nur einem einzigen Handwerker unter seinen Mitbürgern durch seine Anleitung und Einsicht aufgeholfen habe? Die Rechtshöfe, welche die Krämerei für die Handlung ansehen und dasjenige, was von der Handelsfreiheit mit Recht gilt, der Krämerei zugute kommen lassen, würden sich einer Ketzerei schuldig zu machen glauben, wenn sie eine Handwerksgilde gegen die Krämer schützten, ohne daß erstere nicht ein Privilegium aufzuweisen hätte. Und wer ist denn der Handwerker? Es ist der Mann, der die Landesproducte veredelt, an fremden und rohen die Früchte des Fleißes gewinnt und dem Staate jährlich unsagliche Summen erspart. Was aber ist der Krämer? Ein Mann, der blos Fremde, sie seien Freunde oder Feinde, bereichert, die Wollust nährt, einen jeden durch neue Arten von Versuchungen reizt, den Handwerker und seinen Markt durch jede neue Mode, ehe er es sich versieht, altfränkisch, durch seinen Stolz die Handarbeit verächtlich, und den Jüngling von Genie zum neuen Krämer macht.

Sind die Handwerker jetzt schlecht, sind sie eigensinnig und theuer, so ist dies nur eine Folge des erstern. Bei der betrübten Aussicht in die vielen Krambuden kann kein Handwerker Muth fassen; er kann nichts wagen, er kann nicht im großen und mit vielen Händen arbeiten; es verlohnt sich nicht mehr der Mühe Geschicklichkeit zu haben. Wer Geld hat, wird kein Handwerker; und, wenn alle Krämer dermaleinst mit Schuhen handeln werden, so bedarf ein Schuster zuletzt nichts mehr, als das Altflicken zu lernen. Der prächtigste Anblick von London zeigt sich im Gegentheil in den Buden der Handwerker, jeder Meister handelt mit seiner Waare; in unsern Landstädten hingegen arbeitet der Meister auf Bestellung, und man scheut sich zu bestellen, weil man oft etwas Schlechtes theuer bezahlen, oder grobe Worte hören muß. Man lasse sich aber durch diesen Cirkelfehler nicht blenden, schränke die Krämer ein, und befördere tüchtige Handwerker in genugsamer Menge: so wird

der Staat nur weniger roher Materialien bedürfen, den Fremden nicht bereichern, und wenigstens durch Ersparen gewinnen. Man lasse nur jährlich von Obrigkeits wegen die neuesten französischen und englischen Modellbücher kommen und den Handwerksgilden gegen Erstattung der Auslagen austheilen. Die Geschicklichkeit wird sich bald finden, und eine genugsame Menge der Handwerker die Preise mehr erniedrigen als alle Krämerei. . .

Darf ich es sagen, daß auch sogar das System unserer Fabriken ungleich schlechter sei als das alte? Vordem war die Eintheilung so, daß alle Fabriken zum Handwerk gehörten, und der Kaufmann blos der Verleger und der Beförderer des Handwerks blieb. Jetzt hingegen ist der fabricirende Kaufmann gleichsam der Meister, und wer für ihn arbeitet nur ein Gesell; und dieser Gesell arbeitet für Tagelohn. In einem solchen Plan, wenn er nicht von vielem Glücke begleitet wird, liegen weit mehr Fehler als in dem alten. Der Taglöhner nimmt die Sache nicht so zu Herzen, er stiehlt manche Stunde, erfordert viele Aufsicht und eine Reihe von Bedienten, um den richtigen Uebergang der Manufactur aus einer Hand in die andere zu bewahren, zu berechnen und zu balanciren. Der Handwerksmeister hingegen, der sich von jenem wie der Pachter von dem Verwalter unterscheidet, könnte dem Kaufmann weit vortheilhafter dienen, und der Staat erhält Bürger statt flüchtiger Gesellen. Dies war die Maxime der Städte in jenen Zeiten, welche wir die barbarischen nennen. Dies war die wahre Quelle ihrer Größe, ehe der Kaufmann den Handwerker verlassen und sich dafür auf die Krämerei gelegt hat. Durch diese heben sich noch die Städte in der Lausitz und im Voigtlande wieder empor. Alle Fabrik ist dort Handwerk, und der Kaufmann ihr Verleger. . .

Also sollen die deutschen Städte sich mit Genehmigung ihrer Landesherren wiederum zur Handlung vereinigen?

Deutschland hat seine Häfen wie andere Reiche, und es ist zur Handlung so gut gelegen als das beste. Allein solange seine gegenwärtige Regierungsverfassung dauert, wird es nie zu der Größe in der Handlung gelangen, wozu es nach seinen Kräften gelangen könnte.

Schon in der Taufe, wie unsere Vorfahren aus dem Heidenthum bekehrt wurden, mußten sie nicht blos dem Teufel, sondern auch den Teufelsgilden, das ist allen den großen Verbindungen entsagen, welche sie in Ermangelung einer vollkommenen Oberherr-

schaft nach dem Exempel aller freien Völker unter dem Schutze einer irdischen Gottheit zu ihrer Vertheidigung und Aufnahme errichtet hatten. Die besorgte Eifersucht Karl's des Großen verstattete ihnen kaum, ihre Schiff- und Brandassecurationsgesellschaften beizubehalten. Alle übrigen Verbindungen wurden aufgehoben.

Auf dem Reichstage zu Worms von 1231 ward die Frage aufgeworfen: ob eine Stadt oder Gemeinheit mit andern Verbindungen oder Gesellschaften aufrichten könnte? Und der gute Kaiser Heinrich erkannte mit Rath der Reichsfürsten, daß ihnen dergleichen nicht erlaubt sein könnte.

In der neuesten Wahlcapitulation heißt es endlich noch, wiewol leider zu einem sehr großen Ueberflusse:

> Ihro Kaiserliche Majestät wollen die Commercia des Reichs zu Wasser und zu Lande nach Möglichkeit befördern; — dagegen aber die großen Gesellschaften, Kaufgewerbsleute und andere, so bisher mit ihrem Gelde regiert, gar abthun.

Und so hat zu allen Zeiten, von dem ersten Augenblick an, da der deutsche Nationalgeist sich einigermaßen erheben wollen, bis auf die heutige Stunde, ein feindseliges Genie gegen uns gestritten. Man denke aber nicht, daß unsere Gesetzgeber zu schwache Augen gehabt haben. Nein, die Territorialhoheit stritt gegen die Handlung. Eine von beiden mußte erliegen; und der Untergang der letztern bezeichnet in der Geschichte den Aufgang der erstern. Wäre das Los umgekehrt gefallen, so hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, und die verbundenen Städte und Gemeinden würden in einem vereinigten Körper die Gesetze handhaben, welche ihre Vorfahren, mitten in dem heftigsten Kriege gegen die Territorialhoheit, der übrigen Welt auferlegt hatten. Nicht Lord Clive, sondern ein Rathsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle ertheilen.

Noch sind es keine vierhundert Jahre, daß der hanseatische Bund den Sund und die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen und Rußland mit Ausschluß aller übrigen Nationen behauptete, Philipp IV. von Frankreich nöthigte, den Briten alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten, und endlich mit einer Flotte von hundert Schiffen Lissabon eroberte, um auch diesen großen Stapel zur Handlung für alle entdeckte und zu entdeckende Welttheile zu seinem Winke zu haben; eine Unternehmung, welche mehr Genie zeigt als die Erfindung des Pulvers, deren die Reichsgeschichte noch wohl gedenkt, wenn sie jenen großen Entwurf auf Lissabon mit Stillschweigen übergeht.

Kaum sind dreihundert Jahre verflossen (1475), daß ebendieser Bund England nöthigte, den Frieden von ihm mit 10000 Pf. St. zu erkaufen, Dänemark feilbot, Livland erobern half und den Aus-

schlag in allen Kriegen mit ebendem Uebergewichte gab, womit es England seit einigen Jahren gethan hat. Keine Krone weigerte sich, die Ambassadores dieser deutschen Kaufleute (sie hießen mercatores Romani Imperii) zu empfangen und dergleichen an sie abzuschicken. Noch im 16. Jahrhundert behauptete er die alleinige Handlung in der Ostsee mit einer Flotte von 24 Kriegsschiffen gegen die Holländer. Und dieser große Geist der Nation ist es, welchen Ihro Kaiserliche Majestät allergnädigst abzuthun geschworen haben. Dieser Geist, welcher sich gewiß von beiden Indien Meister gemacht und den Kaiser zum Universalmonarchen erhoben haben würde, ist es, welchen die Reichsfürsten nicht ohne Ursache verfolgt, aber allezeit übereilt erstickt haben. Was muß ein Deutscher nicht empfinden, wenn er die Nachkommen solcher Männer gleichsam in der Karre schieben, oder Austern fangen, Citronen aus Spanien holen und Bier aus England einführen sieht!

Fünfundachtzig verbundene Städte in der untern Hälfte von Deutschland waren es indessen, welche diese Wunder verrichteten und in der Handlung die Mittel fanden, so große Kosten zu bestreiten; währenddeßzeit in der obern Hälfte von Deutschland eine Südseecompagnie mit ihrer Handlung die Levante beherrschte und die Schätze aus Asien und Afrika nach Deutschland zurückbrachte. Beide Compagnien, sowol die hanseatische, oder die nördliche und westliche, als die südliche, verstanden ihr gemeinschaftliches Interesse; und man kann es nicht ohne Erstaunen betrachten, daß Englands Handlung damals durch deutschen Fleiß nach der Levante getrieben wurde. Die Größe der Venetianer und die Flotten, womit die unglücklichen Kreuzzüge unterstützt und die wichtigen Unternehmungen auf Afrika und Asien ausgeführt wurden, sind aus dem Handel erwachsen, welchen die verbundenen Städte in Oberdeutschland aus den italienischen Häfen trieben.

Jedoch diese güldnen Zeiten der deutschen Handlung kommen wol niemals wieder. Sie werden kaum mehr geglaubt: so sehr haben wir uns von ihnen entfernt. Das Besonderste dabei ist, daß alle Handwerker zugleich ausgeartet und der fliehenden Handlung nachgefolgt sind. Man sehe nur auf die alten Arbeiten an Altären, Einfassungen der Reliquien, Monstranzen, Kelchen, Bechern und dergleichen, auf die Kästlein von Ebenholz, auf die Kunstwerke von Elfenbein und auf verschiedene andere getriebene, geschnitzte, eingelegte und durchgearbeitete Stücke, welche sich noch hie und da in Cabineten finden; man betrachte nur einige Denkmäler der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst, so uns aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert noch übrig sind; man gedenke an das Dauerhafte, Kühne und Prächtige der gothischen Stücke, welche um deswillen, daß sie nach einem besondern Zeitgeschmack gearbeitet sind, ihren

Kunstwerth nicht verloren haben: so wird man sehen, daß zur Zeit der hanseatischen Handlung eine Periode in Deutschland gewesen, worin es die größten Meister in jedem Handwerk gegeben habe. Und man kann dreist behaupten, daß die Deutschen die Handlung und den damaligen gothischen Stil der Kunst zu gleicher Zeit aufs höchste gebracht hatten. Man würde jetzt Mühe haben, einen einzigen solchen Meister in Ebenholz, Elfenbein und Silber wieder aufzubringen, dergleichen vor dreihundert Jahren in allen Städten angetroffen wurden. Fast alle deutsche Arbeit hat zu unserer Zeit etwas Unvollendetes, dergleichen wir an keinem alten Kunststück, und gegenwärtig an keinem rechten engländischen Stücke, antreffen. So sehr ist das Handwerk zugleich mit der Handlung gesunken. Die einzige Aufmunterung der Handwerke kommt jetzt noch von Höfen; und was sollen einige wenige mit Besoldungen angelockte Hofarbeiter gegen Handwerker, die während des hanseatischen Bundes für die ganze Welt in die Wette arbeiteten?

Das Exempel der Städte in Frankreich, wovon die vornehmsten im vorigen Kriege dem Könige ein Schiff bauten, der ähnliche Entschluß des Theaters zu Paris, und der große Anschein daß jede große Stadt und Herrschaft in Deutschland, wenn der Landesherr wollte, ein Schiff zur See haben könnte, möchte zwar manchen auf den Einfall bringen, daß man endlich auch wol eine deutsche Flotte in See setzen und sich damit ebendie Vortheile wieder erwerben könnte, welche unsere Vorfahren besaßen und andere Seemächte besitzen, die ihre Commerzientractate mit der Kriegsmacht unterstützen. Man könnte wenigstens hoffen, die Handlung damit offen und die Seemächte abzuhalten, sich in jedem Reiche Monopolien zu bedingen. Denn was sind die heutigen Commerzientractate anders als Monopolien? Und ermächtigt sich nicht beinahe jeder Herr, die Handlung seines Reichs den meistbietenden Seemächten zu verpachten? Allein dergleichen süße Träume, ohne deren Erfüllung Deutschland gleichwol niemals einen einzigen Commerzientractat mit den nordischen Reichen zu Stande bringen wird, verbietet uns die Reichsverfassung, und auf sichere Weise selbst die kaiserliche Capitulation. Beim Anfang des Dreißigjährigen Krieges legten es die Schweden dem Kaiser sogar zum Uebermuth aus, daß er an eine Reichsflotte in der Ostsee, welche doch, wenn man sich nur über den Namen versteht, nichts Ungewöhnliches war, gedacht hatte. Wir müssen uns also durch andere Wege helfen.

Fast alle Reiche haben sich auf sichere Weise gegen uns geschlossen, seitdem die Flotten der Gewerksleute, welche mit ihrem Gelde regierten, wie die Capitulation es zur Ehre der Nation noch ausdrückt, allerunterthänigst abgeschafft werden müssen. Den Lübeckern, Bremern und Hamburgern, welche einzeln zu

schwach waren, den Unterhandlungen der Seemächte sich mit Nachdruck entgegenzusetzen, ist nichts weiter übriggeblieben, als dasjenige aus der Fremde abzuholen, was man daselbst gern los sein will, und etwas wieder dahin zu bringen, was man von den Seemächten noch zurzeit nicht erhalten kann. Man läßt ihnen blos die Almosen, welche jene verachten. Die einzige Handlung in der Levante ist noch frei, so lange bis es der Seemacht, welche gegenwärtig darüber aus ist, solche durch einen Commerzientractat zu pachten, gelingt auch diesen Ausfluß zu sperren.

Wie ist aber die levantische Handlung beschaffen? Gerade so wie wir solche gebrauchen. Die dortigen Türken, Griechen, Mohren und Juden sind wie unsere westfälischen Packenträger, oder wie die italienischen Hechel- und Barometerkrämer, welche so viel Waare borgen als sie tragen können, damit tief ins Land hausiren gehen und, wenn sie solche verkauft haben, das Geborgte bezahlen und ihren Packen von neuem füllen. Dies ist die ganze Handlung; und man trifft fast keinen großen türkischen Kaufmann an, welcher ein Waarenlager für solche Hausirer hielte. Dieses überlassen sie den Fremden.

Bei solchen Umständen sollte man denken, es würden einige hundert bremer oder hamburger Kaufleute dort ihr Waarenlager haben und für die Hausirer alles, was in Niedersachsen und Westfalen nur verfertigt werden könnte, in Bereitschaft halten; besonders da die dortigen Sensali oder Mäkler die Hausirer genau kennen und gegen eine billige Provision den ganzen Handel führen. Allein die genaueste Erkundigung zeigt, daß kein bremisches oder hamburgisches Comptoir in der ganzen Levante sei. Man läßt diese Vortheile den Franzosen, Engländern und Holländern über, die natürlicherweise dasjenige zu Hause verfertigen lassen, was sie dort abzusetzen gedenken. Wie wichtig ist aber nicht dieser Handel! Und zu welchem Reichthume erhob sich nicht damit der Herr Fremaux in Smyrna, der in einer Theuerung für hunderttausend Gulden Korn unentgeltlich austheilen und dennoch Millionen nach Amsterdam zurückbringen konnte!

Sollte es denn aber nicht möglich sein, daß einige Landstädte nur ein oder anderes gemeinschaftliches Packhaus in den levantischen Häfen errichteten und dort einen gemeinschaftlichen Bedienten hielten, welchem sie ihre Waaren in Commission zuschicken könnten? Sollten alle Kämmereien der westfälischen Städte, wenn die Unternehmung für einen einzelnen Kaufmann im Anfange zu groß ist, nicht im Stande sein eine so leichte Sache zum Vortheil ihrer Bürger und Handwerker auszuführen? Sie brauchen dazu weder Schiffe noch Flotten. Der Holländer ist alle Stunden bereit, unsere Producte dahin zu führen. Er bittet darum und fragt nur, an wen die

Ablieferung geschehen solle. Und dieses An wen? ist es, was wir nicht beantworten können, solange wir in den Landstädten so einfältig sind zu glauben, daß die Seestädte auf ihre Gefahr und Rechnung unsere Waaren dort absetzen, ausborgen und verhandeln werden. Wir haben die glücklichste Lage zur Handlung. Tausend und abermals tausend Schiffsböden sind in Holland für uns bereit. Wir sind der Lage nach den Holländern das, was die Engländer im Lande ihren Seehäfen sind. Aber in England sind die im Lande fleißige Handwerker und schaffen den Seefahrern Stoff zum Absatz. Wir hingegen versorgen die Holländer mit wenigem oder nichts. Diese verlieren darüber an allen Ecken den Markt; und sie sind noch zu groß, um zugleich unsere Höker und Mäkler zu werden. Dafür müssen wir sorgen, wir müssen Comptoirs und Waarenlager in der Fremde halten; und die Kämmereien in der Städten könnten durch eine Vereinigung diesen Endzweck befördern. Unsere Kaufmannssöhne spazieren nach Bremen und Hamburg. Nach Cadix, nach Lissabon, nach Smyrna, nach Aleppo, nach Cairo sollten sie gehen, sich um dasjenige bekümmern, was dort mit Vortheil abgesetzt werden kann, sich dort Bekannte und Associirte erwerben, und dann handeln.

Es sind bisher ostindische, es sind levantische Compagnien errichtet worden. Man hat das dazu erforderliche Kapital in Actien vertheilt und nicht den Inhaber jeder einzelnen Actie, sondern nur denjenigen, welcher zehn oder zwanzig zusammen gehabt, als ein stimmbares Mitglied betrachtet. Dieser Plan ist gut für Compagnien in großen Hauptstädten, aber schlecht für eine Compagnie, deren Actionärs weit auseinander zerstreut wohnen. Wer will daselbst eine Actie nehmen, sich blindlings der Führung einiger wenigen stimmbaren, vielleicht durch besondere Absichten geleiteten Mitglieder überlassen und um einer Actie willen einen großen Briefwechsel unterhalten? Der Besitzer einer solchen einzelnen Actie kann mit Billigkeit nicht fordern, daß ihm die Directeurs von allem Nachricht geben sollen; und so denken viele, es ist besser sein Geld zu behalten, als solches an Orte und Leute auf guten Glauben hinzuschicken, die man nicht kennt und von welchen man keine Nachricht erwarten kann.

Eine ganz andere Gestalt bekommt aber die Sache, wenn eine Stadt zehn, zwanzig oder hundert Actien zusammen nimmt, mithin eine oder mehrere Stimmen zur Haupthandlung erhält. Für diese ist es der Mühe werth, einen besondern Correspondenten darauf zu halten, und diese kann fordern, daß ihr die Directeurs von allen Vorfällen, Absichten und Unternehmungen ordentliche Nachricht geben sollen. So hielt es die deutsche Hanse. Die Kaufleute einer Stadt machten Eins, mehrere Städte zusammen ein Quartier, und alle

Quartiere den Bund aus; und auf diese Weise konnte eine Correspondenz bequem geführt, die Handlung wohl dirigirt und alles zeitig beobachtet werden, anstatt daß tausend einzelne Actionärs entweder die Direction verwirren, oder sich wie Schafe führen lassen müssen.

Die Uebernehmung einer stimmbaren oder zusammengesetzten Actie ist für eine Stadt leicht, und wenn es auch unglücklich geht, der Schade so empfindlich nicht, wozu viele beitragen. Es ist aber auch nicht nöthig daß eben die Kämmerei einer Stadt die große Actie auf ihre Gefahr nehme. Sobald die Sache nur so eingerichtet wird, daß jeder Ort eine ganze, und damit auch eine Stimme zur Direction erhält, finden sich leicht so viel Theilnehmer, die zusammentreten und ihre Stimme durch einen gemeinschaftlichen Bevollmächtigten führen lassen. Sie sind alsdann sicher, von allem, was unternommen wird, zeitige und gehörige Nachricht zu empfangen. Sie erhalten ihren Antheil an dem Einflusse; und es würde eine ganz neue Scene für die deutsche Handlung sein, wenn die Consuls aller niedersächsischen und westfälischen Städte zu Hamburg, Bremen oder Emden ihre eigene Versammlung hätten und das Handlungsinteresse jeder Landstadt in der Seestadt wahrnähmen.

Von dem Verfall des Handwerks in kleinen Städten.

Die Handwerker in kleinen und mäßigen Städten nehmen immer mehr und mehr ab, ihre Aussicht wird täglich trauriger, und die natürliche Folge davon ist, daß sie sich zuletzt in lauter Pfuscher verwandeln müssen. Die Ursache hievon ist zwar so schwer nicht zu finden, indessen wenn man die Mittel angeben will, wie einem Uebel abzuhelfen, so ist doch allemal gut, sie noch einmal aufzusuchen und mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Erst müssen wir aber sehen, wodurch die großen Städte den kleinen so vieles abgewonnen haben und noch abgewinnen. Der erste Meister, der es in einer großen Stadt so hoch brachte, daß er dreißig, vierzig und mehr Gesellen halten konnte, verfiel ganz natürlicherweise auf den Gedanken, jedem Jungen oder Gesellen sein eigenes Fach anzuweisen und denselben dazu ganz allein zu gebrauchen. So unterrichtete ein Uhrmacher zuerst einen Gesellen blos in der Kunst die Uhrfedern zu machen, ein anderer durfte nichts als Stifte, und ein anderer nichts als Räder arbeiten, dieser verfertigte Zifferblätter, jener emaillirte sie, und ein anderer machte Gehäuse dazu, die

wiederum ein anderer gravirte oder durch getriebene Arbeit verschönerte. Wie alle diese Gesellen ausgelernt hatten, verstand keiner eine ganze Uhr zu machen. Sie blieben also, wie sie sich besonders setzten und heiratheten, von dem Hauptuhrmacher abhängig und gezwungen, sich unter ihm an dem großen Orte aufzuhalten, wo er seinen Markt aufschlug. Ebenso machte es der Tischler. Er hatte funfzig und mehr Gesellen; der eine lernte nichts als Stuhlbeine schneiden, der andere lernte sie ausarbeiten, und der dritte poliren. Nach einer nothwendigen Folge behielt er diese seine Gesellen, wie sie alle Haarklauber in ihrer Art und Meister für sich waren, als Taglöhner neben sich, oder wo sie sich verändern wollten, mußten sie an einen ebenso großen Ort gehen, wo sie andern Hauptmeistern in die Hand arbeiten konnten.

Dies ist die kurze Geschichte von dem Ursprung der sogenannten Simplification, die noch jetzt der Gebrauch in London wie in Paris. Die großen Meister genießen, außer der Hülfe ihrer Gesellen, den Vortheil, einige Hundert solcher in einzelnen Stücken vorzüglich geschickter und ums Taglohn arbeitender Meister in ihrer Abhängigkeit zu haben; und es gelingt nur reichen Gesellen, die etwas zuzusetzen haben, daß der Hauptmeister sie zu allen Arten von Arbeiten des Handwerks anführt. Sonst braucht er sie nur in einzelnen Verrichtungen, und wenige Gesellen verlangen es besser, weil sie nicht Mittel genug haben selbst Hauptmeister zu werden, und wenn sie alle Theile des Handwerks lernen wollten, damit, sobald sie nicht Hauptmeister sind, nichts anfangen könnten. Denn wozu sollte es ihnen nutzen, alle Theile einer Uhr verfertigen zu können, da gar keine Uhr auf die alte Art oder von Einer Hand mehr verfertigt werden kann ohne höher im Preise zu kommen, und sie die Mittel nicht haben als Hauptmeister sich die Arbeit von hundert Untermeistern zu Nutze zu machen?

Es konnte also erstlich nicht fehlen, oder in großen Städten mußte besser und wohlfeiler gearbeitet werden können als in kleinen.

Ein Maler, Modelleur, Vergolder, Bildhauer, Vernisseur und Graveur gehören unstreitig mit dazu, um allen Arten von Handwerkern ihre wahre Vollkommenheit zu geben; der Tischler braucht sie wie der Schmied, und der Zeugmacher wie der Goldarbeiter. Allein ein kleiner Ort ist keine Schaubühne für so große Acteurs, und schwerlich wird ein mäßiges Städtchen vortreffliche Maler, Bildhauer und andere Künstler unterhalten können.

Die Folge ist hiervon zweitens, daß in großen Städten der Handwerker die größten Künstler zu seiner Führung und Hülfe haben kann und, da er sich derselben nur beiläufig bedient, dafür nicht mehr als den wahren Werth bezahlt.

In einer großen Stadt ist insgemein der Geschmack, oder wenigstens die Mode welche dessen Stelle vertritt, neuer, glänzender und verführerischer als in einer Landstadt. Die Werke, so daselbst gemacht werden, zeichnen sich dadurch vorzüglich aus; und so muß drittens der beste Meister in einer Landstadt in einigen Jahren seinen Markt verlieren, weil ihm der Meister der großen Stadt solchen mit Hülfe des Geschmacks und der Mode, ehe er es noch einmal merkt, abgewonnen hat.

Ein Meister in der großen Stadt hält dreißig, vierzig und mehr Gesellen, wenn der in einer kleinen deren nur zwei oder drei hat. Dort wird also dasjenige in Einer Haushaltung gemacht, was hier in zwanzigen verfertigt wird; und weil zwanzig Haushaltungen mehr Beschwerden und Abgiften haben als eine, so arbeitet viertens die eine mit vierzig Gesellen wohlfeiler als die zwanzig Haushaltungen mit zweien.

In großen Städten sind insgemein Niederlagen von rohen Materialien, die der große Materialist für eine Menge von Abnehmern hält. In der kleinen Stadt hingegen fehlt es entweder an solchen Niederlagen, oder der Handwerker muß sich solche selbst anschaffen, oder aber sie sind nicht so gut als in den großen Niederlagen, wo die Menge des Absatzes immer frischen Vorrath, häufigere Umschläge und bessere Preise aus der ersten Hand zu Wege bringt. Der Handwerker hat dort nicht nöthig, ein Kapital in die rohen Materialien zu stecken, weil ihm ein anderer das Magazin hält; und so hat fünftens das Handwerk in großen Städten auch hierin vieles zum voraus.

Sechstens sind insgemein an großen Orten bereits einige Fabriken vorhanden, wobei sich Presser, Tuchscherer, Schönfärber und andere Professionisten befinden. Nun hält es schwerer, an einem Orte, wo gar keine Fabrik vorhanden, eine einzige, als an andern, wo bereits fünf vorhanden, noch zehn zu errichten. Hier ist der Esprit de fabrique bereits zu Hause. Der geringe Tuchmacher, der einen Webestuhl zu Wege bringt, findet sogleich Gelegenheit, dasjenige, was er gemacht hat, walken, scheren, färben und pressen zu lassen, ohne daß es mehr kostet als er tragen kann. In einer kleinen Stadt hingegen können zehn Tuchmacher nichts anfangen. Sie sind nicht im Stande die Kosten einer eigenen Walkmühle, einer Schönfärberei und andere Erforderniße zu übertragen; sie können folglich ihre Arbeit zu keiner Vollkommenheit bringen. Und wenn sie ja so glücklich sind einmal einen Färber zu erhaschen, so ist es ein Pfuscher, der ihre Sachen noch dazu verdirbt; und wenn sie solche zur Appretur in große Städte tragen. werden sie leicht übernommen, angeführt und in falsche Unkosten gestürzt.

Endlich und siebentens sind große Fabriken im Stande kostbare Erfindungen und Maschinen und Wind und Wasser zu nutzen. Sie können auf deren Entdeckung und Anlegung vieles verwenden, sie können eigene Leute zum Absatze und zur Entdeckung fremder Nationen Geheimnisse reisen lassen und eine Fabrik durch die andere unterstützen. Alles dieses fehlt in kleinen Städten. Hier kommt alles auf die kostbare Hand an; der Verdienst ist zu schwach, um die Anschaffung großer Maschinen und die Anlegung von Wasserwerken zu nutzen, und so ist alles hier theuerer als an großen Orten.

Wenn man dieses überdenkt, so wird man leicht einsehen, daß das Handwerk in kleinen Städten, wo die Simplification nicht statthat, sondern der Handwerker ein Tausendkünstler sein muß, wo ihm die Hülfe des Geschmacks, der Moden und der schönen Künste fehlt, wo ihm keine Niederlagen, Maschinen und große Erfindungen helfen, und wo insgemein der Esprit de fabrique mangelt, nothwendig versinken müsse. Man wird leicht einsehen, daß die Krämer, welche bessere und wohlfeilere Waare aus jenen großen Orten anschaffen können, sich in der Geschwindigkeit vermehren und den Handarbeiter platt niederdrücken müssen. Man wird endlich bemerken, daß ein Ort, der einmal auf diese Art zu sinken anfängt, seine edelsten Bürger verlieren und, da für jede zehn Thaler, die der Krämer gewinnt, hundert zum Lande hinausgehen, seinen sichern Untergang befürchten müsse, wofern er nicht einen übermäßigen Reichthum von rohen Materialien zur Ausfuhr besitzt.

Von dem großen Vortheil, welchen die Handwerker in großen Städten dadurch erlangen, daß sie gleichsam eine tägliche Messe vor der Thür haben, will ich nichts erwähnen, weil er eigentlich nur den Virtuosen und Marktschreiern zu statten kommt. Indessen ist er doch zum Vortheil neuer Erfindungen von ungemeinem Werthe. Churchil konnte zu London binnen acht Tagen leicht funfzigtausend Stück von seinen „Satiren" absetzen, d'Eon de Beaumont mit seinen „Briefen" alle seine Schulden bezahlen und noch ein ziemliches erübrigen. Ein Mann, der die Mondfinsterniß vom 1. April 1764 in Kupfer stechen ließ und solche nebst einem kleinen Glase verkaufte, fand gewiß gleich hunderttausend Käufer. Einer der lederne Tinteflaschen von besonderer Art, ein anderer der einen neuen Korkzieher, welcher den Kork heraushebt indem man ihn einschraubt, und noch ein anderer der ein Federmesser, das auf einer Seite rund geschliffen war, erfand, verdiente in der Geschwindigkeit mehr, als alle Handwerker in einer kleinen Stadt das Jahr durch zusammen verdienen. Und wem sind die Lectures on heads, oder die Vorlesungen über 91 Stück von Pappe verfertigte Köpfe unbekannt, womit der Erfinder, Herr Steevens in London, in den

298 malen, daß er seine Vorlesungen darüber vor einer zahlreichen Gesellschaft wiederholte, sich mehr erwarb als alle Komödianten und Operisten in ganz Deutschland? Ich schweige von den Kaffee= und Theeconversations des Herrn Foote. Dergleichen Unternehmungen werden dem besten Genie in einer mäßigen Stadt kaum Beifall, vielweniger einen Thaler einbringen. Er eilt also heraus in den großen Ort, wo er sich für besser Geld zeigen kann, wenn er anders Lunge genug hat, den großen Markt zu überschreien. Und so verliert die kleine Stadt ein Genie nach dem andern, weil sie demselben nicht alle Tage einige tausend Zuschauer, Bewunderer und Käufer verschaffen kann.

Doch es ist hohe Zeit, daß wir die kleinen Städte auch einmal ohne Hinsicht auf die großen betrachten, und die Urkunden, warum in ihnen das Handwerk immer mehr und mehr abnimmt, in ihrem eigenen Archive aufsuchen.

Es finden sich hier wichtige Stücke; nur schade, daß man sie nicht recht beurtheilen kann, ohne die ganze städtische Anlage und Verfassung zu kennen. Und diese ist bei manchen so verdunkelt, man hat die wahren Begriffe davon dergestalt vernachlässigt und verloren, daß es Mühe hat, sich einem jeden, dessen Sache es eben nicht ist sogleich einige Folianten nachzuschlagen, verständlich zu machen. Doch ich weiß noch einen Rath, und den wollen wir befolgen, bis man mir einen bessern angibt.

Wir wollen hier, um die Anlage und Verfassung der Städte mit hinlänglicher Deutlichkeit zu übersehen, eine nagelneue Stadt auf dem Papier anlegen. Hier sei das Dorf, und dort der Landesherr, der ihm in einem gnädigen Briefe bekannt macht, daß es, nach reiflicher Ueberlegung, in eine Stadt verwandelt und mit Wall und Mauern umgeben werden solle. Was werden die Eingesessenen dieses Dorfs dagegen vorstellen?

„Ach, gnädigster Herr!" werden sie unterthänigst sagen, „verschonen Sie uns doch mit dieser Gnade. Unserer sind fünfhundert geringe Markkötter, die nichts als eine Hausstätte und ein kleines Gärtchen dabei besitzen. Wir haben bis hiezu, als arme geringe Leute die keinen Acker bauen und keine Pferde halten, unsere Fuß= und Handdienste, so oft wir zur gemeinen Vertheidigung aufgeboten worden, schuldigst verrichtet, unsere Wachen am Amthause alle sechs Wochen willig gethan, unsern Rauchschatz bezahlt und unser Pfund Wachs dem Kirchspielsheiligen reichlich abgeführt. Womit haben wir es denn in aller Welt verbrochen, daß wir jetzt Wall und Graben anlegen, Thore bauen und unsere Mistgrube vor der Hausthür, wo unser einziger bester Raum ist, kostbarlich zufüllen und mit Steinen bepflastern sollen? Womit haben wir es verbrochen, daß wir unsere geringe Markkotten, wobei wir kaum

eine Austrift für unser Vieh haben, ewig mit der Last, alle diese kostbaren Anlagen zu unterhalten, beschweren sollen? Es gehen fünf Wege durch unsern kleinen Ort; wir werden also auch fünf Thore und fünf Brücken anlegen und um den dritten Tag auf die Wache ziehen müssen, um solche zu bewachen. Wir werden uns Kanonen und Doppelhaken und Gott weiß was alles zur Vertheidigung dieser Wälle anschaffen, mit unsern Söhnen und Knechten auf dem Musterplatze liegen und, wenn ein großer Herr durch unsere Mauern zieht, ihm zu Ehren mehr Pulver verschießen müssen, als wir mit demjenigen, was wir in einem Monat erübrigen, bezahlen können. Kommt ein Feind, dem wir nicht widerstehen können, so wird er sich in unsern Mauern festsetzen und Geld, Quartier, Essen und Trinken satt fordern. Kommen Sie uns, gnädigster Herr, mit Ihrer Mannschaft zu Hülfe, so werden Sie solche in unsere Häuser legen und von uns fordern, daß wir ihnen unser einziges Bette und unsere beste Kammer einräumen sollen. Und was werden uns nicht unsere eigenen Vorsteher, unsere Bürgerkapitäns, unsere Bürgerobersten und unzählige andere Bediente, die zu einer solchen Anstalt nothwendig erfordert werden, kosten? Jetzt bringen wir unsern Rauchschatz an den Vogt und haben außer einem Bauerrichter keinen Vorsteher zu besolden. Dann aber werden wir deren wenigstens funfzig, und Rathhäuser, und Arsenale, und Pulverthürme, und mehr Steinpflaster zu unterhalten haben, als sich im ganzen Lande befindet. Wie kann man aber uns geringen Leuten dieses der Billigkeit nach aufbürden? Von unserm Acker kann man dieses nicht fordern, denn wir haben keinen. Auf unsere Köpfe kann man es nicht legen, da jedermann in hiesigem Lande seinen Kopf frei hat; und da sonst niemand eine Vermögensteuer bezahlt, so wird man das wenige, was wir mit unserer Hand erwerben, solange Recht noch Recht bleibt, auch nicht damit belegen können."

Dieses werden ihre Gründe sein, dem sich noch hundert andere von gleichem Gewicht hinzufügen lassen. Was wird aber der Landesherr auf diese Beschwerden versetzen?

„Lieben Leute", wird er sagen, „es ist wahr, ihr seid nicht schuldig diese Last für das ganze Land zu übernehmen. Allein es ist kaiserlicher Befehl, und die Reichs- sowie die gemeine Landesnoth erfordert es, daß euer Dorf in eine Stadt verwandelt werde. Wir haben sonst in Kriegszeiten keine Zuflucht, und ein streifender Feind kann sonst alles auf einmal ausplündern, wenn wir nicht unsere besten Sachen hinter euere Mauern flüchten können. Damit es euch aber nicht zu hart falle, so soll das ganze Land zur Errichtung der Wälle und Gräben helfen. Wir wollen solche auf gemeinsame Kosten in guten Stand setzen und euch eine kleine Accise von allem, was durch euern Ort geht, erlauben, damit ihr solche

unterhalten könnt. Ihr sollt den bisherigen Rauchschatz dazu einbehalten und von den Wachen an den Amthäusern befreit sein. Die Bruchfälle, so in euerm Orte vorfallen, sollen zum Unterhalt euerer Bürgerkapitäns dienen. Sie sollen die Fischerei in den Gräben zu ihrer Ergötzlichkeit und für die Räumung behalten. Ihr sollt, da ihr keinen Acker habt und alle diese Lasten einzig und allein von euerer Handarbeit bestreiten müßt, nach Vorschrift der vom Kaiser ausgegangenen Befehle, das Handwerk und den Handel durchs ganze Land allein treiben dürfen und dabei von allen Zöllen befreit sein. Es soll kein Jude oder anderer reisender Krämer gegen euch geduldet werden. Und wir wollen ohne die höchste Noth keinen Krieg anfangen ohne euch zu Rathe zu ziehen, damit wir euch nicht zu oft mit den Kosten einer außerordentlichen Vertheidigung überladen."

So sieht der Originalcontract zwischen dem Lande und seinen Städten durch ganz Deutschland aus; und man wird leicht von selbst einsehen, daß derselbe nicht anders angenommen werden könne. Er ist auch wirklich dem Plane vieler orientalischen Städte vorzuziehen, worin man oft tausend Ackerhöfe zusammengezogen hat, weil man sich nicht getraute eine solche schwere Anlage blos dem Fleiße, oder dem Handel und Handwerke, allein aufzubürden.

Ehe wir aber die Folgen, so wir hieraus zu unserer Absicht gebrauchen, ziehen wollen, wird es nöthig sein einige scheinbare Einwürfe zu heben, welche man jetzt einer solchen, ehedem unter obigen Bedingungen angelegten Stadt machen könnte. Man kann sagen, es sei erstlich dieser Originalcontract von den Markköttern selbst gebrochen, da sie anfänglich ihre Bannkreuze zunächst an ihrem Kohlgarten gehabt, jetzt aber eine weitläufige Feldmark und Aecker in Menge hätten. Allein man kann dreist annehmen, daß kein Weichbild einen Morgen Landes erhalten habe, ohne von jedem jährlich einen Scheffel Korn zu übernehmen, womit insgemein ein Mann beliehen wurde, der dafür die auf diesen Aeckern haftende gemeine Reichs- und Landesvertheidigung ausrichtete. Wo sie nun dieses Korn nicht mehr entrichten, da haben sie solches mit baarem Gelde ausgekauft; und sie genießen dieses ihres Kaufs mit Recht. Hiernächst sind nach geschlossenem Originalcontract für jede Stadt weitläufige Landwehren und Wahrthürme hinzugekommen, deren Unterhaltung und Besatzung die Stelle derjenigen gemeinen Vertheidigung vertritt, welche aus der Feldmark, ehe sie der Stadt zugestanden wurde, erfolgte. Allenfalls aber muß man ihr den Acker nehmen und sie auf ihre ursprüngliche Verfassung von neuem einschränken.

Man wird zweitens sagen: die Städte könnten jetzt Wälle und Mauern, Landwehren und Wahrthürme eingehen lassen, auch ihre

Wachen abschaffen, da man jetzt das eine so wenig als das andere zur gemeinen Vertheidigung weiter gebrauche; und so wäre es nicht unbillig, wenn die alten Markkötter wieder zu den Amtswachten, zum Rauchschatze und zu andern gemeinen Auflagen gezogen, oder aber die ihnen zugestandenen Accisegelder zur gemeinen Landesvertheidigung verwendet würden. Allein, nicht zu gedenken daß das letztere in vielen Ländern, wiewol nicht durch einen philosophischen Schluß, wirklich geschehen, und daß man mit diesem Einwurfe alle Lehngüter, da die Lehnleute auch nicht mehr dienen, aufheben und viele andere geistliche und weltliche Privilegien, die unter andern Umständen und Bedingungen gegeben sind, wieder einziehen könnte, so stehen die den Städten von Reichs wegen obliegenden Quartier- und Winterquartierslasten sowie die von ihnen für das Land übernommenen Einquartierungen und viele andere mit ihrer Verfassung verknüpften Lasten noch immer mit ihren Gründen in keinem Verhältniß; und solange der Landmann so wenig seinen Kopf als sein Vermögen zur gemeinen Vertheidigung versteuert, muß auch der Einwohner einer Stadt beides frei haben. Wenn sie also nicht Handwerk und Handel zum voraus behalten, wofür soll denn der Kötter zwischen den Mauern mehr tragen, als derjenige so außer den Mauern wohnt? Warum soll ein Bürger, der vom Staate nichts Steuerbares als sein Haus und sein Gärtchen besitzt, einem Soldaten Quartier geben, da der Besitzer eines Hauses und Gärtchens auf dem Lande Himmel und Erde bewegen würde, wenn man ihn damit belegen wollte? Warum sollen die Kötter hinter den Mauern zur gemeinen Vertheidigung Accisegelder entrichten, solange im ganzen Lande keine Accise eingeführt ist? Man setze sie wieder in ihren alten Zustand, so bezahlen sie hier von ihren Häusern Rauchschatz und von ihrem Handel einen trafikanten Thaler, weiter aber in solchen Ländern nichts, wo keine andere gemeine Auflagen insgemein bewilligt sind.

Man wird endlich und drittens richtig bemerken, daß das Land, welchem zum Besten das Dorf in eine Stadt verwandelt worden, nicht die ganze Provinz gewesen sei. Ganz gut; man nehme das Land kleiner an, man setze nach dem Sinn der Reichsgesetze, daß das Land, mit welchem der Originalcontract geschlossen worden, vier Meilen lang und vier breit gewesen: so wird man der Stadt doch auf allen Seiten zwei Bannmeilen geben müssen, binnen welchen ihr der Handel und das Handwerk ganz allein zusteht, wofern anders jener Originalcontract nicht gebrochen werden soll.

Jetzt zur Sache. Die erste Ursache des Verfalls der kleinen und mäßigen Städte ist der Bruch dieses Originalcontracts, da man demselben zuwider Handel und Handwerker binnen den Bann-

meilen (banlieues) dieser Orte geduldet hat. Ich weiß wol, diese Bannmeile ist nicht überall von gleicher Länge gewesen, indem ein Ort, der viele Gräben, Wälle, Bollwerke, Thore und Brücken zu unterhalten hat, ganz andere Bannmeilen bekommen hat, als ein Weichbild das höchstens eine steinerne Mauer und zwei Thore zur Landesvertheidigung unterhält, oder etwa mit einer Compagnie belegt wird, wenn in dem größern Orte viele Regimenter liegen. Allein das hindert nicht, daß nicht eine Bannmeile, sie sei nun so groß oder so klein wie sie wolle, sollte sie auch für ein kleines Fleckchen nicht über eine halbe Stunde betragen, aus der ursprünglichen Anlage hervorgehe und durch keine Verjährung geschmälert werden könne, weil diese Verjährung das Städtchen mit der Zeit von selbst aufheben und in einen Ackerhof verwandeln würde.

In Sachsen, wo die Städte noch in ziemlichem Flor sind, wird auf die Bannmeile ganz genau gesehen und auf den Dörfern kein Handel und kein Handwerk gestattet. Man findet auf denselben zwar wol einige Höker, die mit Theer, Thran, Wagenstricken und Schwefelhölzern handeln, auch wol einen Hufschmied und Rademacher, und endlich von den Handwerkern einen Altflicker; allein außer diesen wird kein Gewerbe außerhalb den Städten und Weichbildern geduldet. In den mehrsten westfälischen Provinzen hingegen, und besonders in unserm Stifte, ist seit hundert Jahren sowol der Handel als das Handwerk aus den Städten auf das Land gezogen. In allen Dörfern sind Apotheken, Weinschenken und Krämer in Menge, und es ist noch nicht gar lange, daß sich aus einem einzigen Kirchspiele dreißig Schneider meldeten und Gilderecht verlangten. Wir wollen nun annehmen, daß sich hier tausend Krämer und Handwerker auf dem platten Lande befinden und ernähren, so ist dieses ein Abgang von tausend Bürgern für die Städte, die sich ehedem daselbst ernährten, nun aber auf dem Lande frei sitzen und ihre zurückgebliebenen Mitbürger unter der Last der beständigen Wachen, Einquartierungen und Auflagen zur Unterhaltung von Wällen, Thoren und Mauern seufzen lassen. Diese Last dauert unvermindert fort, die Zahl der Bürger hingegen nimmt ab; und wenn es so weit gediehen, daß sie bis auf zwei- oder dreihundert zusammenschmelzen, so muß die Stadt ganz eingehen, weil in diesem Falle die Last für jeden bis auf hundert Thaler des Jahrs steigen muß, wogegen derjenige, so außer den Mauern sitzt, höchstens einen Thaler bezahlt.

Diesem gänzlichen Verfalle vorzukommen, ist kein ander Mittel, als daß ein Landesherr mit seinen Ständen sowol den Handel als das Handwerk von dem Lande wieder in die Städte ziehe und da, wo diese zu entlegen sind, das Dorf, was dazu am bequemsten liegt, zum Weichbilde erhebe.

Die zweite Ursache des Verfalls der Landstädte ist der Mangel einer genauen Bilanz zwischen dem Ackerbau und dem Fleiße. Sobald der Handel und das Handwerk den Städten vorabgelassen und ihnen gleichsam ein Monopolium im Lande eingeräumt wird, so müssen die Bürger in gleichem Verhältnisse mit dem Landmann die öffentlichen Lasten tragen. Dies ist der erste Grund ihrer Verfassung gewesen. Ihnen ist die Unterhaltung von Thoren, Wällen, Gräben, Pulverthürmen und Zeughäusern nebst deren Vertheidigung als ihr Antheil der gemeinen Landesvertheidigung auferlegt worden; währenddderzeit der Landmann entweder selbst fürs Vaterland focht, oder einen Lehnmann unterhielt, oder eine Steuer zu Bezahlung der Söldner entrichtete. Wollten nun die Städte den Handel und das Handwerk vorabbehalten und gleichwol sich auf keine Bilanz mit dem umliegenden Lande einlassen, so werden sie leicht zu viel oder zu wenig beitragen. Hiernächst und da jede Landschaft insgemein aus dreien Ständen besteht, wovon zwei mehr Antheil an der Wohlfahrt des platten Landes als der Städte haben, so würde in der Beurtheilung und Bewilligung der gemeinen Vertheidigung ein verschiedenes und den Städten schädliches Interesse herrschen. Daher ist es billig und nothwendig, daß eine Bilanz gemacht und dazu ein Satz von der Art, wie er sich vieler Orten findet, angenommen werde, nämlich:

> Wenn einer Stadt zwei Bannmeilen zugestanden sind, und diese zwei Bannmeilen zehntausend Thaler aufzubringen haben, sollen neun Theile vom Acker und der zehnte von dem städtischen Fleiße entrichtet werden.

Durch diesen Satz vereinigt sich das Interesse der Stände, und die schädliche Vermuthung fällt weg, daß ein Stand dem andern die Lasten zuzuwälzen gedenke.

Ein solcher Satz, welcher blos nach den Bannmeilen abgemessen wird, drückt den Großhandel der Städte nicht. Dieser wird, weil er sonst nicht bestehen kann, nicht dadurch beschwert, sondern denselben zur mehrern Ermunterung des Fleißes und des daher in die Wohlfahrt des ganzen Landes fließenden Vortheils billig freigelassen. Ein solcher Satz würde auch zugleich dazu dienen, die Last, welche die Städte jetzt noch durch die Einquartierung vor dem Lande voraushaben, in richtige Abrechnung zu bringen. Denn gesetzt daß eine Stadt sodann mit tausend Mann belegt würde, so wäre nichts Billigeres und Leichteres, als ihr für jeden Mann ein Sicheres an ihrem Beitrage abziehen zu lassen, oder aber derselben dasjenige zu vergüten, was sie über ihren Antheil an den öffentlichen Lasten solchergestalt tragen müßte.

Zur dritten Ursache rechne ich den Abfall der gemeinen Ehre. Zur Zeit wie der Krieg noch mit Lehnleuten geführt wurde, ver-

hielten sich die Bürger zu den Lehnleuten wie ein Garnisonbataillon zum Feldbataillon, und mancher treffliche Lehnmann trug gar kein Bedenken eine Compagnie unter dem Garnisonbataillon anzunehmen. Aber durch die große Veränderung im Militärwesen hat der Bürger als Bürger sehr vieles von seiner alten Ehre verloren. Dies verursacht, daß die besten Genies und die bemitteltsten Leute unter ihnen Glück und Ehre im Herrendienste der gemeinen bürgerlichen Ehre vorziehen. Und da der Herrendienst sich nicht wie der alte Bürgerdienst mit dem Handel und dem Handwerke vertragen will, so macht dieses einen entsetzlichen Ausfall aus der Zahl der Bürger. Der römische Soldat ging lange Zeit vom Pfluge zu Felde, und vom Siege zum Pfluge. Dies erhob und erhielt die gemeine Ehre. Sobald aber Schwert und Pflug getrennt wurden, so wurde dieser schimpflich und verlassen, jenes aber geehrt und gesucht.

Hiergegen ist kein ander Mittel, als den Bürger in Uniform zu setzen und ihn auf eine vernünftige Weise zu seiner vormaligen Ehre wieder zu erheben. In der That ist auch gar kein hinlänglicher Grund anzugeben, warum der Bürger und Landwirth zwischen zwanzig und funfzig Jahren nicht so wohl einen rothen oder blauen als einen braunen Rock tragen könne; warum unsere Kinder auf Schulen und Universitäten nicht ebenso gut das Exerciren als Reiten, Tanzen und Fechten lernen sollen; warum Uebung und Mannszucht nicht eben das aus ihnen sollte machen können, was aus ihren Söhnen gemacht wird; und warum ein Doctor der Rechte nicht ebenso gut mit dem Degen als mit der Feder fechten sollte. Es liegt einzig und allein an dem Grade der Ehre, welcher damit verknüpft wird. Ein Fürst sei nur so unvorsichtig und gebe einem Land- oder Garnisonbataillon nicht den gehörigen und zärtlichen Grad der Ehre, der ihm zukommt: sogleich wird es seine besten Leute und seinen ganzen Ton verlieren. Er beehre seine Bürger, sobald sie in Uniform gesetzt und gleich andern geübt sind, mit seinem Beifalle und mit der nöthigen Achtung: sogleich werden sich die reichsten und bemitteltsten Leute um die Wette bestreben, einen Platz darunter zu erhalten. So war die alte Verfassung. Durch diese kluge Vertheilung der Ehre erhielt man alle Stände in ihrer glücklichen Gradation, und man brauchte nicht nach dem Exempel des jetzigen Königs von Frankreich jährlich zwei Kaufleute zu adeln (ein Ausweg, der allein die Schwäche unserer neuern Politik zeigt), um den Handel emporzubringen.

Der Gedanke, daß alle Bürger in Uniform gesetzt werden sollen, wird manchen seltsam vorkommen. Ich behaupte aber, daß dieses der erste und vornehmste Schritt zur Wiederherstellung der städtischen Wohlfahrt sein werde. Wenn der Soldat ein Handwerk treibt, so sieht der Offizier dieses gern. Er betrachtet ihn als einen

tüchtigen, guten und sichern Mann; und wenn er heirathen will, so ist das Handwerk die beste Empfehlung bei seiner Braut. Sie sieht darauf als auf seine sicherste Pension im Alter. Wenn hingegen ein bürgerlicher Handwerker den Degen ergreift, so lacht man darüber. So närrisch ist unsere Einbildung. Der Grund ist und bleibt aber unstreitig, daß die nordischen Völker, und besonders die Deutschen, die Ehre hauptsächlich mit den Waffen verknüpfen und diejenigen auf die Dauer verachten, die solche zu tragen und zu brauchen nicht berechtigt sind. Und so ist kein ander Mittel, als den Degen mit dem Handwerke wieder zu verbinden, um diesem Stande die nöthige Ehre zu verschaffen. Die hartnäckigsten Belagerungen, wovon wir in der Geschichte lesen, sind von Bürgern ausgehalten worden, die für ihren Herd, für Weiber und Kinder gefochten. Man liest, daß diese mit zu Walle gegangen und ihren Männern geholfen, sie verbunden und begraben haben. Warum sollte ihnen denn nicht nach den Feldregimentern die Ehre von Garnisonregimentern eingeräumt werden können? Warum sollte ein kluger Fürst solche Leute, die ihre Pflicht ohne Sold thun, die ihre Uniform selbst bezahlen, ihre Pension selbst erwerben, ihre Offiziere, Feldprediger, Feldärzte und Commissarien selbst unterhalten, Pulver, Blei und Waffen selbst anschaffen und ihre ganze Bezahlung allein in der nöthigen Ehre finden würden — warum, sage ich, sollte ein kluger Fürst diese nicht wieder zu ihrem alten Range, und durch denselben dahin bringen können, daß sie ihr Handwerk mit Eifer, Muth und Freude fortsetzten und solches allezeit in Verbindung mit der Ehre betrachteten? Ich will nichts davon erwähnen, daß die Uniform zugleich ein Mittel sein würde der Kleiderpracht abzuhelfen und dem Staate unendliche Summen zu ersparen; nichts davon, wie sehr der Wetteifer dadurch angeflammt werden könnte, wenn keinem Taglöhner, keinem Beiwohner und keinem andern als wirklichen Bürgern und Meistern die Ehre der Uniform und andere Ehrenzeichen zugestanden würden; und endlich nichts davon, wie reich und mannichfaltig die Quelle der bürgerlichen Belohnungen werden würde, welche man jetzt aus Noth, aber zum Verderben des Staats, in Adelsbriefen und Titeln suchen muß. Es ist genug, daß vor dreihundert Jahren die bürgerliche Verfassung so gewesen, daß sie damals in großem Flor war, und daß in London die Bürger den Titel Livreemen als ihren eigentlichen Ehrennamen betrachteten, wodurch sie sich von Beiwohnern und Einliegern, die nicht zur Fahne und Farbe gehören, unterschieden.

Mancher wird zwar denken, es sei gefährlich, so vielen Leuten das Recht der Waffen zu erlauben und selbige den regulären Truppen gleich zu üben; allein dies ist die Politik der Despoten, die ihren freien Unterthanen das Recht zu klagen, nicht aber das Recht

ihren Worten Nachdruck zu geben verstatten wollen. Fürsten, welche anders denken, tragen kein Bedenken eine wohlgeübte Nationalmiliz zu unterhalten; und nichts ist gewisser, als daß nach der Wendung, welche die Sachen nehmen, in hundert Jahren die Nationalmiliz überall das Hauptwesen ausmachen und Freiheit und Eigenthum, welche sonst bei der Fortdauer unserer jetzigen Verfassung zu Grunde gehen müssen, von neuem befestigen werde.

Die vierte Ursache des städtischen Verfalls ist, daß das Beschwerliche der alten Einrichtungen beibehalten und das Nützliche davon verloren ist. Das Regiment ist durch den Verlust seiner Ehre auseinandergejagt, und die Offiziers sind geblieben. Eine Stadt hat ehedem leicht dreitausend wehrhafte Bürger gehabt; jetzt sind deren an manchen Orten keine fünfhundert vorhanden, und doch sollen diese den Generalstab oder den Magistrat nach dem ersten Plan unterhalten. Dies ist nicht möglich: und so verläßt ein Bürger nach dem andern das Regiment und setzt sich in Freiheit aufs Land.

Es muß daher entweder die alte Verfassung durch Mittheilung der nöthigen Ehre wiederhergestellt, oder aber auch dasjenige, was davon zurückgeblieben, völlig aufgehoben und für den ganzen Generalstab ein einziger Amtmann mit einem tüchtigen Schreiber eingesetzt werden, wofern anders die noch übrigen Bürger unter der Last nicht erliegen sollen. Alsdann aber sind die Bürger, wofern man sie nicht willkürlich behandeln will, keiner andern Steuer als den allgemeinen Landsteuern unterworfen, und das ganze Land ist schuldig ihnen für jeden einquartierten Soldaten die Miethe, für jede Wache, so sie außer der gemeinen Reihe thun, den Lohn, und für jedes Bollwerk die Unterhaltungskosten zu bezahlen. Geschieht dieses nicht, so zieht sich jeder aus einem so beschwerlichen Käfig heraus, und die Stadt hört allmählich auf Stadt zu sein.

Eine andere Frage ist es jedoch, ob eine Stadt unter einem Amtmann solchergestalt bestehen könne. Hiervon findet sich kein Exempel in der Geschichte; und es ist auch gar nicht glaublich oder wahrscheinlich, daß irgendeine beträchtliche Anzahl von geschickten, fleißigen und unternehmenden Handwerkern oder Kaufleuten sich jemals auf andere Art vereinigen könne und werde, als eine bürgerliche Obrigkeit ihres Mittels zu haben. Eben deswegen aber ist es um so viel nöthiger, auf die Wiederherstellung der gemeinen Ehre zu denken. Die Mittel, Städte in Flor zu bringen, jedem Bürger Patriotismus einzuflößen und ihn zu großen Unternehmungen zu begeistern, waren in den alten Zeiten Ehre, Ruhm, Freiheit und Privilegien. In den neuern Zeiten glaubt man sich zu versündigen, wenn man ihnen einen Ehrentitel mehr gibt, als sie vor drei-

hundert Jahren gehabt. Treffliche Politik, deren Ungrund nicht deutlicher als aus dem elenden Anblicke der Städte selbst erhellt. Der Abfall jener Ehre hat aber nicht allein die besten und bemitteltsten Leute in den Herrendienst gejagt, ihre Söhne zu Titeln und ihre Töchter zu unbürgerlichen Ehen verführt, sondern auch auf die niedrigste Klasse der Einwohner gewirkt. Sie ist an manchen Orten schuld daran, daß der Taglöhner dem Bürger gleich auf die Wache ziehen und solchergestalt den vierten Pfennig von seinem Erwerb steuern muß. Denn da er des Jahrs gewiß funfzig Wachen thun muß und — nach der von den französischen Generalpächtern jetzt gemachten Rechnung, welche jedoch das Parlament noch viel zu stark findet — nur zweihundert Arbeitstage im Jahr, sonst aber kein Vermögen hat, so steuert der Taglöhner, der funfzigmal des Jahrs auf die Wache zieht, den Vierten von allem was er hat. Dies ist eine übermäßige Steuer, die ihm nie würde aufgebürdet sein, wenn der wahre Bürger die alte Ehre eines Garnisonsoldaten behalten und man es für einen Schimpf geachtet hätte, diese Ehre mit einem Taglöhner zu theilen. Die sicherste Folge davon ist, daß Taglöhner, Beiwohner und alle Arten geringer Leute, welche doch zum Flor der Manufacturen und zur wohlfeilen Hand so unentbehrlich sind, schlechterdings unter der Bürgerschaft nicht bestehen und entweder auf befreiten Plätzen oder auf dem Lande wohnen, mithin solchergestalt dem städtischen Wesen nicht zum Vortheil kommen können. Die bürgerliche Ehre erwächst aus dem Vermögen viele Beschwerden freudig überstehen zu können. Und will ein Taglöhner diese Ehre haben, so muß er Bürger werden und seinen Antheil der Beschwerde übernehmen. Allein es muß erst wieder eine Ehre werden, das Bürgerrecht zu haben; und das kann allein durch eine allgemeine Vereinigung der Reichsfürsten geschehen, wodurch sie dem Bürger wieder zu seiner ehemaligen kriegerischen Ehre verhelfen.

Die Menge von kleinen Territorien und ihr beständiger heimlicher Krieg gegeneinander mag füglich zur fünften Ursache ihres Verfalls gezählt werden, besonders da sowenig an Reichs- als Kreistagen die gemeine deutsche Wohlfahrt in Handel und Wandel in einige Betrachtung gezogen wird.

Man muß erschrecken und lachen, wenn man an manche Kreistagsgeschäfte gedenkt. Vor zeiten, wie erfahrene Kanzler und Burgemeister und Syndici aus den Städten als Gesandte auf den allgemeinen Reichstag geschickt wurden, so las man in den Reichsabschieden noch wol, daß kein ungefärbter Ingwer verkauft, kein ungenetzt und ungeschorenes Tuch ausgeschnitten, keins mit Teufelsfarbe gefärbt, keine Häute ungesalzen verführt, keine Wolle außerhalb Reichs gebracht, und keinem Wandschneider ein dunkles Vordach

verstattet werden solle. Seitdem aber solche Herren, denen man es eben nicht zum Schimpf anrechnen kann wenn sie von Wollen- und Lederarbeiten nichts verstehen, zum Reichstage abgeschickt worden, hat man zwar von vielen wichtigen Dingen, aber nichts von solchen gehört, welche auf den Handel der Nationen und eine gute allgemeine Polizei die geringste Beziehung hätten. Aber desto fleißiger und reiflicher sollten dergleichen Sachen auf den Kreistagen, und besonders auf denen Kreistagen, welche von einer Menge kleiner Reichsstände beschickt werden und dazu in der Reichspolizeiordnung eigentlich angewiesen sind, überlegt werden. Die Landstädte sollten hier, ohne Nachtheil ihrer Mittelbarkeit, ihre eigenen Handelstage, ihre Kreisbörse und ihre Vereinigungen haben. Sie sollten die Handels- und Handwerkspolizeisachen für sich abthun mögen und von ihrem Landesherrn mit dem Vertrauen beehrt werden, daß sie solche besser als seine Kriegs- und Kammerräthe beurtheilen und einrichten würden.

Die heutige Politik der einander nacheifernden Nationen besteht darin, daß die eine vor der andern schönere, bessere und wohlfeilere Waaren zu verfertigen und damit den auswärtigen Markt zu gewinnen und zu erhalten sich bemüht. Die Politik der Kreisstädte und der kleinen Staaten hingegen geht einzig und allein dahin, sich einander durch schlechte, betrügliche und wohlfeilere Waaren den Vortheil abzujagen. Wenn die Stadt Köln es wagt, zwölflöthig Silber zu verarbeiten, um den Augsburgern den Preis abzugewinnen, so wagt es . . ., elflöthig Silber zu verarbeiten; und kaum hat diese damit den Anfang gemacht, so macht die Stadt . . . ihre Probe zehnlöthig; und damit diese nicht zu viel gewinne, so ist die Probe der Stadt . . . achtlöthig; und der Jude hat seine Hausirwaare aus sechslöthigem verfertigen lassen. Der arme Unterthan, der von allem diesen nichts versteht und das neue Silber immer glänzend genug findet, wird indeß betrogen und denkt, der Markt, worauf er ein Loth Silber für 12 Mgr. kaufen kann, sei ungleich schöner als ein anderer, der es zu 24 Mgr. ausbietet. Sollte aber einem solchen Unwesen nicht durch Kreisschlüsse abgeholfen, einerlei Silberprobe eingeführt, und der Preis desselben auf dem Kreistage so gesetzt werden, wie es die auswärtige Correspondenz mit sich brächte?

Der westfälische Kreis muß sich schämen, wenn er an die Art und Weise gedenkt, wie er sich von einigen frankfurter Kaufleuten mit dem Zinn behandeln läßt. Die Wilden in Amerika werden nicht so arg mit gläsernen Korallen, Spiegeln und Puppenzeug als wir mit dem Zinne um unser gutes Geld betrogen. Die Italiener, Tiroler, Baiern, Schwaben und Franken, welche unsere Gegenden mit allerhand ungeprobten Waaren belaufen, versorgen sich alle in

Frankfurt, und dort arbeitet man für das platte Land im westfälischen Kreise wie für die Hottentotten. Das Pfund Zinn, was die Tiroler den Landleuten aufhängen, hält über dreiviertel Blei; und da ist es kein Wunder, daß die Zinngießer in den Städten, die Gewissen und Ehre haben, gegen eine solche Waare keinen Markt halten können. Der Engländer ist noch großmüthig mit uns umgegangen, da er uns die englische Zinnarbeit entzogen. Er hat das rohe feine Zinn fast so hoch im Preise als das verarbeitete gehalten und uns dadurch außer Stand gesetzt, es so wohlfeil zu verarbeiten, als er es uns durch die allzeit fertigen Bremer zuschickt. Allein die Frankfurter — — Doch warum sind wir so sorglos, oder vielmehr so uneinig im westfälischen Kreise, daß wir uns dergleichen Handlungen nicht gemeinschaftlich widersetzen?

Wie schwach sind unsere Maßregeln, die wir gegen solche Misbräuche ergreifen! Wir sehen mit den einheimischen Handwerkern durch die Finger und erlauben ihnen erst ein bischen, und dann wieder ein bischen, und noch ein bischen von der alten wahren reichsgesetzmäßigen Silber- oder Zinnprobe herunterzugehen, damit sie gegen die Betrüger doch noch einigermaßen den Markt halten können. Wir werfen ein Auge auf die angrenzenden Länder und haben auf jeder Grenze eine besondere Probe, sinken immer nach dem Maße als unser Nachbar sinkt, und bringen es durch diesen landverderblichen Wetteifer dahin, daß zuletzt alle Handwerker Betrüger, und allerseits Unterthanen betrogen werden müssen. Dieses würde nicht geschehen, wenn die gesammten Städte im Kreise sich vereinigten, die fremden Hausirer ausschafften, und ihre Landesherren dahin vermöchten die Schlüsse der Kreisstädte mit ihrer Macht zu unterstützen.

Die Vereinigung aller westfälischen Städte, eine Kreishandlungsversammlung, und ein gutes Einverständniß zwischen dieser Versammlung und einer gleichen im niedersächsischen Kreise würde überdem gewiß für die Wiederaufnahme der Städte von unendlichem Vortheil sein. Es ist eine ganz irrige Meinung, wenn man glaubt daß die Verschiedenheit der Länder und ihrer Landesherren solches gar nicht zulasse. Wir haben zu Bremen und Emden alle Freiheit zur Handlung, die wir nöthig haben. Wir haben sogar einen Vergleich mit England, daß die Bremer nicht blos ihre eigenen Producte, sondern auch d i e n a c h b a r l i c h e n mit bremischen Schiffen ins großbritannische Reich fahren dürfen. Es ist an beiden Orten kein Landesherr, der sich der Aufnahme des Handels widersetzt. Wir können uns vielmehr von ihnen alle nur mögliche Begünstigung versprechen. Warum sollten sie also nicht gemeinschaftlich eine Schiffsfracht von ihren Producten und verfertigten Waaren zusammenbringen und einen offenen Hafen besuchen, gemeinschaftlich

sich der Einfuhr dieser oder jener fremden Producte widersetzen und eine einförmige Handelsordnung behaupten können? Der Schiffer liegt auf der Rhede, läuft ganze Monate um einige Fracht zu erhalten, und segelt endlich mit halber Fracht ab; da doch, wenn eine richtige Correspondenz unter den Kreisstädten vorwaltete, wenn man zeitige Nachricht von den Producten und Waaren hätte, welche auswärts abzusetzen sind, und überhaupt die auswärtige Handlung hinlänglich kennte, eine der andern die Hand bieten, die Absegelung der Schiffe sicher und zeitig wissen, sich danach einrichten und solchergestalt mit Nachdruck und Vortheil handeln könnte.

Eine solche Versammlung müßte sich leicht selbst erhalten können. Von einzelnen Kreisständen können die fremden Waaren, die der Aufnahme unserer einheimischen Fabriken entgegen sind, mit keinem Impost belegt werden. Was man in Bremen damit beschweren würde, das würde über Emden frei kommen; und was man auch hier mit neuem Impost belegen wollte, das würde man über Holland kommen lassen. Allein wenn alle Kreisstände eins sind, so kann die Speculation höher gehen und die schönste Bilanz erhalten werden. Man kann aus einigen zum Besten des Kreises gereichenden Imposten eine eigene Kreiskasse errichten, Leute daraus besolden, und auf neue Unternehmungen in der Handlung denken, deren Möglichkeit wir jetzt zwar einsehen, aber gewiß einzeln nie zu Stande bringen werden. Es steht sodann bei uns, Frankreich zu nöthigen uns billige Vortheile in der Handlung einzuräumen, oder uns nicht zu verdenken, wenn wir, wie die Engländer, für alle französischen Weine und Branntweine rheinische, portugiesische und italienische trinken. Es steht bei uns, mit allen nordischen Reichen Handlungsverbindungen zu errichten, uns Vortheile zu bedingen und doch einige Figur in der Welt zu machen, anstatt daß wir jetzt annehmen was jede Nation uns zuschickt, und uns auf die schimpflichste Art von allen Vortheilen verdrängen lassen müssen. In der ganzen Welt ist kein Reich von der Größe und Lage, als der niedersächsische und westfälische Kreis ist, das eine erbärmlichere Figur in der Seehandlung mache als wir. Und warum? Weil jedes Dorf auf sein Privatinteresse sieht und kein großes Ganze vorhanden ist, das sich zur Handlung vereinigt.

Alle Bemühungen einzelner kleiner Kreisstände in Handlungs- und Polizeisachen bedeuten nichts, solange man das Werk nicht mit gesammter Hand angreift. Ja, es sind Handwerkssachen die selbst der Kreis nicht zwingen kann, und die durchaus von dem gesammten Reiche verbessert werden müssen; Sachen, die ihrer Nation und Eigenschaft nach ebenso gut als Reichs-, Lehn- und Adelssachen einzig und allein von dem allerhöchsten Reichsoberhaupt beurtheilt und verordnet werden können und müssen.

Zum Exempel wollen wir blos der Freimeisterei gedenken. Alle Rechtsgelehrte geben den Landesherren das Recht, wofern die Handwerker ausspürig werden, denselben einen oder mehrere Freimeister entgegensetzen zu dürfen. Allein sie bedenken nicht, daß dieses Recht beinahe von gar keinem Nutzen sei, weil sich kein Bursche bei dem Freimeister in die Lehre gibt, und, wo er ja einen erhält, solcher hernach in Deutschland nicht reisen kann und so vieler Vortheile beraubt ist, daß es fast kein einziger wagen mag seinen Sohn einem Freimeister zu übergeben. Was hilft also dem angenommenen Freimeister das landesherrliche Privilegium, wenn er den Vortheil, Lehrbursche zu haben, entbehren und, wofern er einen Gesellen haben will, solchen kostbarlich aus fremden, außerhalb Reichs gelegenen Orten kommen lassen muß?

Wie aber, wenn Ihro Kaiserliche Majestät, nach dem Beispiele des jetzigen Königs von Frankreich, in allen großen deutschen Städten vier Freimeister in jeder Kunst privilegirten, die miteinander eben wie die zünftigen Meister correspondirten, ihre Lehrbursche zu Freigesellen machten, ihre Logen oder Krüge zu deren Aufnahme hielten und in allem ebenso aneinander hingen als die geschlossenen Zünfte? Wie, wenn es Ihro Kaiserliche Majestät gefiele, sich mit England, Frankreich und Holland darüber zu vereinigen, daß die Hauptfreimeisterlogen in jedem Reiche eine gemeine Kundschaft zusammen errichteten und die Freigesellen wechselsweise voneinander annähmen? Sollte alsdann nicht das Recht eines jeden Landesherrn, nach Gefallen einen Freimeister anzuordnen, von ganz anderer Wirkung sein? Jetzt ist es ein Schatten; alsdann aber würde es das allerkräftigste Mittel werden, auf einmal den größten Wetteifer in ganz Deutschland zu erregen.

In den alten Zeiten waren viele Gesellschaften, und besonders die von der sogenannten runden Tafel, worin niemand zugelassen wurde, als der gewisse Ahnen beweisen konnte. Diese Gesellschaften hießen Massoneien, welches mit dem holländischen Maetschapy und dem deutschen Maskopei übereinkommt. Gegen diese Gesellschaften wurden freie Massoneien errichtet, worin jeder ehrliche Mann, ohne Rücksicht auf seine Geburt, aufgenommen wurde. Ihre Mitglieder nannten sich freie Massons, welches lächerlich genug durch Freimäurer übersetzt ist und in der That nur einen Freigesellen bedeutet, wie denn Mate im Holländischen und Masson im alten Englischen noch einen Gesellen bezeichnet. Sowie nun diese Freigesellen sich gegen jene adelichen Zünfte emporgebracht haben, ebenso sollte sich auch die Freimeisterei in allen Künsten gegen die Zünfte ausbreiten. Frankreich hat uns in diesem Stücke vor zwei Jahren ein Exempel gegeben. Woran liegt's also, daß wir ihm nicht nachfolgen? An dem Willen der Landesfürsten? Nein, diese

sind dazu längst bereit, aber nicht im Stande ein solches Werk auszuführen. Es gehört vor den Kaiser, und die Reichsstände müssen es gemeinschaftlich befördern. Ein solches Werk würde das größte sein, was in diesem Jahrhundert am Reichstage vorgenommen worden, und die Einrichtung der Freimäurer könnte in allen Stücken dabei zum Muster dienen. Doch wir wollen hier schließen.

Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld — entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei wär' kein Räuber oder Held vermögend das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammenzuziehen und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbarn zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Ernten und ihre Kinder sich eigen machte und, zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armer Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen und keine stehenden Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eimer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem was er baute; denn er hatte genug für sich und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen und so viel Korn dafür zu empfangen als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt sein, wenn ihm sein Knecht durch die Zauberkraft des Geldes die ganze Ernte von funfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen sein, da man deine Zauberei, die Kunst das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte er dem Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath vor Würmern, seine Heerden vor Seuchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicherstellen wollen?

Ehe du kamst, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. „Komm zu mir", sprach der Reiche zum Armen, „und labe dich an meinem Biere und iß von meinem Brote. Es verdirbt ja doch, und die Ernte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen?" So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamst, war der Unterschied der Stände, und die Begierde sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wettstrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage, gleich den Geringsten unter seinen Flurgenossen, an.

Ehe du kamst, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Zanksüchtiger konnte eine Rechtssache weiter bringen als seine Futterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korn nach dem Kammergericht reisen, und kein Kluger in die Versuchung gerathen, mehr Processe für andere zu führen als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währten nicht länger als bis der Kriegsvorrath verzehrt war, und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehrt, noch die Ernten aus Westfalen für Wein und Kaffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen; und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eigenen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreiheit, und, wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamst, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das Seinige mit dem Maßstabe in der Hand zumessen, die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Aeckerzahl bestimmen, und ewig verhindern daß keiner zwei Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreiche Leute, diese Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel,

Schulden zu machen und tausend Schuldner zu heimlichen Sklaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhte, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder beschwert wurde.

Ehe du kamst, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapferſten, und der Zugang zu den geheimsten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pökelfleisch nicht so leise als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können, wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen als sie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können, wenn der Bettler mit seinem täglichen Brote zufrieden sein muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bedauert demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft euere Reichthümer ins Meer, oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von einer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie euch bei euerer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mausefallen, um euch vor der gefährlichsten Art von Feinden und Dieben sicherzustellen.

Johann Jakob . . .

N. S.

Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu Gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Declamationes der Freigeister unserer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen mögen.

Vorschlag, wie der Theuerung des Korns am besten auszuweichen.

Das beste Mittel, einer Theuerung des Korns vorzubeugen oder sich bei einer anscheinenden theuern Zeit zu helfen, scheint mir dieses zu sein, daß man die Preise steigen lasse wie sie wollen, und dem Handel seinen völlig freien Lauf gönne, ohne sich von obrigkeitlichen Amts wegen im geringsten darum zu bekümmern oder Ausfuhr und Branntweinbrennen zu verbieten. So seltsam auch diese Meinung, die übrigens in dem großen Handel zwischen Nationen und Nationen genugsam untersucht ist, manchem scheinen möchte, da zu gegenwärtiger Zeit so leicht kein Staat in Deutschland sein wird, worin nicht das Gegentheil und zwar plötzlich geschehen, indem fast alle Obrigkeiten die Ausfuhr des Korns und das Branntweinbrennen verboten, viele die Kornspeicher ihrer Unterthanen oder ihre auf gemeine Kosten unterhaltenen Magazine eröffnet und auf diese Weise die Theuerung zu hemmen und die sogenannten Kornjuden zur Billigkeit zu bringen gesucht haben: so glaube ich doch, daß jene Meinung allemal solche Gründe für sich habe, welche überlegt zu werden verdienen. Ich will sie also kürzlich anführen und das Urtheil andern überlassen.

Jeder Mensch, welcher einen Handel unternimmt, macht seine Rechnung zufolge der natürlichen Ungewißheit, welche der Lauf der Handlung mit sich bringt; und ich glaube es als einen gewissen Satz annehmen zu können, daß niemand da leicht mit Korn handeln werde, wo es ein Mächtiger, so oft es ihm beliebt, mit Schaden verkaufen kann. Es geschieht zwar oft, daß ein Kaufmann der zu Grunde geht seine Waaren wohlfeil und mit Schaden losschlägt, mithin dadurch andern ehrlichen Leuten den Markt verdirbt; diese wissen aber schon zum voraus, und haben es als eine in den gemeinen Lauf gehörige Unsicherheit berechnet, daß jener es nicht lange aushalten könne. Allein wo ein Staat, der es lange aushalten kann, indem er den Schaden wiederum auf alle Einwohner vertheilt, so handeln will, wo dieser unter dem züfälligen Preis verkauft, wo dieser beständig mit der Eröffnung seiner auf gemeine Unkosten angelegten Magazine oder der Kornspeicher seiner Einwohner droht, wo dieser den Abgang der Waare selbst durch ein Verbot der Ausfuhr oder des Gebrauchs nach Willkür entbehrlich machen kann, wo dieser sogar den Kaufmann zwingen will seinen gemachten Vorrath zu einem ihm vorgeschriebenen Preise zu verkaufen: da müssen nothwendig alle Kaufleute ablassen, da kann niemand sich in Vorrath setzen, da muß der Staat, der etwas thun will, auch alles thun und ganz und gar nicht auf einigen fernern Zufluß dieser Waare durch den Weg der Handlung rechnen.

Ein jeder Gesetzgeber, jeder Landstand, jeder Vornehme, der oft so leicht darauffällt die Kornböden den Geringern eröffnen und den überflüssigen Vorrath daraus zu einem sogenannten billigen Preise verkaufen zu lassen, greife hier in sein eigenes Gewissen und frage sich, ob er sich jemals in Vorrath zum Verkauf setzen werde, wenn er dergleichen Eingriffe in sein Eigenthum zu fürchten hat; ob er nicht vielmehr bei der geringsten Furcht, ja bei der Möglichkeit, daß ihm der freie Verkauf durch einen Machtspruch verhindert werden könne, sein Korn losschlagen und den ersten den besten Preis nehmen werde, ehe er sich auf eine so willkürliche Art behandeln lassen will. Schlägt aber ein jeder Mächtige seinen Kornvorrath zur Unzeit los, wagt er es nicht, denselben solange zu halten als er es nach dem natürlichen Laufe des Kornpreises rathsam findet, so leidet keiner mehr darunter als der Staat, der entweder alle Jahre in den letzten Monaten vor der Ernte einige aus dem ordentlichen Laufe der Handlung nicht zu berechnende Theuerung dulden, oder sogleich bereit sein muß dem Unglücke mit seinem großen Schaden zu wehren. Nichts scheint sich einem Staate mehr zu empfehlen als ein öffentliches auf gemeine Kosten zu unterhaltendes Magazin, welches bei wohlfeilen Zeiten gefüllt und, wenn der Preis zum Exempel auf einen Thaler für den Himten steigt, eröffnet wird. Allein den Schaden ungerechnet, welcher dem Staat durch das darin angelegte Kapital, durch den Unterhalt der Gebäude, durch die Besoldung der Bedienten, durch die allezeit dabei einschleichende Betrügerei und durch andere Unglücksfälle daher zuwächst, so kann man sicher darauf rechnen, daß in dem Lande, wo dieses Magazin liegt, das Korn immer höher im Preise als in andern Ländern, alle übrigen Umstände gleich genommen, sein werde; und dieses aus der vernünftigen Ursache, weil der Kaufmann in dem Lande, worin er durch das Magazin auf ewig verhindert wird den höchsten Preis zu erhalten, es nicht wagen wird die Gefahr des niedrigsten zu bestehen. Der Kornhandel ist so beschaffen, daß neun Jahre Verlust durch ein Jahr Gewinst ersetzt werden müssen. Hat der Kaufmann nun die Hoffnung nicht, sich durch den höchsten Preis des einen theuern Jahrs schadlos halten zu können, so wird er gewiß die Gefahr der neun wohlfeilen nicht übernehmen, folglich von diesem Handel ganz ablassen und, wenn die Theuerung einfällt, dem Staate die ganze Anstalt allein zuwälzen.

Es sollte daher ein ewiges, unveränderliches Gesetz in jedem Staate sein, daß der Kornpreis, die Umstände möchten kommen wie sie wollten, immer seinen freien Lauf behalten, nie die Ausfuhr verboten, nie die Kessel versiegelt, nie fremder Vorrath auf Unkosten des Staats angeschafft, nie der Speicher eines Privatmanns er-

öffnet, und überhaupt nie etwas vorgenommen werden sollte, wodurch der ordentliche Lauf des Handels unterbrochen werden könnte. Wo aber ein solches Gesetz noch nicht vorhanden, oder wo es zwar vorhanden aber noch nicht genug befestigt und geheiligt ist, da muß freilich die Obrigkeit zutreten und dem Mangel abzuhelfen suchen. Denn in einem solchen Lande haben die Einwohner natürlicherweise lange vor eingetretener Theuerung gesagt: „Unsere gnädigste Landesherrschaft hat uns mehrmalen schon aus der Noth geholfen und Korn zu einem wohlfeilen Preise verkaufen lassen. Es ist also nicht nöthig daß wir bis zur Ernte für uns selbst sorgen; ja wir können unsern Vorrath den minder glücklichen Nachbarn so viel theuerer verkaufen. Unsere großen Meier haben auch noch Vorrath; wird das Land geschlossen und der Branntweinkessel zugeschlagen, so muß der Preis wol heruntergehen. Wir wollen allenfalls den Beamten die Ohren so voll schreien, daß sie diese Kornwürmer einmal heimsuchen und sie zwingen sollen zu verkaufen ꝛc." Der Müller hat gedacht: „Warum soll ich Korn aufschütten? Die Herrschaft wird etwas aus der Fremde kommen lassen und solches wenigstens ohne Vortheil, wo nicht mit Schaden verkaufen. Dann sitze ich da und mag die Würmer füttern." Und der Kaufmann hat schon in seinem Geiste den Beamten höhnisch vorgeworfen: „Das kömmt von eueren guten Anstalten! Nicht zufrieden damit daß die Branntweinkessel versiegelt und die Ausfuhr aus dem Lande verhindert worden, wollt ihr sogar die Aemter und Kirchspiele schließen; ihr wollt die Fuhren um Korn aus der Fremde zu holen umsonst gebrauchen; ihr wollt euer oder des Landes Geld ohne Zinsen dazu verwenden; ihr wollt den Roggen ausborgen; ihr könnt Zollfreiheiten erlangen. Da wage es ein Kaufmann, sich in diese Kornhandlung zu mischen!" — Wo die Umstände so gelegen haben, wo der Landmann seinen Vorrath aufs theuerste verkauft und seine geringen Nebenbewohner, in der Hoffnung die Landesherrschaft werde sie schon versorgen, brotlos läßt, da ist es so natürlich als vernünftig, daß die Obrigkeit zutrete und die Erwartung der Armuth so viel als möglich erfülle.

Aber ich sage, die Lage würde nie so kommen, wenn jenes Gesetz inmitten, und jedermann vollkommen sicher wäre daß der Kornhandel nie durch irgendeine mächtige Hand eingeschränkt werden könnte. Wann eine Landesherrschaft noch Korn erhalten kann, so kann es auch der Kaufmann bekommen; und da die sogenannten Preiscouranten aus Hamburg, Bremen, Emden und Amsterdam mit jedem Posttage zeigen, wie hoch der gemeine Preis sei, so ist bei einer für alle Kaufleute und für jedermann offenliegenden Speculation kein außerordentlicher Wucher zu besorgen. Denn jeder wird sein Geld sodann wagen, und keiner den andern einen gar zu

großen Preis genießen lassen, sobald er nicht zu befürchten hat, daß ihm durch eine mächtige Hand Einhalt geschehe. In diesem Stück kann man sich auf die Begierde zu gewinnen, welche allen Menschen eigen und ihnen nicht umsonst gegeben ist, völlig verlassen.

Gesetzt aber, ein solcher Entschluß, daß man nämlich von obrigkeitlichen Amts wegen niemals Korn anschaffen und auch niemals den Handel mit demselben einschränken oder schmälern wolle, fände Bedenken, indem die Lage der Umstände solchen nicht gestattete, so scheint es dennoch immer besser zu sein, jedem Kirchspiele die Versorgung seiner Einwohner und die dazu erforderlichen Anstalten zu überlassen und aufzulegen, als auf gemeinsame Amts- oder Landesanstalten hinauszugehen. Denn einestheils ist oft ein Kirchspiel so sorglos, oder dessen Einwohner sind so geldbegierig, daß sie alles, was sie nur verkaufen können, auf den theuersten Markt bringen und für ihre Miteinwohner gar nicht sorgen, anstatt daß ein anderer christlicher und billiger denkt und allen seinen Nebenwohnern bestens mit aushilft; anderntheils weiß auch noch oft eins den Seinigen aus seinem eigenen versteckten Vorrathe zu rathen und seine Anstalten ganz wirthschaftlich einzurichten. Wenn nun aber bei allen Anstalten im großen der Schuldige mit dem Unschuldigen vermischt wird, und dasjenige Kirchspiel, was sich allenfalls noch wol selbst helfen könnte, mit den übrigen einen gleichen Antheil an den gemeinen Amts- und Landesbeschwerden übernehmen muß, so verdrießt dieses das gute und haushälterische; es schwächt das Mitleid, und dasjenige Kirchspiel, was für die Seinigen gewiß gesorgt haben würde, schlägt auch zum theuersten auf fremden Märkten los, weil es am Ende einerlei ist, ob es gut oder schlecht gehandelt hat, indem doch allen durch die gemeinschaftliche Anstalt in gleicher Maße geholfen werden muß. Nicht zu gedenken daß bei allen großen Anstalten das wahre Bedürfniß und das Verdienst eines jeden Nothleidenden nicht so genau beurtheilt werden kann als bei Anstalten im kleinen, wo ein Nachbar den andern kennt und denjenigen, der das Seinige verschwendet oder theuer verkauft oder sich selbst noch wol helfen kann, zurücksetzt, und wo ein jeder, auch seines eigenen Vortheils wegen, darauf achtet daß kein Betrug vorgehe und keiner mehr erhalte, als er zur höchsten Nothdurft gebraucht. Es gibt Meier, die ihre Heuerleute und Beiwohner auf die gemeine Landesanstalt schicken, währenddeſſen sie ihren eigenen Vorrath theuer verkaufen; es gibt Leute, die es wol bezahlen könnten und sich doch arm stellen, wenn die Landesherrschaft, der Armuth zum besten, einen Vorrath wohlfeil losschlagen läßt; es gibt andere, die unter eigenem oder geliehenem Namen sich mehrmalen zudringen und hernach mit demjenigen, was sie wohl-

feil erhalten, einen Handel treiben. Alles dieses ist der nothwendige Fehler großer Anstalten, wovon ein Kirchspiel, worin einer den andern kennt, nichts zu fürchten hat. Und ich getraue mir zu behaupten, daß 50 Kirchspiele, die zu einer gemeinschaftlichen Fürsorge verknüpft sind, 10000 Malter Korn fordern werden, welche sich einzeln mit 4000 behelfen würden.

Es sollte also wenigstens ein Gesetz sein, daß bei einer eintretenden Theuerung jedes Kirchspiel sich selbst zu helfen hätte.

Der Edelmann sorgt hier im Lande fast durchgehends für die Seinigen, und man könnte die Namen solcher Großmüthigen nennen, welche ihren Heuerleuten das Korn beständig zu dem Preise geben, wozu es in guten Jahren steht. In dieser Fürsorge ist aber der Edelmann unabhängig, weil er hernach zu keinen gemeinen Anstalten weiter beiträgt. Der Landmann hingegen, wenn er auch auf gleiche Weise für seine Heuerleute gesorgt hat, muß demungeachtet auch noch für seine faulen und schlechten Nachbarn, mit denen er in Gemeinschaft der öffentlichen Lasten lebt, sorgen und den Nachbarn gleich fahren und beitragen. Das setzt ihn in eine ungleich schlimmere Lage; und wie schlimm muß diese nicht noch werden, wenn er nicht blos zu den Anstalten für sein Kirchspiel, sondern auch zu denen, welche für das Ganze gemacht werden, beitragen muß!

Wenn man noch genauer gehen wollte, so sollten billig diejenigen Landleute, welche für die Ihrigen gesorgt haben, von allem fernern Beitrage zu den Kirchspielsanstalten frei sein. Nur äußert sich dabei die Schwierigkeit, daß auf solche Art alle Dorfgesessene und Markkötter, welche kenntlich keinen Ackerbau und keine Pferde haben, zur Zeit der Noth verlassen sein würden. Allein hier wäre auch noch wol Rath zu schafien, wenn man vorläufig nur eine gewisse Einrichtung machte.

In den ältesten Zeiten, und lange vor Karl dem Großen, errichteten dergleichen Leute Gildonias, oder Gilden, und traten zu ihrer gemeinsamen Vertheidigung, es sei zu Gerichte oder außer Gerichte, unter ihren Beamten zusammen; anstatt daß sie jetzt einzeln, ohne gleiche Gewohnheiten (coutumes), ohne Landrecht, ohne Rechtsweisung dahinleben, in ihren Erbtheilungen, Ausbestattungen und dergleichen unter dem römischen Rechte und seinen Auslegungen stehen und, wenn eine Noth eintritt, ohne Einigkeit und ohne Haupt, sich gar nicht zu helfen wissen. Daher sehen wir Kötter, die sich freikaufen und wiederum in den Leibeigenthum laufen, weil sie sich rechtlos dünken und nun nicht wissen, ob sie mit ihren Weibern in Gemeinschaft der Güter leben oder nicht, ob sie eine Leibzucht zu gewarten haben, und was sie ihren Kindern mitgeben sollen — welches alles daher kommt, weil die Heyen oder Hoden, worin diese Leute

sich begeben, ihr Band wie ihre coutumes verloren haben, und der Hodepfennig oder der Hodeschilling mit dem Verfall der Münze zu sehr heruntergegangen ist, um es der Mühe werth zu achten, für diese armen Leute ein eigenes Recht zu machen. Die Fürsten selbst, welche Colonisten auf dem platten Lande anziehen, scheinen den Vortheil der Hode, oder einer solchen Gilde, ohne welche sich einzelne Leute schwerlich halten, ganz und gar zu miskennen.

Gesetzt nun aber, man zöge diese Leute in jedem Kirchspiel in eine besondere Gilde unter zweien von ihnen erwählten Vorstehern zusammen, und machte eine Vereinigung dahin, daß die Landleute des Kirchspiels ihnen für einen sichern Preis die Kornfuhren geben, die Dorfgesessenen hingegen jedesmal gegen einen sichern Preis die Naturaleinquartierungen, welche doch insgemein, wenn es Infanterie ist, auf das Dorf fällt, tragen müßten, so würde sich schon eine gewisse billige Proportion ausfinden lassen, nach welcher jeder Landmann im Kirchspiel dieser Gilde helfen müßte, so würde diese Gilde mit vereinten Kräften Geld oder Credit und Bürgen finden und sich solchergestalt auch retten können. Es sind viele Dinge, die eine Compagnie oder Gilde mit genugsamer Macht unternimmt, ein einzelner Mann aber wol liegen lassen muß. Das Schlimmste bei den Rettungsanstalten zur Zeit der Theuerung ist insgemein die erste Anstalt zum Ankauf des Korns und die erforderliche geschwinde und vorschüssige Bezahlung. Aber hier tritt nun in guten Staaten die glückliche Vorsorge der Landesherrschaft ein. Diese läßt das Korn auf dem nächsten und wohlfeilsten Orte kaufen, thut den Vorschuß und borgt dem Kirchspiel oder der Gilde unter ihren Vorstehern oder Bürgen. Diese dürfen also nur hinschicken, abholen, und es so vorsichtig vertheilen, daß sie das Geld dafür zur gesetzten Zeit wiedereinliefern können. Diese Hülfe kann keine Landesherrschaft *einzelnen* Menschen angedeihen lassen, weil sie sich in unendliche Weitläufigkeit und mit großer Unsicherheit einlassen würde. Allein einer Gilde unter Vorstehern und Bürgen kann sie ohne diese Unbequemlichkeiten desto leichter helfen.

Die Erfahrung hat in diesem Jahre gewiesen, daß viele Aemter und Kirchspiele, ohnerachtet sie Mangel zu haben schienen, lieber ihren Miteinwohnern aus ihrem eigenen Vorrathe mittheilen und sich so viel sparsamer behelfen, als die Fuhren zur Abholung des fremden Korns leisten wollten. Andere, welche ins Wilde gefordert hatten, traten aus gleicher Ursache zurück, machten es wie jene und begehrten nur etwas weniges. Andere, worin die Landleute genug hatten, wollten den Dorfgesessenen nicht aushelfen und auch nicht für sie fahren. Mancher Landmann, der zwar nichts übrig aber doch für sich genug hatte, behalf sich sparsamer und vermischte seinen Roggen mit andern Körnern, um seinen Mit-

eingesessenen auszuhelfen und sich von der Fuhre zu befreien. Alle diese Erfahrungen reden das Wort für die Kirchspiels- und gegen die Landesanstalten; und was solchergestalt gespart worden, ist auch gewonnen. Sie zeigen, daß bei Landesanstalten mehrentheils nur die schlechtesten Leute auf Kosten der bessern Haushälter zehren, die dreistesten Bettler den bescheidenen Armen verdrängen, und weit größere Summen ausgegeben werden, als geschehen würde wenn jedes Kirchspiel sich selbst rathen müßte.

Anmerkungen.

S. 9, Z. 11 v. u.: „Limburger Chronik." — Die Worte davon lauten in fastis Limburg, S. 18, also: „Die Kleidung von den Leuten in deutschen Landen war also gethan. Die alten Leute mit Namen trugen lange und weite Kleider, und hatten nicht Knauff, sondern an den Armen hatten sie vier oder fünf Knäuff. Die Ermel waren bescheidentlich weit. Dieselben Röcke waren um die Brust oben gemützert und geflützert und waren vornen aufgeschlützt bis an den Gürtel. Die jungen Männer trugen kurze Kleider, die waren abgeschnitten auf den Lenden und gemützert und gefalten mit engen Armen. Die Kogeln waren groß. Darnach zu Hand trugen sie Röcke mit vier und zwanzig oder dreißig Geren, und lange Hoicken, die waren geknaufft vornen nieder bis auf die Füß. Und trugen stumpe Schuhe. Etliche trugen Kugeln, die hatten vornen einen Lappen und hinten einen Lappen, die waren verschnitten und gezattelt. Das manches Jahr gewähret. Herren, Ritter und Knechte, wann sie hoffahrten, so hatten sie lange Lappen an ihren Armen bis auf die Enden, gefüdert mit Kleinspalt oder mit Bund, als den Herren und Rittern zugehört, und die Knechte als ihnen zugehört. Die Frauen giengen gekleidet zu Hof und Danzen mit paar Kleidern, und den Unterrock mit engen Armen. Das oberste Kleid hieß ein Horkett, und war bei den Seiten neben unten aufgeschlissen und gefüdert, im Winter mit Bund oder im Sommer mit Zendel, das da ziemlich einem jeglichen Weib war. Auch trugen die Frauen der Burgersen in den Städten gar zierliche Hoicken, die nennte man Fyllen, und war das kleine Gespense von Disselsett krauß und eng beisammen gefalten mit einem Same beinahe einer Spannen breit, deren kostet einer neun oder zehn Gülden." Die Kugeln hingen vermuthlich auch an den Kappen; und rührt daher das heutige Sprichwort: Kappen und Kugeln verspielen. J. M.

S. 10, Z. 19 v. o.: „Knötchen." — Eine Art Handarbeit besonders des weiblichen Geschlechts, ähnlich der Filetstrickerei.

S. 10, Z. 20 v. o.: „Trenseln.“ — Das Trenseln, welches vor dreißig Jahren Mode war, bestand darin, daß man goldene und silberne Borten, auch seidene Zeuge in ihre Fäden auflöste. Viele modische Leute kauften sich neue Borten, um ihre Hände solchergestalt zu beschäftigen. J. M.

S. 20, Z. 21 v. o.: „Marmontel“ (1723—99). Ein französischer Schriftsteller von mittelmäßiger Begabung, welcher besonders durch seine Erzählungen zu seiner Zeit berühmt war. Sentimentalität und Schlüpfrigkeit wechseln in denselben ab, ähnlich wie bei Wieland. Im „Belisar“, einem seiner Hauptwerke, eiferte er gegen die herrschenden Einrichtungen des Staates und der Kirche und gab in der Schilderung der Verhältnisse unter Kaiser Justinian ein Bild der damaligen politischen Zustände Frankreichs.

S. 21, Z. 20 v. u.: „Magazin der Frau Beaumont.“ — Marie le Prince de Beaumont (1711—80), eine zu ihrer Zeit berühmte Verfasserin von moralischen Erzählungen und Jugendschriften. In London, wo sie nach der Trennung von ihrem Manne lebte, gab sie ein „Magasin des adolescentes“ 1760 in vier Bänden heraus, das 1776 auch in deutscher Sprache erschien.

S. 24, Z. 21 v. u.: „Strümpfe knütten“ = stricken.

S. 34, Z. 10 v. o.: „Sterbfall.“ — Das Recht der Hofgemeinde an dem Nachlasse der verstorbenen Hofhörigen. Nach dem Tode des Leibeigenen muß der Sohn mit Vorzeigung des Festkleides das Absterben des Vaters melden. Der Gutsherr nimmt die Hälfte der Mobiliarhinterlassenschaft, wozu auch die Früchte gehören.

S. 35, Z. 8 v. o.: „freier Kotte.“ — Hier gleichbedeutend mit „Erb- und Markkötter“, der Besitzer eines kleinen Bauergutes.

S. 35, Z. 10 v. o.: „Packenträger“ = Hausirer.

S. 53, Z. 22 v. u.: „Hogarth“ war auch ein Handwerker, der auf Bestellung und zum Verkauf arbeitete. In seiner Stube, worin er die ihn täglich besuchenden Fremden, im Nachtrock mit der Mütze in der Hand, ehrbar empfing, hatte er einen kleinen Schrank, worin alle seine Werke, die er öffentlich verkaufte, bereit lagen. Hier erklärte er denn wol selbst seinen Käufern den Sinn verschiedener Gruppen und verkaufte davon für etliche Schillinge. Allein zu welchem Ruhme hat er es nicht gebracht! und würde nicht die große Welt seinen Umgang mit Eifer gesucht haben, wenn er den besondern Geist in seinen Reden gehabt hätte, welchen er in seinen Caricaturen zeigt? J. M.

S. 54, Z. 18 v. u.: „Scaron." — Paul Scarron, geboren 1610 zu Grenoble, lebte den größten Theil seines Lebens von Krankheit geplagt in Paris, erhielt sich von einer Hofpension und starb 1660. Er schrieb Lustspiele und Satiren. (L'héritier ridicule; La Mararinade; Roman comique.)

S. 60, Z. 13 v. u.: „Bettlersoper." — The Beggar's opera. Sie führt diesen Namen vermuthlich um deswillen, weil die darin vorkommenden Arien auf erborgte und zusammengesuchte Melodien gemacht sind. So geht eine Arie auf die Melodie: Ma commerce quand je danse etc., und eine andere auf: Le printems appelle aux armes. J. M.

S. 73, Z. 19 v. o.: „Mahljahre." — Ist der erbliche Besitzer eines Gutes gestorben, und der überlebende Ehegatte verheirathet sich wieder, dann tritt das neue Ehepaar interimistisch in den Genuß des Gutes, bis der Anerbe aus voriger Ehe großjährig ist oder höchstens bis zu dessen dreißigstem Jahre. Sind diese „Mahljahre" verflossen, so tritt der Anerbe das Gut an, und jene ziehen auf die Leibzucht.

S. 73, Z. 20 v. o.: „Spade" = Spaten.

S. 73, Z. 19 v. u.: „Heuersmann", Heuerling. — Den Stamm der Bevölkerung einer Landgemeinde bildeten die Vollerben, welche die vollen Gemeindelasten trugen und volles Recht an der Mark hatten. Durch Theilung des Besitzes eines Vollerben entstanden Halberben, von denen zu Möser's Zeiten gewöhnlich drei auf zwei Vollerben gerechnet wurden; die Gemeindelasten und Markrechte wurden getheilt. Auf kleinen abgelösten Theilen des Erbes entstanden die Kotten, von denen vier die Gerechtsame eines Vollerben hatten. Doch wurden mit dem von der Wohnung abgeleiteten Namen „Kötter" auch die Heuerleute bezeichnet — das Landproletariat, welches zum größten Theile dadurch entstand, daß bei dem Majoratserbrecht die nicht erbenden Kinder der Hofbesitzer zur Miethe in Nebenhäusern zu wohnen gezwungen waren. Dazu kamen noch andere, denen Theile des Erbes verpachtet wurden, sodaß zu Möser's Zeiten die Hälfte der Bewohner des Hochstifts aus Heuerleuten bestand.

S. 74, Z. 8 v. o.: „Auslobung" = Abfindung des Erben mit den nicht erbenden Geschwistern.

S. 80, Z. 14 v. o.: „Heideplaggen." — Bei der im Verhältniß zur Ausdehnung des culturfähigen Landes geringen Anzahl von Vieh nimmt man von den Heiden große Rasenstücken von etwa 10 Zoll Breite und 1½ Zoll Stärke, schichtet sie auf, legt zwischen

sie Thierdünger oder Stroh, und läßt diese Haufen gären. Der dadurch gewonnene Plaggendünger wird besonders für sandigen Boden verwendet.

S. 80, Z. 14 v. u.: „Leibzucht" ist das Wohnhaus (auch Leibzucht im engern Sinne genannt) mit Garten und dem sechsten Theile des Bodens, welches von dem Anerben den ihm das Gut überlassenden Aeltern eingeräumt wird. Ist der Vater gestorben und die Mutter bezieht die Leibzucht, so erhält sie jedoch nur die Hälfte; ebenso umgekehrt wenn der Vater Leibzüchter wird. Bei den Erbköttern bleibt wegen der geringen Ausdehnung des Besitzthums der Leibzüchter häufig im Hause wohnen, bezahlt einen Theil der Abgaben und benutzt dafür den Garten.

S. 88, Z. 18 v. u.: „Hollandsgänger." — Ein Theil des Landproletariats, welches in der Heimat nicht genügende Arbeit findet, begibt sich im Sommer nach Holland, um zu mähen oder Torf zu stechen. Als schon zu Möser's Zeiten durch industrielle Unternehmungen neue Erwerbszweige erschlossen wurden, nahm die Zahl der Hollandsgänger bedeutend ab; doch herrscht die Sitte noch heute besonders in den Holland benachbarten Theilen Westfalens.

S. 88, Z. 9 v. u.: „Caylus." — Anne Claude Philippe de Tubieres, Graf von Caylus, geboren 1692 und gestorben 1765 zu Paris, war bedeutend als Sammler von Antiquitäten, Archäolog und Kupferstecher. Seine historischen Untersuchungen hat er meist in den Memoiren der Akademie veröffentlicht; hervorzuheben ist: „Sur la peinture á l'encaustique et sur la peinture à la cire" (Paris 1755); „Numismata aurea imperatorum Romanorum" u. s. w.

S. 95, Z. 16 v. u.: „Sahlstätte." — Eine abgabenfreie Wohnstätte.

S. 96, Z. 12 v. u.: „Spieker." — Scheune.

S. 96, Z. 12 v. u.: „Gaden." — Ursprünglich Bezeichnung von Gemach, Stockwerk; abgeleitet Bezeichnung eines kleinern Wohnhauses = Kotte.

S. 101, Z. 3 v. u.: „Heufime." — Heufeime, Heuschober, die aus Splitterholz zusammengelegt und auf freiem Felde errichtet werden.

S. 101, Z. 2 v. u.: „Waddicke." — Geronnene Milch.

S. 102, Z. 15 v. o.: „Holzschuhe." — Die Holzschuhe sind den nassen Weidegegenden und denjenigen, so darauf gehen oder arbeiten, unentbehrlich, weil die ledernen Sohlen theils schwammicht werden, theils mit der Feuchtigkeit eine beständige Kälte bewahren. In den Berggegenden werden sie wenig gebraucht. Wo ein schwerer Acker und die Erde kleberig ist, kennt man sie gar nicht, weil man dort nicht darin fortkommen könnte. Sie sind nichts weniger als ein Zeichen der Armuth, indem wir Bauerfrauen sehen, die zwanzig Thaler auf eine Mütze und zehn Thaler auf ein Halstuch wenden, aber doch aus angeführten Ursachen bis zur Stadt in Holzschuhen kommen müssen. J. M.

S, 102, Z. 2 v. u.: „Röthe." — „Man schreibt jetzt vielfältig: Rotten. Allein das französische rouir und rouissage lehrt, daß es beim alten Röthen verbleiben müsse." J. M. Trotzdem ist rôten, rotten das allein Richtige (angels. rotian); flas rôten = den Flachs faulen lassen, den Kleber in demselben durch einen Gärungsproceß zerstören, den Flachs rösten.

S. 109, Z. 4 v. o. „Urtheil über die Packenträger." — Dieser und die vorhergehenden Aufsätze sind ein Beispiel für die Art und Weise, wie Möser einerseits die Regierung zu einer bestimmten Verordnung zu bewegen, andererseits die Bevölkerung auf dieselbe vorzubereiten und ihr deren Vortheile auseinanderzusetzen gesucht hat. Diesen in den Jahren 1767 und 1769 geschriebenen Artikeln über die Packenträger folgte 1770 eine Verordnung, in welche die Regierung zwar nicht alle jene Einschränkungen des Hausirhandels, welche Möser für wünschenswerth hielt, aufnahm, in der Hauptsache jedoch, besonders was den Handel mit Luxuswaaren betraf, auf den Standpunkt Möser's sich stellte. Vgl. Klöntrup, Rechte und Gewohnheiten Osnabrücks (Osnabrück 1798), II, 150.

S. 110, Z. 3 v. o.: „Kanefassen." — Von dem französischen aus dem Italienischen stammenden Worte canevas = rohe, ungebleichte, flächserne Leinwand. Manchmal bezeichnete man dadurch auch ein baumwollenes Gewebe mit erhabenen Streifen.

S. 112, Z. 16 v. o.: „Das Landvolk in den mehrsten Provinzen Deutschlands." — Der Laienspiegel von Ulrich Henzlern (Strasburg 1536) ist in dieser großen Absicht geschrieben und ist sicher berühmter gewesen als irgendein anderer avis au peuple oder speculum populare. Wer sich davon überzeugen will, vergleiche die innere Mühlenpolizei seines Ortes mit dem, was dieser Spiegel von den Mühlen hat. J. M.

S. 113, Z. 19 v. u.: „Gemeine Holzung." — Die zur Mark gehörige Holzung. An der Nutzung desselben haben die Mark-

genossen nach einem bestimmten Verhältnisse Antheil. Schon zu Möser's Zeiten waren die meisten Markungen in Betreff der Holznutzung getheilt; doch durfte kein Markgenosse aus seinem Holztheile bei Nacht Holz holen. Die Bestrafung des Holzdiebes fiel dem Holzgrafen zu.

S. 116, Z. 2 v. o.: „Harrison's Uhren." — Als 1714 vom britischen Parlament ein Preis von 20000 Pfd. St. auf eine Uhr ausgesetzt worden war, welche nach sechs Wochen nicht mehr als zwei Zeitminuten fehlen würde, verfertigte John Harrison (1693 — 1776) eine solche Uhr, in welcher die Temperaturstörungen beseitigt waren. Sie zeigte nach der Hin- und Rückreise zwischen Portsmouth und Jamaika, nach Verlauf von 147 Tagen, nur eine Differenz von 5,1 Secunden.

S. 117, Z. 20 v. u.: „ein Stück Garn." — In der osnabrücker Bauerschaft Rieste haben die Eingesessenen sich ebenfalls vereinigt, daß keiner ein Stück Garn verkaufen will, um zu verhindern, daß liederliche Wirthe, Weiber und Gesinde nicht einzelne Stücke zum Krämer verschleifen und Branntwein, Kaffee und Zucker dafür holen können. J. M.

S. 119, Z. 5 v. o.: „kröpeln." — Wie ein Krüppel sich abmühen, um weniges zu erreichen.

S. 120, Z. 5. v. o.: „Neubauer", Brinkligger. — Aermere Anwohner, welche sich mit Bewilligung der Markgenossen auf den öden Theilen der Mark angesiedelt haben und nach einigen Freijahren an den Rechten und Pflichten der halben oder ganzen Markkötter theilnehmen. Ihre Häuser gehören ihnen eigenthümlich zu.

S. 122, Z. 13 v. o.: „Pinto." — In seinem «Traité de la Circulation et du Credit» (Amsterdam 1771). J. M.

S. 123, Z. 22 v. u.: „die Anhänger der Colberts und Mirabeaus." — Colbert, Finanzminister unter Ludwig XIV., erwarb sich das Verdienst, nicht nur den Staatsschatz durch eine bessere Finanzwirthschaft gefüllt, sondern auch Handel und Industrie auf eine noch nie erreichte Höhe gehoben zu haben. Er sah in der Begünstigung des Handels, der Industrie und des Seewesens das beste Mittel, den Nationalreichthum zu vermehren. Im Gegensatze zu diesem Mercantilsystem veröffentlichte Victor Mirabeau, der Vater des bekannten Gabriel Honoré Mirabeau, unter dem Namen „Ami des hommes" eine große Anzahl von Schriften, welche, die Lehre der Physiokraten vertretend, den Ackerbau als die einzige producirende Arbeit darstellten

(„Philosophie rurale“, 1763) und das Tableau économique der Physiokraten als gleich wichtige Entdeckung wie die Erfindung der Buchstabenschrift und des Geldes priesen. Indem er seine Theorien verwirklichend das Los seiner Bauern wesentlich milderte, erwarb er sich unbestreitbare Verdienste, größere als durch seine schriftstellerischen Leistungen.

S. 128, Z. 16 v. u.: „Der nothwendige Unterschied zwischen dem Kaufmann und Krämer.“ — Dieser Aufsatz erschien den 20. November 1773, und im August 1774 hat die Kaiserin-Königin in ihren Erblanden eine Verordnung erlassen, worin der Vorschlag wirklich ausgeführt ist. J. M.

S. 136, Z. 21 v. u.: „Packhausheuer.“ — Miethe für die Niederlagsräume.

S. 138, Z. 13 v. o.: „Osnabrückisches Linnen.“ — Das einzige Handelsproduct, das im vorigen Jahrhundert in größern Massen aus dem Hochstifte ausgeführt wurde. Fast in jedem Hause stand ein Webstuhl. „Mann, Frau, Kinder und Gesinde wenden die Zwischenräume ihrer Arbeit zum Spinnen an. Der Stuhl beim Rade ist gleichsam die Ruhestätte von anderer Arbeit.“ Die Polizei prüfte die Güte der einzelnen Stücke. Im Jahre 1778 wurden in dem Hochstifte 27441 Stück gefertigt, jedes zu einem Werthe von 3—4 Pistolen. (Möser, Osnabrückische Geschichte, § 9.)

S. 141, Z. 18 v. o.: „Handwerksgilde.“ — Handwerkszunft.

S. 149, Z. 10 v. o.: „Haarklauber.“ — Ursprünglich Perrükenmacher; in abgeleitetem Sinne: peinlich gewissenhafte Menschen.

S. 151, Z. 14 v. u.: „Churchil.“ — Charles Churchil, geboren 1731 zu Westminster, Landprediger, Ciderverkäufer, wieder Landprediger und endlich Schriftsteller, starb 1764. Seine Satiren, unter andern die auf alle damals berühmten Schauspieler, machten Aufsehen und sollen der Sage nach Hogarth's Tod veranlaßt haben. Seine Werke erschienen gesammelt London 1774, 3 Bde.

S. 152, Z. 7 v. u.: „Rauchschatz.“ — Eine Steuer, welche für jedes Wohnhaus nicht von dem Eigenthümer, sondern den Bewohnern zu entrichten ist, von der aber die frei sind, welche auf dem Grunde eines Edelmanns wohnen, vorausgesetzt daß sie weder Handwerk noch Handel oder Gewerbe treiben.

S. 152, Z. 6 v. u.: „Wachszins.“ — Alle freien Einwohner, welche nicht im Stande waren in den Heerbann einzutreten, mußten

sich in den Schutz eines Herrn begeben, der für eine bestimmte Zahl einen Mann stellte. Dieser Schutz ward „Hode, Heye" genannt. Churfreie waren die, welche freiwillig in die Hode gingen; Nothfreie, welche dies gezwungen thaten. Das Recht, solche „unwehrige Leute" zu schützen, hatte der Kaiser und diejenigen, denen er das Recht verlieh. Häufig schützten Klöster und Kirchen; der Patron der Kirche ward dann zum Vormunde gewählt; am Tage des Schutzheiligen erschienen diese „wachstinsige Lüde", um auf dem Altar entweder mehrere Pfund Wachs oder eine entsprechende Geldsumme niederzulegen.

S. 153, Z. 20 v. o.: „Bauerrichter." — Der Vorsteher der Bauernschaft, welcher die Eingesessenen zu den Leistungen und Abgaben aufbietet und in ihren Versammlungen (Bauersprache) den Vorsitz führt. Dies Amt wechselt unter den vollen und ganzen Erben ab.

S. 155, Z. 7 v. u.: „Bannmeile." — Der Umkreis, innerhalb dessen ein Ort oder ein Kloster Zwangs- und Strafrechte ausüben konnte (Bann-Gerichtsbezirk).

S. 161, Z. 7 v. u.: „Kanzler" (Cancellarius). — Derjenige, welcher landesfürstliche Erlasse von den Cancellis herab öffentlich zu verlesen hat.

S. 165, Z. 3 v. o.: „Freimeister." — Ein unzünftiger Meister, dem von der Obrigkeit die Würde eines Meisters zuerkannt worden.

S. 165, Z. 8 v. u.: „Freimäurer." — Die Erbauung der Paulskirche in London, welche die jetzt sogenannten Freimäurer durch Beischüsse von Geld zu Stande brachten, hat zu jener Misdeutung und auch dazu Gelegenheit gegeben, daß jene Freigesellschaft die Maurerwerkzeuge als Ordenszeichen angenommen hat. J. M.

S. 169, Z. 11 v. o.: „Zu gegenwärtiger Zeit." — 1771. Ich bemerke hier das Jahr, worin dieser Aufsatz abgedruckt worden, weil man im Jahr 1774 in Frankreich aus eben diesen Grundsätzen die Kornhandlung freigemacht hat. J. M.

S. 171, Z. 12 v. o.: „Meier." — Vorsteher der Hausgenossen, d. h. jener Leute, welche zwar einen Gutsherrn anerkennen, jedoch „in allen Sachen, worüber ein freier Mann durch Ehepacten oder Testamente verordnen kann", selbständig entscheiden dürfen, dazu aber die Bestätigung des Hofherrn einholen müssen. (Möser, Osnabrückische

Geschichte, I, §§ 38, 39.) An bestimmten Tagen haben sie zur Erhaltung ihrer Rechte auf dem Hofe des Meiers Zusammenkünfte (Hofsprache).

S. 173, Z. 1 v. u.: „Heye oder Hode." — Vgl. Anmerkung zu „Wachszins". S. 152.

S. 174, Z. 6 v. o.: „Gilde." — Vereinigung, Gesellschaft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Geschichte, I, §§ 38, 39.) An bestimmten Tagen haben sie zur Erhaltung ihrer Rechte auf dem Hofe des Meiers Zusammenkünfte (Hofsprache).

S. 173, Z. 1 v. u.: „Heye oder Hode." — Vgl. Anmerkung zu „Wachszins". S. 152.

S. 174, Z. 6 v. o.: „Gilde." — Vereinigung, Gesellschaft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Inhalt.

Seite

IV. Recht und Verfassung.

V. Religion und Kirche.

VI. Aesthetisches und Moralisches.

Patriotische Phantasien.

Zweiter Theil.

IV.

Recht und Verfassung.

Der Staat mit einer Pyramide verglichen.

Eine erbauliche Betrachtung.

Ein Staat läßt sich am besten mit einer Pyramide vergleichen, die alsdann schön ist, wenn sie ihr gehöriges Verhältniß hat, unten auf einem guten Grunde ruht und nach der Spitze zu immer dergestalt abnimmt, daß das Unterste das Oberste völlig aber auch mit der mindesten Beschwerde trägt. Um solches recht deutlich zu machen, wollen wir jetzt miteinander betrachten: erstlich die Spitze, hernach die Mitte, und zuletzt den Grund.

Die Spitze ist besonders fehlerhaft, wenn sie oben zu dick ist, oder, um sogleich die Anwendung hiervon zu machen, wenn die landesherrliche Familie sich zu sehr vermehrt, wenn alle Prinzen heirathen und alle Prinzessinnen Aussteuern erfordern, und solchergestalt die Bevölkerung oben stärker geht als unten; sie ist fehlerhaft, wenn sich alle Kräfte nach dem Kopfe ziehen und den untern Theil machtlos lassen; sie ist endlich fehlerhaft, wenn der Kopf zittert, und die Kräfte, die sich hinaufziehen sollten, in der Mitte stocken.

Nach diesem Grundsatze sollte man meinen, daß ein geistlicher Staat, dessen Fürst nicht heirathen darf, allemal der beste sein müßte, weil hier der Kopf durch keine Aussteuern, Witwensitze und Apanagen zu sehr vergrößert werden kann. Allein da leider dergleichen Köpfe sehr oft mit gefährlichen Kröpfen heimgesucht werden, die sich bisweilen so sehr ausdehnen, daß sie die ganze Pyramide durch ihre Schwere umstürzen, so läßt sich solches nicht mit Gewißheit behaupten.

Wir wollen uns also nun zur Mitte wenden. Nach dem stärksten pyramidalischen Verhältniß folgt auf eins zwei, und so bekommt der Schaft eine Unförmlichkeit, wenn oben dieses Verhältniß überschritten wird und die hohe Dienerschaft sich oben am Halskragen zu sehr vermehrt; der Schaft bekommt einen Bauch, wenn zu viel neue Edelleute gemacht werden oder der unbegüterte Adel sich zu stark in die Bedienungen drängt, darauf heirathet und eine Menge Kinder zeugt, die niemals wieder zum Pfluge zurückkehren, sondern, wo sie nicht todt geschossen werden, lauter Auswüchse werden, die von der Wurzel leben, ohne dem Stamme wiederum einigen Saft mitzutheilen; sie bekommt zuletzt unten einen Bruch, und leider ist dieses jetzt das allgemeine Staatsübel, wenn der Wehrstand, er sei nun vom Leder oder von der Feder, besonders wo demselben das Heirathen erlaubt wird, mit Weibern und Kindern den Nährstand überwiegt, und eine Menge kleiner und mittelmäßiger Bediente sich wie das Ungeziefer anhängen.

Auch hierin, sollte man sagen, hätte der geistliche Staat einen Vorzug, wo der neue Adel verachtet, die jüngern Söhne und Töchter des alten mit Präbenden versorgt und vom Heirathen abgehalten, die höchsten Bedienungen mit Geistlichen besetzt, und alle Maßregeln genommen werden, daß der dem Pfluge entzogene Stand sich, wie billig, nicht zu sehr zur Last des Staats vermehre und jeder fürstliche Rath wiederum sechs andere Räthe und sechs künftige Räthinnen zeuge. Allein auch hier müssen wir mit jenem alten heidnischen Sittenlehrer ausrufen: Ubique naufragium! Ueberall zerbrochene Töpfe!

Von dem Grunde brauchen wir weiter nichts zu sagen, als daß solcher nicht leicht zu zahlreich, nicht zu stark und nicht leicht zu gut gefugt sein könne, und daß, wo es hieran ermangelt, wo sich hier eine Lücke bei der andern zeigt und der eine Stein geborsten, der andere verwittert und der dritte gestohlen ist, die ganze Pyramide nothwendig zusammenfallen müsse. Das Merkwürdigste bei dieser Vergleichung ist, daß die Natur gerade nach den Regeln arbeitet, welche diese pyramidalische Einrichtung erfordert. Denn man wird wahrnehmen, daß im großen Durchschnitt die menschliche Pyramide immer nach der Spitze zu am ersten abnehme und verdorre. Je höher hinauf, je mehr schwächliche Gesundheiten und Uebel: die fürstlichen Söhne verderben sich früh, damit ihre Kinder dem Staate nicht zur Last fallen; die jungen Edelleute folgen einem so großen Exempel, und man sagt überhaupt: große Männer erziehen schlechte Kinder. Mit Macht drängt sich Gesundheit, Fleiß und Stärke immer von unten auf gegen die Höhe; diese eisernen Tugenden des untern Theils der Pyramide schieben täglich eine Menge zum Schafte hinaus, welche dort absterben und wie verdorrte

Zweige herunterfallen; die Hauptstädte werden immer von dem dauerhaften Pflugstande bevölkert; in der Handlung zählt man immer mehr gewordene als erzeugte Reiche; und selbst von den Gelehrten will man angemerkt haben, daß die vom geringsten Herkommen in ihrer Jugend den mehrsten Fleiß, als Männer die wahre Dauer zur Arbeit und am seltensten den Fehler der Hypochondrie haben.

Diejenigen haben der Natur gemäß gearbeitet, die dem Menschen erlaubt haben dem Heirathen durch ein Gelübde zu entsagen; vorausgesetzt daß keiner zu diesem Gelübde gelassen werde, der zum Grunde der Pyramide gehört oder billig zu dessen Verstärkung gebraucht werden kann: und das ist auch mehrmalen heilsamlich verordnet worden. Man mag dagegen so vieles einwenden wie man will, so ist doch offenbar, daß, wenn die fürstlichen, gräflichen, adelichen und anderer guter Leute Kinder sich wie die Geringen vermehrten, die Pyramide oben so dick wie unten werden und der Schaft seinen Grund tief in die Erde drücken würde; oder wir müßten eine andere politische Einrichtung haben, nach welcher die jüngern Kinder Stand und Wappen ablegen und sich dem Gewerbe oder Ackerbau ergeben könnten.

Der Militärstand ist zwar freilich ein großer Abnehmer dieser Kinder. Allein da auch dieser immer mehr und mehr heirathet, und ein Offizier, wie billig, nur Offiziere zeugt, so wird die Aussicht immer schlimmer; und der unterste Theil der Pyramide, der jener weichen muß, wird gar ausgehen, wenn ihm der Soldat, der Weib und Kinder hat, heimlich oder öffentlich die Nahrung zu entziehen gezwungen wird. Dieser letzte Bruchschade ist unheilbar; und doch wird er so wenig erkannt, daß man sogar hier und da dem Soldaten ein Handwerk frei zu treiben erlaubt.

In den Morgenländern, wo man nur Verschnittene zu den höchsten Posten zieht, hat man ebenfalls gefühlt daß die Pyramide ihr Verhältniß verlieren und der Kopf oder Kropf zu groß werden würde, wofern man nicht der gar zu starken Vermehrung des unfruchtbaren oder unsteuerbaren Standes der Menschen vorbeugte. Man ist aber in der Wahl der Mittel unstreitig unglücklicher gewesen. Nur der Deutsche, der heute aus dem Bäcker einen Rathsherrn, und übers Jahr aus dem Rathsherrn wieder einen Bäcker macht, hat den vernünftigsten Weg erwählt, die vielen Auswüchse des Schafts zu verhindern und den Grund seiner Pyramide durch Ehre und Arbeit zu verstärken. . .

Der Bauerhof als eine Actie betrachtet.

Wir haben alle einigen Begriff von den großen Compagnien, welche nach Ost- und Westindien handeln: wir wissen, daß dieselben aus Leuten bestehen, wovon jeder ein sicheres Kapital hergeschossen hat; wir nennen dieses Kapital eine Actie, und denken es uns ganz deutlich, daß keiner zu dieser Compagnie gehöre, er besitze denn eine solche Actie, und daß nur diejenigen, welche eine solche Actie besitzen, Schaden und Vortheil zu theilen haben: das, sage ich, wissen wir deutlich, und zwar so deutlich, daß, wenn jemand fragen würde, ob nicht auch billig alle und jede Menschen, welche zur christlichen Kirche gehören, als Mitglieder der ostindischen Compagnie anzusehen wären, der Einfältigste darüber lachen würde. So einleuchtend diese Begriffe sind wenn wir sie uns unter einer so bekannten Gestalt gedenken, so dunkel scheinen sie manchem zu werden wenn man ihm jede bürgerliche Gesellschaft als eine solche Compagnie schildert, jeden Bürger als den Besitzer einer gewissen Actie vorstellt, und nun zu ebenden Folgerungen übergeht, welche wir vorhin gemacht haben: nämlich daß Menschenliebe und Religion keinen zum Mitgliede einer solchen Gesellschaft machen können, und daß wir in die offenbarsten Fehlschlüsse verfallen, sobald wir den Actionisten oder Bürger mit dem Menschen oder Christen verwechseln. Hier strauchelt oft der größte Philosoph, und unter allen, so viel ihrer die gesellschaftlichen Pflichten und Rechte der Menschen behandelt haben, ist mir keiner bekannt, der seine idealische Gesellschaft auf gewisse Actien errichtet und aus dieser nähern Bestimmung die Rechte und Pflichten eines jeden Mitglieds gefolgert habe. Gleichwol ist es natürlich und begreiflich, daß die Verschiedenheit der Actien auch ganz verschiedene Rechte hervorbringen, und der Mangel derselben eine völlige Ausschließung nach sich ziehen müsse.

Vielleicht findet mancher auch dieses schon undeutlich, oder fühlt es doch nicht kräftig genug was ich sagen will; ich will also gleich ein Beispiel zur Erläuterung geben. Viele Philosophen und Juristen sind verlegen, wenn sie einen fruchtbaren Begriff von der Knechtschaft geben sollen; sie schwanken, wenn sie uns den Ursprung derselben erklären wollen, und kommen mit aller ihrer Gelehrsamkeit in diesem Stücke nur selten zu genauen und bestimmten Folgerungen. Nimmt man aber nur erst an, daß der Knecht ein Mensch im Staate ohne Actie sei, so zeigt sich die Knechtschaft in einem ganz neuen Lichte; man sieht gleich, warum der Knecht so wenig die Vortheile als die Lasten eines Bürgers habe, warum er so wenig zur Landesvertheidigung dienen als zu Ehren gelangen

könne, ob er gleich alle christlichen und moralischen Tugenden im höchsten Grad besitzt; man erkennt, daß die Knechtschaft ebenso wenig gegen die Religion sei, als es gegen die Religion ist kein Mitglied der Ostindischen Compagnie zu sein; man schließt, daß das Bürgerrecht so wenig als das Kirchenrecht die Befugnisse der Menschheit aufhebe, daß der Knecht ohne einen besondern Vertrag nichts weiter zu fordern habe, als was man ihm nach dem Rechte der Menschheit und, in den spätern Zeiten, nach der christlichen Liebe schuldig ist, und daß die große Linie, welche den Bürger von dem Menschen, oder den Actionisten von demjenigen der keine Actie im Staate besitzt, trennt, zu einer vollständigen und brauchbaren Theorie unumgänglich nothwendig sei.

Zu unsern Zeiten haben wir schon eine Dämmerung in der Rechtsgelehrsamkeit, welche uns bald einen bessern Tag verkündigt. Man fängt nämlich an das Sachenrecht eher als das Personenrecht vorzutragen. Allein es ist noch zurzeit blos ein dunkles Gefühl der Wahrheit. Denn noch keiner hat die Sache unter dem Begriff der Actie vorgestellt. Ich muß mich hier wieder durch ein Beispiel erklären. Ein Mann, der z. E. tausend Thaler besitzt und davon die Hälfte zu einer Compagniehandlung einschießt, besitzt nur fünfhundert Thaler als Actie, und die übrigen fünfhundert Thaler sind freies natürliches (Allodial-) Vermögen, womit er nach seinem Gefallen handeln kann. Wegen der erstern ist er ein Mitglied der Compagnie; und wer das Recht der Sachen in einem Compagnierecht abhandeln wollte, würde blos die Pflichten bestimmen, welche auf der Actie haften, sich aber durchaus nicht um das übrige Vermögen des Actionärs bekümmern. Gegen diesen offenbar richtigen Begriff stoßen noch alle diejenigen an, welche das bürgerliche Sachenrecht behandeln.

Man glaube nicht, daß dieses auf eine bloße Speculation hinauslaufe, und daß in unsern Zeiten, wo jeder Einwohner eines Staates mit seinem ganzen Vermögen für alle Ausgaben der bürgerlichen Compagnie zu haften scheint, jener Unterschied völlig unnütz sei. Wahr ist es zwar, daß wir eben dadurch, daß wir nach und nach, da wir Vermögen- und Personensteuern eingeführt haben, nicht allein unsere liegenden Gründe, sondern auch unsern Geldreichthum, und selbst unsere Leiber mit in die Compagnie gelegt, folglich alles, was wir haben, und uns selbst zu Staatsactien gemacht haben. Allein eben diese Art der Vorstellung leitet uns doch zu einer bessern Ordnung unserer Begriffe; sie zeigt in der natürlichen Geschichte der Staatsverfassung, wie zuerst blos das Land, was einer besessen und wovon allein gedient oder gesteuert wurde, die ursprüngliche Einlage zur Compagnie gewesen; wie zu dieser Zeit der Mann, der Waaren zu verkaufen oder

Schuhe zu machen gehabt, ohne Actie und folglich ein Knecht gewesen; wie derselbe später, als die Landactie zur Bestreitung der Compagnieauslagen nicht mehr zureichen wollen, und er ebenfalls etwas von seinem baaren Vermögen oder Verdienste zuschießen müssen, das Recht eines Actionisten erhalten; wie solches, solange die Auslagen der Compagnie in persönlichen Heerdiensten bestanden, lange nicht füglich geschehen können, bis endlich der persönliche Heerdienst von sichern ausgesonderten Männern übernommen worden, deren Unterhalt und Ausrüstung mit Geld oder Anweisung auf Früchte bestritten werden können; wie nachwärts, als auch Verdienst- und Vermögensteuern nicht zugereicht, Personensteuern aufgekommen, und dadurch zuletzt jeder Mensch ein Mitglied der großen Staatscompagnie, oder wie wir jetzt sprechen, ein Territorialunterthan geworden, mithin diejenige allgemeine Vermischung von bürgerlichen und menschlichen Rechten entstanden, worin wir mit unserer philosophischen Gesetzgebung dermalen ohne Steuer und Ruder herumgeführt werden. Diese und unzählige andere Folgen, welche das wahre Pragmatische in der Geschichte ausmachen und hier nicht auseinandergesetzt werden können, zeigt uns obige Art der Vorstellung, und um ihrentwillen allein würde das Recht der Sachen, in der Masse als Actien betrachtet, vor dem Personenrechte abzuhandeln sein; jedoch nicht unter Nationen, welche zu Fuße ziehen — denn hier ist der Leib die Actie —, sondern unter Völkern, welche Land besitzen und nach dem Verhältniß ihrer Ländereien dienen. Unter Nationen, die zu Pferde ziehen, fängt die Behandlung des bürgerlichen Rechts mit den Pferden und deren Rüstung an; denn das Pferd ist ein großer Theil der Actie, und wer kein Pferd hat, ist auch kein Mitglied dieser reitenden Völkercompagnie.

Diese Art der Vorstellung wird aber noch weit wichtiger, wenn wir in das besondere Staats- und Landrecht hineingehen. Alle unsere westfälischen und niedersächsischen sogenannten Eigenthumsordnungen oder Hofrechte fangen damit an, daß sie den Ursprung des Leibeigenen, die Pflichten seiner Person und die Rechte, so aus seiner persönlichen Verbindung folgen, zuerst vortragen und dann zuletzt auf die Sachen kommen. Solange wir diesen Plan verfolgen, werden wir nie zu irgendeiner guten Theorie gelangen, es gibt lauter falsche Schlüsse und Sprünge; und obgleich das Resultat, was wir zuletzt durch viele Umwege herausbringen, richtig ist, so ist das System doch immer falsch, aus Trümmern zusammengesetzt, und unzulänglich eine wahre und große Gesetzgebung zu unterstützen.

Kein Wort kommt in den nordischen Urkunden häufiger vor als das Wort Mansus, und noch hat es kein Gelehrter vermocht,

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Möser, Justus,

Patriotische Phantasien in zwei Theilen

Bd.: 1

Leipzig (1871)

P.o.germ. 118 p-32/33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11013829-8